NAZIONALE
R. BIBLIOTECA
CENTRALE V. E. II
1
46 C
2
ROMA

Digitized by Google

Beiträge

zur

Italienischen Geschichte.

Zweiter Band.

Beiträge

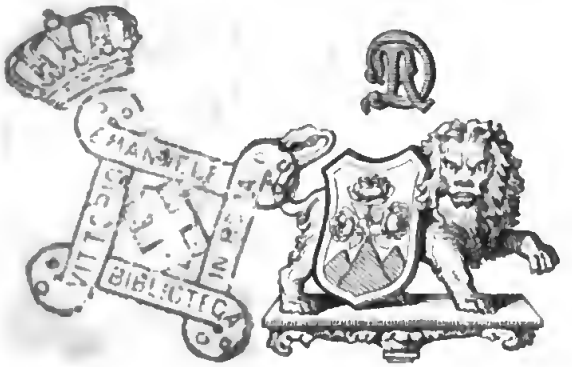
zur

Italieniſchen Geſchichte.

Von

Alfred von Reumont.

Zweiter Band.



Berlin, 1853.

Verlag der Deckerſchen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Seite

Atalanta Baglioni und die Ihrigen 1

Francesco Burlamacchi. 61

Antonio Foscarini und Paolo Sarpi. 155

Paoli und Corsica 185

Der Raub florentinischer Kunstschätze durch die Franzosen 257

Balbo's italienische Geschichte 285

Die Büste Paolo Renier's. 329

Don Mauro Cappellari und Gasparo Salvi 343

Giacomo Leopardi 357

Atalanta Baglioni

und

die Ihrigen.

Peruginiſche Chronik.

Während Raffael Sanzio in Perugia verweilte, so erzählt Giorgio Vasari in der Lebensbeschreibung des größten Malers neuerer Zeiten, bat ihn Madonna Atalanta Baglioni für ihre Kapelle in der Kirche San Francesco ein Bild zu malen. Da er indeß zu jener Zeit ihren Wunsch nicht zu erfüllen vermogte, indem er eben im Begriffe stand um seiner Angelegenheiten willen sich nach Florenz zu begeben, so versprach er ihr nach seiner Rückkehr an die Ausführung zu gehn. Und als er nun nach gedachter Stadt gekommen war wo er sich mit unsäglichem Fleiße den Kunststudien hingab, entwarf er den Carton für besagte Kapelle, in der Absicht denselben sobald als möglich ins Werk zu setzen. Mitten in seinen vielen Arbeiten in Florenz ward Raffael nach Perugia zurückberufen, wo er zuerst in San Francesco das Bild für Madonna Atalanta beendigte, dessen Carton er wie gesagt in jener Stadt gezeichnet hatte. In diesem göttlichen Gemälde wird der todte

Heiland zur Gruft getragen, und daſſelbe iſt mit ſolcher Liebe und ſolcher Friſche ausgeführt, daß man beim Anſchaun deſſelben heute glauben mögte, es ſei eben jetzt vollendet. In der Compoſition beſtrebte ſich Raffael den Schmerz darzuſtellen, welchen die nächſten und liebevollſten Angehörigen empfinden, indem ſie den Leichnam einer geliebten Perſon zur ewigen Ruhe bringen, einer Perſon, welche in Wahrheit Glück, Ehre und Wohl einer geſammten Familie in ſich ſchließt. Man ſieht des Heilands Mutter in Ohnmacht hingeſunken, und den Ausdruck aller Köpfe rührend im Schmerz, namentlich jenen des heiligen Johannes, welcher mit gekreuzten Händen das Haupt neigt, mit einem Affect der auch den härteſten Sinn zum Mitgefühl bewegen würde. Wer die auf dies Werk verwandte Liebe, Sorgfalt und Kunſt in Anſchlag bringt, muß zur Bewunderung hingeriſſen werden, denn es überraſcht Jeden durch das Gefühl in den Köpfen, durch die Schönheit der Gewänder wie durch die äußerſte Vollendung aller Theile.

So weit Giorgio Vaſari welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts ſchrieb.

Tauſende und Tauſende haben voll Bewunderung vor Raffaels Bilde geſtanden welches, nachdem es gerade hundert Jahre lang den Altar der Baglioniſchen Kapelle in San Francesco geziert, eines der koſtbarſten Kleinode der Borgheſeſchen Sammlung in Rom geworden

iſt. Von der Frau aber welche dieſe Grablegung dem Urbinaten beſtellte, von Madonna Atalanta ſchwiegen bis auf den heutigen Tag die Blätter der Geſchichte.

Die Genealogien des Hauſes der Baglionen, wie die meiſten Genealogien älterer Zeit in Sagen ſich verlierend oder, was ſchlimmer iſt, an etymologiſchen Erfindungen ſich vergnügend, haben den Namen des Geſchlechts von Gottfried von Bouillon ableiten wollen. Sie erzählen, wie zur Zeit der Kreuzzüge ein Baglione nach Umbrien gekommen, und vom Kaiſer Friedrich dem Rothbart mit dem Städtchen Spello bei Fuligno belehnt worden ſei, das ſo den Anfang des bedeutenden Beſitzes der Familie gebildet habe. Ihr Hauptſitz war aber in Perugia. Hier hatten ſie zahlreiche Wohnungen, mehr oder minder groß und reich, je nach dem verſchiedenen Reichthum der verſchiedenen Linien des Geſchlechts. Im 15. Jahrhundert beſchränkten dieſe Linien ſich auf zwei, die an Zahl der Mitglieder von einander ſehr verſchieden waren. Pandolfo Baglioni's Söhne Malateſta und Nello waren die Stifter derſelben. Die Gattin Malateſta's, des zweiten dieſes Namens, Giacoma, war eine Tochter Braccio's von Montone, welcher zu den Zeiten des Conſtanzer Conzils in einem Theile Umbriens wie ein unumſchränkter Herr ſchaltete, nach der Herſtellung der Kircheneinheit eine Zeitlang den neugewählten Papſt Martin V in Schach hielt, und Begründer einer der berühmteſten Söldner-

ſchulen Italiens war. Giacoma ſchenkte ihrem Gatten nicht weniger denn fünf Söhne, von denen die ſpäteren verſchiedenen Zweige der Baglionen ſtammten. Nello der ältere Bruder hatte hingegen nur zwei Sprößlinge, welche der eine durch Gift, der andere nebſt einem einzigen Sohn im Bürgerſtreite den Tod fanden, ſo daß im Jahr 1460 von ſeiner Linie nur ein Kind übrig geblieben war, Erbe großen Reichthums. Das Kind war Atalanta Baglioni.

Die Erbſchaft ſollte im Hauſe bleiben. Im jugendlichen Alter wurde Atalanta einem Verwandten vermält, Griſone Baglione, einem Enkel des ſchon genannten Malateſta. Toderina Fregoſo von Genua war im Jahre 1454 zu Baſtia im Peruginiſchen geſtorben, indem ſie ihrem Gemal Braccio dieſen Sohn gab. Er war jung und ſchön wie ſeine Braut, und Alles ſchien ihnen ein glänzendes und nach menſchlicher Vorausſicht glückliches Leben zu verſprechen. Kaum aber waren Griſone und Atalanta ein Paar, ſo ereilte ihn der Tod. Am 1. Mai des Jahres 1477, bei Ponte Riccinolo im Herzogthum Urbino wurde Griſone von einem Beamten des Herrn von Saſſoferrato ermordet. Der Anlaß zu der That iſt nicht bekannt: man weiß nur, daß Friedrich von Monteſeltro, der Herr des Gebietes auf welchem die That geſchah, eine Geſandtſchaft an Braccio abordnete, um ihm ſeine Theilnahme an dem Unglück zu bezeugen. Drei Doctoren der Rechte und ein Ritter

bildeten dieſe Geſandtſchaft des Herzogs von Urbino, die mit fünfundzwanzig Pferden in Perugia anlangte. Wenn ſie dem Vater keinen Troſt zu geben vermogte für den Verluſt des einzigen Sohnes, ſo war ſie dem großen Herrn werth als Beweis der Freundſchaft eines ſo angeſehenen Mannes und geſchickten Feldhauptmanns. Die Leiche war nach Perugia gebracht und dort beerdigt worden; die Rede bei der Beiſetzung hielt Francesco Maturanzio, in Staatsgeſchäften wie in gelehrten Dingen erfahren und tüchtig, und unter den Geſchichtſchreibern ſeines Vaterlandes derjenige, welcher uns die beredteſte und anſchaulichſte Schilderung der verworrenen und unſichern Zuſtände bei dem Uebergang aus dem 15. Jahrhundert in das ſechzehnte hinterlaſſen hat.

Erſt einige Monate darauf gab die Witwe einem Sohn das Leben, der zur Erinnerung an den früh Geſchiedenen deſſen Namen erhielt. Grifonetto, wie man gewöhnlich den Knaben hieß, war nicht über zwei Jahre alt, als ſein Großvater Braccio ſtarb, und ſomit ſtand ein Kind an der Spitze der ältern Linie des großen Hauſes, welches eine, wenn nicht durch geſetzliche Anerkennung geregelte, doch ziemlich allgemein zugeſtandene Autorität in Perugia ausübte.

So lange der unbeſtimmte Zuſchnitt der weltlichen Papſtherrſchaft des Mittelalters und der loſe Verband der einzelnen Provinzen mit dem römiſchen Centrum währten, folglich bis zu Alexander's VI, Julius' II,

Leo's X Zeiten und theilweiſe noch über dieſelben hinaus, mußten die eigenthümlichen Verhältniſſe der romagnoliſchen und umbriſchen Städte, wie mancher Städte der Marken und des Patrimoniums, der Gewalt einzelner Geſchlechter den Weg bahnen, einer Gewalt die in der Mehrzahl der Fälle auf Tradition und einer Art Erbrecht beruhte, immer wechſelnd und beſchränkt, jedoch ſelbſt in ihrer Beſchränkung tyranniſcher Natur war. Schon in den ſpäteren Longobardiſchen Zeiten hatte Perugia die weltliche Autorität der römiſchen Päpſte anerkannt, hatte die Entwickelung der Freiheiten der Communen anfänglich unter Conſuln, dann unter Podeſtàs erlebt, hatte die innern Rechtsverhältniſſe wie die Beziehungen zu den Päpſten in Statuten feſtgeſetzt, welche, ſo ſehr ſie die munizipalen Privilegien zur Geltung zu bringen ſuchten, doch für die „Befehle unſers Herrn des Papſtes und der Commune der erhabenen Stadt" (Rom) ſtets eine rückſichtvolle Ausnahme machten. Die Päpſte ſandten Legaten, Vicelegaten, Gouverneatoren, ihre oberherrlichen Rechte zu wahren: wir finden einmal als Podeſtà von Perugia und zugleich Regierer des größten Theils von Umbrien wie des Patrimoniums den Titularkönig von Jeruſalem, Johann von Brienne Schwäher Kaiſer Friedrich's II. Aber wie in allen Städten und Munizipien, größern und kleinern, hatten Parteien und Parteizwiſte alles Regieren erſchwert. Gibellinen und Guelfen, Edelleute und Raspanti, wie

hier die Volkspartei hieß, Obere und Untere, und wer weiß mit welchen Namen die Factionen sonst noch bezeichnet wurden, hatten von den Zeiten der schwäbischen Kaiser an die Commnen zerrissen, schon bevor einzelne Familien zu eigentlicher Obergewalt gelangten, wie jene war, um welche im 15. Jahrhundert Baglioni und Oddi sich stritten. Die Gemeinde-Verfassung, so künstlich und wohlberechnet sie immer sein mogte, gewährte unter solchen Umständen den Bürgern, deren Rechte sie sorgsam abgewogen hatte, nur geringen practischen Schutz.

Aus der festeren Gestaltung der Innungen oder Arti die in der Geschichte der democratischen Republiken des mittleren Italiens eine so bedeutende Rolle spielen, war zu Anfang des 14. Jahrhunderts, etwa zwanzig Jahre nach dem Vorgange der Florentiner, der Magistrat der Prioren der Zünfte hervorgegangen, aus zehn Mitgliedern bestehend, je zwei für jeden Stadttheil, welche die eigentliche Regierung führten, drei Monate im Amte blieben und ihren Sitz im Gemeindepalast hatten, dessen Bau um die gedachte Zeit begonnen wurde. Auch heute noch macht die ernste Masse dieses Palastes einen mächtigen Eindruck, wie er, gegenüber dem alten schönen mit zahlreichen allegorischen Figuren verzierten Brunnen, felsenfest dasteht, ungeachtet der vielen verderblichen Modernisirungen, mit Freitreppe und bogengetragener Vorhalle, mit vertiefter Spitzbogenthüre und breiten dreigetheilten Fenstern, mit den mächtigen stei-

neuen Greifen, Sinnbildern der Stadt, und den Wappenschildern der befreundeten und verbündeten Communen. Andere Magistrate theilten sich mit dem der Prioren der Zünfte in die Verwaltung, während einem kleineren und einem größeren Rath die gesetzgebende Macht inwohnte. Die Eintheilung der Stadt in fünf Bezirke hatte von Altersher bestanden. Der erste Bezirk hieß Porta S. Pietro nach Kirche und Kloster der Benediktiner von Monte Cassino, oder der „schwarzen Mönche" wie das Volk sie bezeichnete. Der zweite hatte den Namen Porta S. Angelo, von der uralten, dem Erzengel Michael geweihten Kirche, deren Achteck wahrscheinlich auf den Trümmern eines Heidentempels steht. Porta del Sole heißt der dritte Bezirk, von der Richtung nach Morgen: Dante, wo er Assisi's Lage so schön und malerisch schildert, erwähnt dieses Sonnenthores, wo von der Gebirgsseite her „Perugia Hitz' und Frost empfindet." Auf der gegenüber liegenden Seite ist Porta Sta Susanna, südlich der Bezirk, den man Porta Eburnea nannte. Eine Menge vornehmer Familien zählend, die miteinander in stetem Hader lebten; Sitz einer blühenden Hochschule, deren Ruf auch viele Ausländer anzog; reich an schönen Kirchen und Wohnungen, welche in den Jahren, deren hier gedacht wird, mit den Werken der Künstler geschmückt wurden, die das Zeitalter Pietro Perugino's und der Blüte der umbrischen Malerschule vorbereiteten und einleiteten; nicht

arm an Gewerbfleiß und Handel, denen die streng- und festgegliederten Körperschaften der mittelalterlichen Institutionen heilsame Regel und Ordnung verliehen — so war jenes Perugia, dessen Wohl und Wehe so oft von den Baglionen abhing, bis die päpstliche Gewalt sich ihrer wie aller andern älteren wie neueren Dynastenfamilien entledigte, und endlich nicht nur der Willkür eines Geschlechts, sondern zugleich den alten Freiheiten der Comune ein Ende machte.

In Braccio Baglione, dem Schwäher Atalantens, waren Reichthum, Glanz, Ansehen des Hauses ungewöhnlich gestiegen. Um das Jahr 1420 von Malatesta und Giacoma Fortebraccì geboren, vereinigte Braccio, unter den Seinigen der zweite des Namens welchen er von seinem berühmten mütterlichen Großvater erbte, viele jener Eigenschaften, die in allen Zeiten und Verhältnissen auf die Menge einwirken und die persönliche Stellung bedingen müssen, namentlich aber in Verhältnissen und Zeiten, wo die Bedeutung der Persönlichkeit mehr als der Anspruch positiven Rechts entscheidet. Ein Kriegsmann in den heimathlichen Condottieren-Schaaren, die von den Piccinini und Fortebraccì geführt, den Ruf ihres Stifters und seine Schule aufrecht hielten, welche in Umbrien ihren Ursprung hatte und aus umbrischen Geschlechtern nicht versiegende Nahrung zog; Feldherr der Florentiner und der Päpste, welchen er bei manchen Anlässen das Banner der Kirche vorantrug, die

ihn mit Verleihungen und Lehen begünſtigten, und denen er mehr denn einmal nicht nur ſchwankende Städte und Ortſchaften treu erhielt ſondern abtrünnige zum Gehorſam zurückführte, hatte Braccio in der Vaterſtadt glänzenden Haushalt. In ihm erkannten die Peruginer ihren erſten Bürger an. Sein Vater Malateſta hatte den Bau eines Palaſtes in dem durch ſeine Lage begünſtigtſten Stadttheile begonnen, Braccio vollendete ihn mit Hülfe eines lombardiſchen Bildhauers, Namens Leone, und ſorgte für bedeutſamen und reichen Schmuck durch Künſtlerhand. Zwei Thürme zu beiden Seiten gewährten bei der hohen Lage um ſo weitere Umſicht. Die Stirnſeite war reich mit Malereien geſchmückt, in dem großen Saal ſah man Wandgemälde, an Geſchichte und berühmte Männer der Stadt erinnernd. Eine allegoriſche Frauengeſtalt voll majeſtätiſcher Schönheit ſtellte die „Auguſta Peruſia“ dar; auf der einen Wand waren Krieger abgebildet, Rechtsgelehrte und Staatsmänner auf der andern. Den Trojaner Euliſtes ſah man dort, den die Tradition die ſich in ganz Italien, von Padua an bis zu den ſiziliſchen Küſten und Feldern, ſo gerne an die Sagen von Ilium anklammert, zum Begründer der Stadt gemacht hat. Minder mythiſche Perſonen waren abgebildet, Braccio und Piccinino mit Söhnen und Angehörigen, darunter Inſchriften in Achtzeilenſtanzen von der Hand des Hiſtorikers und Antiquars Franceſco Maturanzio, welche

ihrer rühmlichen Handlungen gedachten. Dies Haus war der Mittelpunkt heitern und festlichen Treibens, nach Maß und Form damaliger Geselligkeit. Hier sangen zum Lobe des Hausherrn, seiner Gäste und seiner Heimath, bekannte Dichter; hier stiegen große Herren ab und kehrten glänzende Gesandtschaften ein. Braccio lebte splendid. Als er Todeschina Fregoso heimführte, die Tochter eines Geschlechts, das oft über das stolze Genua geherrscht hatte, sandte er sechzig Reiter, die Braut abzuholen. Auf dem ganzen Wege, namentlich durch Toscana, wo die Baglionen viele Freunde und Angehörige hatten, wurde ihr das Geleite gegeben von vornehmen Leuten. Als Papst Pius II im Februar 1459 in Perugia war, ließ Braccio auf dem großen Platze ein festliches Türnier halten, wobei er acht Ellen himmelblauen Samt als Siegespreis aussetzte. Auf einem Elefanten von Holz, auf Rädern fahrend, erhob sich ein hölzernes Kastell; ein Karren mit Instrumentalmusik und Sängern folgte. Und als Borso von Este Herzog von Ferrara zwölf Jahre später dort verweilte, ehrte Braccio auf glänzende Weise den vornehmen Herrn. Der Galanterie huldigte er nicht minder. Zu Ehren einer schönen Perugineriu welche sein Herz gewonnen hatte, Margherita da Montesperello, ordnete er Lanzenstechen an, gab er in seinem Garten bei der Kirche San Pietro ein reich besetztes Frühstück mit Musik und Tanz, woran gegen achtzig junge Männer und

Frauen theilnahmen. Und wie die Poeſie hatte auch die Wiſſenſchaft ſich ſeines Schutzes zu erfreuen. Um das Jahr 1473 berief er Gutenberg's Nachfolger, Johann Widenaſt und Stefan von Mainz, denen er ein Haus in ſeiner Nähe anwies, wo ſie zuerſt einen Tractat des berühmten Baldo, dann andere Rechtsbücher druckten, zum Nutzen der hohen Schule, hieß es im Vorwort, zur Ehre und Glorie der Stadt. Wie in jenen Zeiten Geſchmack an Poeſie und Kunſt und an den Genüſſen feinerer Sitte und Lebensart, und die Ausübung empörender, aus Rache oder Herrſchſucht entſpringender Verbrechen einander ſo nahe lagen, ſo mordeten Braccio und ſein Bruder Ridolfo im Jahre 1460 auf offener Straße ihren Vetter Paudolfo und deſſen Sohn Niccolò, und legten dadurch in ihrem Hauſe den Grund zu einer Entzweiung, die nach mehr denn einem Menſchenalter eine Tragödie herbeiführte, welche ſelbſt in Ceſar Borgia's Zeit nicht ihres Gleichen fand.

Zwietracht war, wie geſagt, nicht neu in Perugia. Die Macht der Baglionen mußte die Eiferſucht anderer Geſchlechter rege machen, welche ſich denſelben gleichberechtigt dünkten durch Alter, durch Adel und Ehren. An der Spitze der Gegner ſtanden die Oddi. Im Jahre 1332 hatte der Mord Meſſer Oddo's degli Oddi den Grund zu der Feindſchaft der beiden Geſchlechter gelegt, die, allen Vermittlungsverſuchen und Friedensſchlüſſen

zum Trotz, zwei Jahrhunderte währte und Perugia mehr denn einmal mit Entsetzen und Blut füllte. Als im October 1488 die Oddi von den übermächtigen Nebenbuhlern endlich aus der Stadt verdrängt wurden, gab es keinen ruhigen Tag mehr im Gebiete. Denn nicht die benachbarten Städte nur, wie Assisi, Gualdo, Fuligno u. a. nahmen Partei, sondern Siena auch und die Herrn von Camerino und Urbino, und römische Herrn, wie Saveller und Colonnesen. Es gab unaufhörliche Kämpfe und Ueberfälle. Passignano, am Ufer des Trasimen gelegen, wo die große Heerstraße nach Toscana führt, fiel einmal in die Hände der Verbannten und ihrer Freunde. Aber die Baglionen nahmen den Ort wieder mit Sturm und von den Fliehenden ertranken viele im See, während Perugia's Kerker nicht Raum genug hatten die Gefangenen zu fassen. Darum aber gaben die Besiegten die Hoffnung nicht auf — wann hat Heimathsliebe nicht Hoffnung geweckt? Und bald wäre ihnen ihr Plan gelungen. Sie hatten Einverständniß in der Stadt. Lodovico della Staffa, von der noch blühenden Familie welcher das reizendste von Raffaels Madonnenbildchen gehört, machte sich anheischig die Bewaffneten einzulassen. Die Nacht des verabredeten Ueberfalls kam heran: Feuersignale braunten hie und da auf den Bergen, dem Uebereinkommen zu folge. Das St. Andreasthor ward den Angreifenden geöffnet. Bis zum großen Platz drangen sie vor, überall

die Ketten ſprengend welche in dieſen Zeiten der Unruhe und des Verdachtes die Straßen ſperrten. Da eilten, aufgeſchreckt, in Eile gewaffnet, die Baglionen mit ihren Anhängern herbei. An der Spitze kämpften Aſtorre und Simonetto, die Neffen Braccio's: letzterer hatte nicht Zeit gehabt, den Harniſch anzulegen; aus zweiundzwanzig Wunden blutend trug man ihn aus dem Getümmel. An der letzten ſchweren Eiſenkette welche den Eingang zum Platz verſperrte, entbrannte der heftigſte Kampf. Aus den Fenſtern des Gemeindepalaſtes ſchleuderten die Prioren und ihre Dienerſchaft Steine und Eiſen, Freunde und Feinde treffend. Endlich erlagen die Angreifenden, mehr der Verwirrung in welche ihre Reiter geriethen, als der Macht der Feinde. Viele wurden niedergetreten und erdrückt auf der eiligen Flucht bei der Enge der Straßen. Ueber hundertfünfzig kamen um, im Kampfe theils, theils als Gefangene aus den Fenſtern des Gemeindepalaſtes geſtürzt oder enthauptet. Die Flüchtigen verbreiteten Schrecken in den benachbarten Orten und Städten, welche ihre Partei ergriffen hatten.

Von dieſem Moment an ſchalteten die Baglionen wie ſie wollten in Perugia, und die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, welche den Zuſtand der Stadt in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts geſchildert haben, ſind unverwerfliche Zeugen des ſchlimmen Schaltens. Meſſer Aſtorre Baglioni war ſchon bei Lebzeiten ſeines

Vaters Guido nahe daran, die Stellung einzunehmen, welche einſt ſein Oheim Braccio gehabt hatte. Im Waffendienſt aufgewachſen, war er nach altem Condottieren-Herkommen auf der einen bald und bald auf der andern Seite geſtanden — heute für die Florentiner kämpfend, welche die letzte Fehde mit dem unglücklichen Piſa in mancherlei Feindſchaft verwickelte, morgen für Piſa's Bundesgenoſſen, die Venezianer, und heute wie morgen den nächſten Verwandten gegenüberſtehend, welche der Solddienſt in die feindlichen Reihen führte. Als Perugia ſelbſt von keinem eigentlichen Kriege mehr bedrängt ward, als die Waffen ruhten und die Stadt der Segnungen des Friedens, die ſich auf mannigfache ſchöne Weiſe, vorzugsweiſe aber in Werken der bildenden Kunſt, verkündigten, im vollen Maße hätte theilhaft werden können, erlaubten Jene, welche die Gewalt in Händen hielten, nicht Ruhe noch Behagen. Keiner hat die damaligen Zuſtände anſchaulicher geſchildert, als Franceſco Maturanzio in ſeiner, an maleriſchen und ergreifenden Scenen reichen Chronik. Durch die Vertreibung der Oddi, ſagt er, war Perugia zwar vieler ſeiner Edelleute beraubt worden: aber während der zwölf auf jenes Ereigniß folgenden Jahre, von 1488 nämlich bis 1500 hatte ihre Zahl in den befreundeten oder parteiloſen Familien doch wieder bedeutend zugenommen. Die Dinge waren freilich immer vom Schlimmen zum Schlimmern fortgeſchritten. Die Jugend ließ

alle rühmlichen Uebungen bei Seite, lebte in den Tag hinein, und führte unordentlich wüsten Wandel. Kein Tag verging ohne unruhige Auftritte und Excesse, die öffentliche Justiz war machtlos geworden, Jeder verschaffte sich Recht nach eigenem Gutdünken und auf eigene Hand. Der Papst (es regierte damals Alexander VI der doch sonst der Willkühr und dem Ungehorsam mit List und Gewalt zu begegnen wußte) sandte Gouverneure und Legaten die Stadt zu regieren und zur Ordnung zurückzuführen. Aber so Viele kamen, zogen auch wieder ab, voll Furcht in Stücke gehauen zu werden. Zur Zeit des vorigen Papstes Innocenz VIII wars nicht besser gewesen. Seinen eigenen Sohn Franceschetto Cybò hatte er 1488 vergeblich nach Perugia gesandt, um zwischen den feindlichen Parteien des Adels Frieden und Eintracht zu stiften. Ein Neffe von ihm, ein Bischof, studirte in der Stadt und wurde von einem Mann aus dem Volke bei hellem Tage auf der Straße gemordet. Und der Papst vermogte nicht den Mörder zur Rechenschaft ziehn zu lassen! Ein Cardinallegat hatte sich in solchen Nöthen befunden, daß er erkrankt sich acht bis zehn Millien weit in einem Kasten wegtragen lassen mußte und dann zu Pferde weiter floh. Nicht Wachen nicht Häscher halfen. Governatoren mußten mehrmals die Drohung hinnehmen, man werde sie zu den Palastfenstern hinauswerfen. Prälaten wie Cardinäle schenten sich nach Perugia zu kommen, wenn sie

nicht Freunde der Baglionen waren. Die Stadt war in ſolches Elend geſunken, daß all die ſchlimmſten Leute die erſte Rolle ſpielten. Wer zwei, drei Menſchenleben auf der Seele hatte, ſtolzirte in Straßen und Paläſten umher. Mit Schwert und Dolch bewaffnet traten bekannte Mörder vor den Podeſtà und die übrigen Beamten. Unter andern zeigte man einen Mann, von dem es hieß er habe in den Fehden mit den Ausgewanderten und ſonſt mehr denn ſiebzig Menſchen getödtet. Es läßt ſich nicht ſchildern wie geſetzlos der Zuſtand war. Magazine und Buden wurden erbrochen und geplündert und die ausgeleerten Kaſten dem Podeſtà auf die Treppe geſetzt. Der Hauptmann der Häſcher ließ eines Tages dem Befehl des Legaten zufolge auf einen übel berufenen Mann fahnden, ohne ihn jedoch greifen zu können. Tags darauf trat dieſer Menſch in den Palaſt des Hauptmanns, ergriff ihn und ließ ihn aus mehren Wunden blutend todt liegen, ſo daß Allen die Angſt ankam. Es gab keinen rechtlichen Mann der nicht vor bewaffneten Taugenichtſen zitterte, die unter dem Schutze von Edelleuten ſtanden. Einſt ſah man einen Haufen von zwanzig derſelben, welche Schwerter in der Hand frei auf dem Platze umherſpazierten vor der Treppe des Gerichtspalaſtes. Kein Bürger konnte mehr über ſein Eigenthum verfügen. Die Edelleute raubten oder ließen durch ihre Anhänger wegtragen. Die öffentlichen Aemter wurden entweder verkauft oder gingen ganz ein,

und Quälerei und Erpreſſung war ſo groß, daß man überall nichts als laute Klagen vernahm. Wenn dieſe Klagen gegen Alle gerichtet waren, die Theil hatten an ſo ſchlimmem Treiben, ſo wurden ſie doch am meiſten laut wider Meſſer Guido Baglioni, Aſtorre's Vater, den älteſten der Familie, welcher ſo großen Anſehens genoß und ſo viel Erfahrung und Klugheit beſaß, daß er dem Unweſen wohl zu ſteuern im Stande geweſen wäre, wenn er von ſeiner Autorität über die jüngeren Verwandten und die Anhänger des Hauſes hätte Gebrauch machen wollen. Aber die geringe Eintracht unter den Baglionen ſelbſt machte die Sache nur noch ſchlimmer. Jeder ſah ein daß dies nicht lange dauern konnte und daß die Stadt am Rande eines Abgrundes ſtand.

So ungeordnet, ſo willkürlich, ſo geſetzlos waren die Zuſtände Perugia's in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Und doch war gerade dieſe Zeit die der Entwicklung und höchſten Ausbildung einer Kunſtrichtung, deren eigenthümliches Gepräge auf andere Tage und andere Umgebung ſchließen laſſen ſollte — jener Kunſt welche, obgleich um dritthalb Jahrhunderte ſpätern Urſprungs, dennoch von demſelben Geiſte gezeugt erſcheint welcher Den erfüllte, der nach den Worten des großen Dichters ganz Seraf war in Liebesgluten und ſich die Armuth zur Braut erkor, deren

unbekannte Schätze erſt durch ihn, in Demuth und Liebe, in Eintracht und frommer Heiterkeit, der Welt offenbart wurden. Um Aſſiſi, von wo Franziskus ausgegangen, wob die Malerei, in welcher das Gemüthsleben ſich in der reinſten Fülle ausſpricht, gleichſam einen Zauberkreis. Sieneſiſche Elemente waren es welche ſich in Umbrien befruchtend niederließen und, nicht unabhängig zwar von florentiniſcher Einwirkung aber ganz eigenthümlichen Karakter entwickelnd, zu ſelbſtändiger Ausbildung reiften, die eine der merkwürdigſten und anziehendſten Erſcheinungen der Kunſtgeſchichte bildet. Benedetto Bonfigli, Niccolò Alunno, Fiorenzo di Lorenzo hatten ſchon in den umbriſchen Städten und Ortſchaften, in Aſſiſi und Fuligno, in den Städtchen des Gebirges welches Umbrien von Urbino und den Marken ſcheidet, wie in Perugia ſelbſt unter verſchiedenartigen Einflüſſen vielerlei gearbeitet; in Gubbio und Urbino hatten mehr oder minder ſelbſtändige Erſcheinungen, zum Theil mit florentiniſcher Kunſt zuſammenhangend, ſich bemerklich gemacht; Benozzo Gozzoli, von deſſen Ruhm das Piſaner Camposanto redet, hatte von der realiſtiſchen Richtung der Florentiner in ihrer fantaſiereichen Fülle Proben gegeben. Aber der ſpezifiſche Karakter der umbriſchen Schule offenbarte ſich ſozuſagen plötzlich in ſeiner vollen belebenden Kraft, in ſeiner ſchwärmeriſchen Hingebung der Jugend wie in der mil-

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITTORIO EMANUELE

den Stimmung der bewußten Reife, in Pietro Perugino. In ſeinen trefflichen Werken in Florenz und Rom war dieſer große Künſtler mit den Toscanern in die Schranken getreten und hatte ſich, wie eine neue Welt des Gefühlslebens erſchließend, die vollkommenſte Geltung verſchafft. Eine Schaar von Mitſtrebenden und Schülern umgab ihn nachdem er ſich dauernd in Perugia niedergelaſſen: überall iſt ſeine mächtige Einwirkung auf dieſelben unverkennbar, und wenn dieſe Einwirkung bei den Schwächern jene Monotonie herbeiführte zu welcher faſt alle Schulen, mögen ſie in falſche Kraftanſtrengung oder in ſentimentale Süßlichkeit ausarten, ſich verflachen, ſo verdanken wir ihr hinwieder in ihrem Kreiſe eine Reihe Schöpfungen, die uns eine der glücklichſten zugleich und gewinnendſten Epochen neuerer Kunſt vergegenwärtigen. Der Zeitpunkt, zu welchem wir in der vorliegenden Darſtellung gelangt ſind, war der des fruchtbarſten Schaffens Pietro Perugino's, welchen wir leider von dieſem Zeitpunkt an bis zu ſeinem noch über zwanzig Jahre hinausgerückten Tode mehr und mehr in unerfreuliche Handwerksmäßigkeit verfallen ſehn. In den Sälen des Wechſelgerichts (Collegio del Cambio) malte er damals die großartigen Fresken: Weisheit und Gerechtigkeit, Kraft und Mäßigung werden in Heldengeſtalten des Alterthums vorgeführt, während Sibyllen und Proſeten die heidniſche Welt mit der chriſtlichen in Verbindung bringen. Es war das Jahr 1500, in welchem Pietro

dies sein größtes Werk vollendete, das Jahr des höchsten Glanzes und der entsetzlichsten Tragödie im Hause der Baglionen.

Feste und Feierlichkeiten, welche gegen die allgemeinen Zustände Perugia's grell abstachen, setzten in jener Zeit die Familie wie die ganze Stadt in Bewegung. Es war Astorre's Vermälung mit Lavinia Colonna, die mit größtem Glanze gefeiert ward. Lavinia war die Tochter Giovanni Colonna's und Giustina Orsini's: Vermittler der Heirath war König Federigo von Neapel, der letzte und der beste der unächten Aragonesen, welche fast ein halbes Jahrhundert lang den Süden des italienischen Festlandes beherrschten. Es war am Vorabende des St. Peter- und Paulfestes, am 28. Juni, als die Hochzeit stattfand. Die Braut traf ein, begleitet von Gesandten und zahlreichen Frauen. Voraus Trompeter und Pfeifer und andere Musik, so daß es weit schallte über Ebene und Hügel. Messer Astorre war vom Kopfe bis zum Fuße in Goldbrocat gekleidet; um seinen Nacken hing eine schwere goldene Kette, die ihm für kriegerischen Dienst von der Signorie von Venedig geschenkt worden war. Auch die Kleider der Braut waren von Goldbrocat; die seidenen Aermel dicht besetzt mit feinen Perlen; Perlenschnüre reich und kostbar auch zum Kopfputz verwandt. Da Astorre's Wohnung noch nicht eingerichtet war, so kehrte die Braut in das Haus Braccio's ein, das nun dessen

Enkel Grifonetto gehörte. Denn unter den Wohnungen der Baglionen gab's keine ſchönere, und als einſt Ridolfo, Grifonetto's Großohm, bei der Ankunft des neuen Legaten Cardinal Todeschini Piccolomini, Neffen Papſt Pius' II und nachmals ſelber Papſt als Pius III, ein glänzendes Gaſtmal zu geben haite, war es hier, wo er die Tafeln bereiten ließ. Lavinia wurde von den Verwandten feſtlich empfangen. Die Sippſchaft und Freundſchaft der Baglionen nicht nur, ſondern die ganze Stadt beeiferte ſich, das Brautpaar zu ehren, mit Ausnahme eines der Bezirke, jenes von Porta Sant' Angelo, der immer zu Gunſten der Ausgewanderten ſich erklärt hatte. Alle übrigen Stadttheile veranſtalteten Feierlichkeiten und ordneten Genoſſenſchaften von Jünglingen und Jungfrauen. Alle Bürger kleideten ihre Kinder feſtlich je nach Vermögen und Stand. Nimmer ſah man ſo viele Anzüge von Brocat und Goldſtoff, von Samt und Seide: ſelbſt die Dienerſchaft der Baglionen war all in Brocat gekleidet. Jeder Stadttheil wollte einen beſonderen Triumfzug aufführen und ein Gaſtmal halten. Simonetto Baglioni, derſelbe von deſſen Heldenmuth ſchon erzählt ward, ließ eine Anzahl von Bäumen und Sträuchern herbeiſchaffen und den Platz und Porta San Pietro ſchmücken, die Hochzeit ſeines Vetters zu verherrlichen. Auf ſeine Koſten wurden Platz und Straßen bei ſeiner Wohnung neu gepflaſtert, die Häuſer neu ausgemalt, die Buden und Bänke weggenommen, ein Springbrunnen

errichtet, so daß man an einem fremden Orte sich zu befinden glaubte. Und ein zierlich und sinnreich gearbeiteter Triumfbogen von Holz erinnerte durch seine Malereien und Inschriften an Astorre's ruhmwürdige Thaten. Nicht nur alle Bürger, sondern die Castelle und Herren und Städte der Umgegend brachten Geschenke dar. Nie hatten so viele Abgesandten sich eingefunden, und überall sah man schöne Dinge von Silber und Gold und kostbare Stoffe — es war ein wahrer Schatz, der mehre Truhen füllte.

In Grisonetto's Hause also fand der Empfang der Braut statt. Auf dem Platze vor demselben, unter Zelten mit Devisen geschmückt und von Credenztischen umgeben, wurde das Nachtmal aufgetragen, dann zum Schalle der Instrumente der Tanz begonnen. Der Abend war warm und schön und sternhell, bis tief in die Nacht währte das Fest. Aufs glänzendste war die Brautkammer ausgestattet. Alle bewunderten die Bettdecke, die von Streifen Goldbrocats und rother Seide mit feinen Perlen gestickt war. Die ganze Stadt war in festlicher Bewegung und die folgenden Tage hindurch folgte ein Freudenfest dem andern, — Gastmale, Tänze, Aufzüge, Turniere. Ein Viertel und eine Familie wollten es der andern zuvorthun an Pracht und Beweisen der Anhänglichkeit an das erlauchte Haus. Aber in der Hochzeitnacht schon hatte es an böser Vorbedeutung nicht gefehlt. So schön der Abend gewesen, so heftig

zog in der Nacht ein Gewitter herauf. Am Morgen fand man Zelte und Baldachine unter dem Sturmregen zusammengestürzt, Tuch und Leinwand deckten durchnäßt und verdorben den Platz. Und gegen das Ende der Festlichkeiten wurden allerlei Gerüchte in Umlauf gesetzt, vom Unglück und Todesfällen abwesender Mitglieder der Familie. Es waren leere Erfindungen; Traurigeres sollte jedoch bald in Mitten Derer sich ereignen, welche jetzt miteinander in Freuden lebten und eines Sinnes zu sein schienen.

Zahlreiche Jugend war im Hause der Baglionen emporgewachsen. Von Braccio's Linie war, wie gesagt, Grifonetto allein übrig, aber viele der Verwandten umgaben ihn. Grifonetto Baglioni war vom Schicksal auf alle Weise begünstigt worden. Atalanta hatte die Mutterpflicht treu geübt. Sie war nicht zwanzig alt, als sie Witwe ward: jung, schön und reich, wurde sie von Manchem um ihre Hand gefragt, aber sie reichte sie Keinem, sondern führte an derselben, so liebevoll wie verständig und besonnen, den Sohn durchs Leben. Grifonetto wuchs heran, schön wie Ganimed, sagt die gleichzeitige Chronik. Und da er der einzige seiner Linie war, unabhängig und großen Vermögens, so vermälte er sich, kaum siebzehnjährig. Die Gattin die er wählte war, nach den Worten desselben Geschichtschreibers, anmuthig wie ein Engel des Paradieses. Zenobia Sforza war eine Enkelin Bosio's, des jüngeren

Bruders des erſten Herzogs von Mailand, welchem Cecilia Aldobrandeschi die Grafſchaft Santa Fiora in Toscana zugebracht hatte, das Erbe eines der älteſten Dynaſtengeſchlechter Italiens. Zenobia's Vater war Guido Sforza, zweiter Graf von Santa Fiora; ihre Mutter, Francesca Farneſe, die Nichte des nachmaligen Papſtes Paul III; ihre Schweſtern hatten in die Familien der Appiani von Piombino, der Atti von Todi, der Florentiner Rucellai, der Conti von Valmontone, des großen Papſtes Innocenz III Angehörigen, hineingeheirathet — lauter anſehnliche Verwandtſchaft. Es gab kein ſchöneres Paar in Perugia, und Atalanta, ſelbſt noch im reich blühenden Sommer des Lebens, ſah das lange ſo ſtille Haus ſchon mit Enkeln ſich füllen. Drei Knaben und ein Töchterlein waren die Pfänder der Liebe, welche Zenobia raſch nacheinander ihrem Gatten gab, und Atalanta durfte Beſtand und Glück der Ihrigen geſichert glauben und im vorrückenden Alter des Lohnes gewärtig ſein für aufopfernde Hingebung und Treue. Wenn Grifonetto's Lebenswandel unregelmäßig war, wenn ſein Name bei den ausſchweifenden und tollen Streichen genannt ward mit welchen die vornehme Jugend in jedem Moment die Ordnung ſtörte, ſo war man geneigt von den wachſenden Jahren Beſſeres zu hoffen.

Zahlreich waren die übrigen Angehörigen der Familie. Von den Brüdern Braccio's, des Schwähers

Atalantens, lebten noch zwei, Guido und Ridolfo, beide reich an Nachkommenschaft. Guido hatte nicht weniger als fünf Söhne. Von dem ältesten derselben, Messer Astorre, von seinen Thaten, seiner Stellung, seiner Vermälung, war schon die Rede. Astorre's Bruder Adriano hieß beim Volke Morgante: seine mächtige Gestalt hatte ihm den Namen des Riesen der romantischen Heldengedichte gegeben. Von Ridolfo's Söhnen waren zwei schon todt, dreie noch am Leben. Simonetto, in der Blüte der Jahre, durch Körperkraft ausgezeichnet und jener unerschrockene Kämpfer beim Ueberfall durch die Ausgewanderten, welcher oben erzählt wurde; Giovanni Paolo, von der Vorsehung bestimmt, in Zeiten die entscheidend waren für die Geschicke seiner Vaterstadt die obere Gewalt in Perugia in Händen zu halten, ein Condottiere und Dynast der Borgiaschen Schule, tapfer, gewissenlos, ausschweifend, verschlagen, hin- und hersteuernd zwischen offenen und versteckten Feinden, unter Päpsten wie der Anfang des thatenreichen 16. Jahrhunderts sie auf den heiligen Stuhl erhob. Damit war aber die Familie noch nicht zu Ende. Von Guido's und Ridolfo's anderem Bruder Carlo war ein Enkel geblieben, auch Carlo geheißen mit dem Zunamen Vareiglia, so lang und hager, daß er sich nicht gerade zu halten vermogte, sondern halbgekrümmt und mit schlotternden Knien einherging. Ein Neffe Giulio Cesare Varano's, des nimmer müden, immer

wühlenden Herrn von Camerino, verſchwenderiſch und unruhig, hatte Carlo Vareiglia ſchon mit ſechsundzwanzig Jahren ſein Erbtheil durchgebracht und war um ſo mißvergnügter, da er wohl gewahrte, wie geringen Anſehns er unter den Bürgern genoß. Auch an unrechtmäßigen Sprößlingen fehlte es nicht in der Familie: Einer derſelben hatte ſich einen Namen zu machen gewußt, Filippo, ein natürlicher Sohn Braccio's, etwa vierzigjährig, klug und verſchmitzt. Er war im Hauſe Grifonetto's aufgewachſen, und vermogte viel über den Jüngling, welchem Atalanta, über ſeinen wahren Karakter getäuſcht durch die Gewohnheit des vertrauten Verhältniſſes, ihn gleichſam zum Lehrer und Führer beſtellt hatte.

Es war während der Feſte zur Feier der Hochzeit Aſtorre Baglioni's, als im Kreiſe dieſer Familie ein Plan ausgeſonnen ward, der das in Gaſtmälern und Aufzügen ſchwelgende, in Tönen ſchwimmende Perugia mit Entſetzen und Verwirrung füllen ſollte. Carlo Vareiglia, ehrgeizig und hochfahrend, blickte mit Neid auf die reicheren, angeſeheneren, mächtigeren Verwandten. Sein Neid entflammte ſich zum Haß, als er glaubte, daß er durch dieſe von der Theilnahme an den Aemtern entfernt gehalten werde. Es konnte nicht fehlen daß er bald ſolche fand, die ſeine Geſinnungen theilten. Der Baſtard Filippo, von den Häuptern des Geſchlechts ſtillſchweigend anerkannt aber ohne der Ehren

theilhaftig zu sein, hoffte bei einem Wechsel seine falsche Stellung mit einer bessern zu vertauschen, und als Carlo ihn zum Edelmann zu machen vorschlug und ihm gleiche Berechtigung mit den Uebrigen verhieß, ging er leicht auf dessen Pläne ein. Eine Hauptstütze fanden dieselben in Girolamo della Penna, Carlo's Schwager, wegen früherer Mißhelligkeiten mit den Baglionen entzweit, Anhänger der in der Verbannung befindlichen Della Staffa und Oddi und in steter Verbindung mit Ausgewanderten und allerlei Abenteurern, zu welchen seine zügellose Lebensweise ihn hinzog. Diese drei waren es, welche einen Anschlag auf das Leben der herrschenden Baglionen ersannen. Hülfe ward ihnen von mehren Seiten her verheißen. Die perugiuischen Ausgewanderten hofften auf solche Weise Rache zu nehmen an ihren Gegnern und sie fanden die Zustimmung die sie suchten. Mehre aus dem Hause Della Cornia gesellten sich zu ihnen, aus diesem alten Patriziergeschlechte der Stadt, welches in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Papst Julius' III Schwestersohn Asecanio glänzenden Kriegsruhm erlangte. Besondere Aufmunterung aber kam den Verschworenen von dem Herrn von Camerino, dem Varano, der als Kind beim Morde des Vaters und der Verwandten durch seine Muhme in einem Bund grünen Krauts gerettet, unter Unruhen, Kabalen, Verschwörungen, Gewaltthätigkeiten, die ihn indeß der Pflege der Kunst und des Wissens nicht ent-

fremdeten, ſein Leben zugebracht hatte, um hochbejahrt mit dreien der Söhne unter der Hand der Henker Ceſare Borgia's elend zu enden.

Einen andern Theilnehmer aber wußten die Verſchworenen in ihr Netz zu ziehn. Griſonetto ließ ſich durch Filippo verführen, ihren gleißneriſchen Anträgen Gehör zu ſchenken. Francesco Maturanzio vergleicht Filippo's Rath dem Rathe Ahitophel's an Abſalon. Sie ſtellten dem Jüngling vor, er werde der erſte unter den Baglionen und in der Stadt ſein, wie heute ſchon der reichſte. Um ihn ſicherer zu fangen vergifteten ſie ſeine Seele durch Mißtrauen wider ſeine Gattin Zenobia, als unterhalte ſie ein Verſtändniß mit ſeinem Vetter Gian Paolo, deſſen offenkundiger Leichtſinn dem verrätheriſchen Spiel zu Hülfe kam. Es war ſchnöde Lüge, denn Zenobia liebte Griſonetto wie ſie von ihm geliebt ward. Als aber Griſonetto ſich einmal dieſe Dinge in den Kopf geſetzt hatte und Ehrgeiz ſich in ihm mit Eiferſucht ſtritt, ließ er, jung wie er war, ſich weniger halten als die andern. Der Unſelige vergaß Blutsverwandſchaft und Freundſchaft: ſelbſt das argloſe Vertrauen der Bedrohten, von denen Aſtorre noch unter ſeinem Dache wohnte, vermogte nicht ſeinen Fuß zu hemmen auf der brudermörderiſchen Bahn.

Die Verſchworenen, mit Ausnahme Filippo's lauter junge Leute, wollten das Hochzeitfeſt benutzen, um den Schlag auszuführen und ſämmtliche Baglionen auf

einmal zu verderben. Denn damals waren Alle in der Stadt verſammelt bis auf Einen von Guido's Söhnen, der krank vom Biß einer Natter bei Neapel das Bad brauchte. Aber der Plan war nicht reif, und ſie mußten ihn verſchieben. Der Aufſchub brachte ſie in große Gefahr. Das Geheimniß hatte Vielen anvertraut werden müſſen, und eine Menge Volkes war in die Stadt gezogen worden, bei der Ausführung die untergeordneten Rollen zu übernehmen. Wirklich gingen von verſchiedenen Seiten den Bedrohten Warnungen zu. Sie verachteten dieſelben jedoch: Verrath vom eigenen Blut ließen ſie ſich nicht träumen. Girolamo della Penna hielten ſie für zu gering, als daß er einen ſolchen Anſchlag auszuführen wagen ſollte. An eine Spaltung im Hauſe Della Cornia, wo Einzelne ihnen geneigt waren, glaubten ſie nicht. So konnte der Verrath ſie ſicher umgarnen.

Es war am Abende des 14. Juli 1500, als der Mord der Baglionen beſchloſſen ward. Alle Mitglieder der Familie vereinigten ſich an dieſem Abende in der Kirche San Luca, der dortigen Indulgenz theilhaft zu werden. Hierauf ſpeiſten ſie zu Nacht, und blieben unter vertraulichen Geſprächen zuſammen, bis es Zeit war ſich niederzulegen. Kaum war ein Jeder nach ſeiner Wohnung und Kammer gegangen welche von einander nicht entfernt waren, ſo eilten die Verſchwörer nach Carlo Barciglia's Hauſe. Aber ſo oft ſie die

Ausführung der That beſprochen, ſo oft ſie dieſelbe beſchloſſen hatten, ſo ſank ihnen jetzt doch der Muth als der Augenblick erſchien. Sie waren wie halbtodt und ſchraken zurück vor dem Blutwerke. Nur Carlo verlor die Beſonnenheit nicht. Er war der Urheber des Planes; er war es jetzt auch der Anordnungen traf und Befehle ertheilte. In derſelben Nacht noch ſollte die That vollbracht werden. Die Vertrauten wurden gezählt: es war deren eine gute Zahl, und unter ihnen Viele die bereit waren zu jedweder That. Zum Angriff auf jedes einzelne Zimmer wurde eine Abtheilung von fünfzehn Mann beordert, ebenſo viele wurden an jedes Thor geſandt Wache zu halten. Jede Abtheilung mußte Balken und Mauerbrecher mit ſich führen: auf das gegebene Signal ſollten alle Thüren erbrochen werden. Die Verſchworenen wußten, daß ihre Opfer ohne Wache ſchliefen: ſo verachteten dieſe die Gefahr, mit welcher das Gerücht ſie bedrohte!

Die Nacht rückte vor, eine ſtille ſternenhelle Sommernacht. Da fiel von der Loggia des Hauſes Meſſer Guido Baglioni's, des älteſten der Familie, in welches Carlo durch nachgemachte Schlüſſel Eingang ſich verſchafft hatte, ein ſchwerer Stein auf die Straße. Auf den dumpfen Schall eilten die Verſchwörer ans Werk. Der Baſtard Filippo war der Erſte. Aſtorre Baglioni ſchlief neben der ihm eben angetrauten Gemalin in Grifonetto's Hauſe, als er Filippo's Stimme an der Thüre

vernahm. Arglos ſtand er auf um zu öffnen: erſt als er die vielen Waffen ſah erkannte er den Verrath. Er ſelbſt hatte keine Waffe. Seine junge Gattin warf ſich über ihn: auch ſie trafen die Dolche Filippo's und Ottaviano's della Cornia, die ihm zahlloſe Stiche verſetzten. „Unſeliger Aſtorre, wie eine Memme endeſt du!“ Es waren die letzten Worte des Sterbenden. Und Filippo riß ihm das Herz aus dem Leibe und biß hinein wie ein Raſender, und die nackte und blutende Leiche wurde die Treppe hinabgeſchleppt und auf die Straße hingeworfen. Aſtorre's Vater Guido, obgleich vorgerückten Alters, hatte ſich muthvoll vertheidigt. Als er der Uebermacht erlag, ſprach er, der von jeher an die Vorbeſtimmung des Schickſals geglaubt, nichts als: Nun iſt mein Stündlein da. Gismondo, Guido's anderm Sohne, ward die Kehle durchſchnitten ehe er ſich vom Lager erheben konnte. So ging's in Guido's Hauſe. Nicht ſo leicht ward Simonetto, Ridolfo's Sohn, überwältigt. Als er den Lärm in ſeines Oheims Wohnung vernahm und die Lichter ſah, ſprang er vom Lager auf. In demſelben Augenblick aber brach auch ſchon die Thür ſeiner eigenen Wohnung zuſammen. Sein Vetter Carlo Vareiglia war's, der ihn zu tödten kam. Simonetto ergriff ein Schwert und eine Tartſche, brach durch die Mörder, gelangte auf die Straße, wandte ſich herzhaft wider die Schaar der Verſchworenen und erlag erſt dann der Menge, nachdem er Mehre

Digitized by Google

verwundet und Einen getödtet hatte. Er war nicht dreißig alt: Wenige vereinten solchen Muth mit solcher Kraft des Armes. Er hätte sich durch die Flucht retten können, aber er wollte den Meuchlern nicht den Rücken wenden.

Vier der Baglionen lagen entseelt da. Die drei andern, die in der Stadt waren, entkamen. Gian Paolo zu überfallen war Grifonetto übertragen. Kaum war er an der Thüre so eilte auch Carlo Barciglia hinzu, vom Morde Simonetto's zurückkehrend, denn er sagte es sich mit Recht, daß nach Astorre es vor allen auf Gian Paolo ankomme. Auch fürchtete er, Grifonetto möge sich zum Mitleid bestimmen lassen. Sie erbrachen die Thüre des untern Zimmers, wo Carlo einen Diener tödtete im Wahn es sei der Herr. Dieser aber hatte Zeit gehabt, obgleich unangekleidet, Schild und Schwert zu ergreifen und mit einem Waffengefährten Namens Maraglia die Bodentreppe hinaufzuspringen. Die Mörder wollten nach, aber Maraglia wehrte sich so tapfer, daß Gian Paolo durch ein Dachfenster entfliehen konnte. Sein erster Gedanke war, sich in die benachbarte Wohnung Grifonetto's zu retten, nicht ahnend, daß gerade dieser ihm das Leben zu nehmen gekommen war. Dann aber besann er sich anders. Nachdem er lange über die Dächer geirrt und vergebens bei einem erschrockenen Bürger um Aufnahme gebeten hatte, fand er endlich Zuflucht in einer Kammer, wo mehre Studenten wohnten.

Von ihnen verborgen und unterstützt entkam er am andern Morgen in Studententracht aus der Stadt. Sein Vater Ridolfo, welcher sich in einer Gartenwohnung bei einem der Stadtthore befand, floh in Weiberkleidern. Guido's Sohn Gentile entging wie durch ein Wunder dem Schicksal des Vaters und zweier Brüder. Noch wach beim Beginn des Tumults, ohne zu wissen um was es sich handelte, stieg er zu Pferde. Bei der Kirche Sant' Ercolano begegnete er, Arges nicht ahnend, Grisonetto's Trupp, und gab seinem Thier erst die Sporen im Augenblick wo jene die Waffen auf ihn anlegten.

Unvollständig war der Anschlag gelungen. Aber die Verschworenen wollten noch während der Nacht soviel als möglich ausrichten. In die kleine Burg welche die Stadt schützte erzwangen sie Einlaß. Die Häuser der Tei, einer den Ermordeten befreundeten Familie, steckten sie in Brand. Alle wichtigen Plätze der Stadt waren von Bewaffneten gefüllt. Nach allen Seiten hin flohen Bedrohte, verfolgt von Reitern, die den Auftrag hatten den flüchtigen Baglionen nachzuspüren und sie wo sie sie träfen zu tödten. Am Dom San Lorenzo, an den Thoren und den wichtigsten Punkten der Stadt wurden Wachen aufgestellt, Schaaren des schlimmsten Volkes zogen umher: den edlen Todten wollten sie die Finger abschneiden um ihnen die Ringe abzunehmen,

aber ſolche Barbarei duldeten ſelbſt die Häupter der Verſchwörung nicht.

Der Morgen des 15. Juni brach an, — welche Scene beleuchtete dieſer Morgen! Auf der Straße lagen, von Blut und Wunden entſtellt, die Leichname Aſtorre und Simonetto Baglioni's — die der beiden anderen Opfer waren in den blutbefleckten Kammern geblieben. Die Glocken des Gemeindepalaſtes läuteten wie zum Feſt. Carlo Bareiglia und ſeine Helfershelfer eilten durch die Straßen mit dem Ruf „Die Stadt iſt frei von ihren Tyrannen!“ aber Niemand freute ſich. Die Bewohner der Nachbarſchaft der Häuſer der Baglionen hatten in der Nacht den argen Lärm vernommen, aber keiner hatte ſich auf die Straße gewagt in ſo unruhvoller Zeit. Als nun die Bürger das Geſchehene ſahen erſchraken alle heftig, denn ungeachtet des Schlimmen das die Baglionen thaten oder, richtiger, geſchehen ließen, hatte die Familie doch viele Freunde und Anhänger. Man verabſcheute einzelne Handlungen, nicht Perſonen. Grifonetto's prächtiger Palaſt, eben noch Schauplatz glänzender Feſte, war nun Schauplatz der Verzweiflung. Aſtorre's Witwe, mit dem eigenen Blut und dem des Gatten bedeckt, flüchtete aus dem Hauſe des Verraths. Giuſtina Orſini, welche die Tochter dem Bräutigam zugeführt, geleitete ſie nun nach dem Kloſter der armen Nonnen bei Porta Borgnia,

wo sie eine Zeitlang blieb, bis sie es mit dem von Santa Giuliana vertauschte.

Am heftigsten aber war der Schmerz Atalantens. Sie, welche ihr ganzes Jugendleben dem Sohne gewidmet, welche um seinetwillen auf eheliches Glück verzichtet hatte, konnte es nicht ertragen diesen vielgeliebten Sohn als Verräther zu sehen am eigenen Blute. Kaum war es hell, kaum war die ganze schreckliche Wahrheit ihr bekannt geworden, so sandte sie in die Wohnung des flüchtigen Gian Paolo und ließ sich dessen beide Kinder bringen, deren Mutter Ippolita Conti abwesend war. Die Kleinen an der Hand, von ihrer Schnur Zenobia Sforza begleitet, im unscheinbarsten Anzuge und ohne irgend etwas selbst von ihren Kleidungsstücken mit sich zu nehmen, ging sie hinweg: sie schwur, nie wieder in ihrem Leben werde sie ihres Sohnes Haus betreten. In die väterliche Wohnung begab sie sich, die ihr als Erbe geblieben — dort verweilte sie. Grisonetto eilte der Mutter nach, zu spät ihres Hochsinns eingedenk und ihrer Liebe — sie ließ ihn nicht zu sich, sie verfluchte den Ort und die Stunde wo sie ihn geboren, den Ort und die Stunde der That. Dem Unseligen wars als verschlänge ihn der Erdboden — mehrmals kehrte er zurück, wollte mit der Mutter reden, aber Alles war vergebens. Atalante war nicht zu bereden, den Brudermörder zu sehen. Wie kam da dem Verführten bittere Reue über die schwere Schuld!

Es war ein ſtürmiſcher Tag, der auf die Mordnacht folgte. Unter den Häuptern der Verſchworenen brach gleich ſchon Unfriede aus. Sie haderten um die Grenzen der Gewalt die ſie ſich nun aneigneten, ſie machten einander Vorwürfe darüber, daß der Anſchlag nur halb gelungen. Das Volk zu täuſchen ſprengten ſie aus, Gian Paolo und Gentile ſeien auf der Flucht ums Leben gekommen — nicht an ihnen lag's, wenn die Verfolgten ſich retteten. Zum Herrn von Camerino ſandten ſie Boten, ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen und um Mannſchaft zu erſuchen. An Papſt Alexander ging ein Bericht ab, dem Vorfall eine günſtige Seite abzugewinnen und ſeine Zuſtimmung zu erlangen. Viele der Freunde der Familie flohen. Gegen Abend wurden die Gemordeten beſtattet. Die Leichen Guido's und ſeiner beiden Söhne wurden in drei ärmliche Bahren gelegt, deren eine dem Spital der Miſericordia gehörte. Nichts als ein abgenutztes ſchwarzes Tuch deckte die Körper. Ohne Lichter noch Gebet wurden jene nach der Kirche San Franceseo getragen, Simonetto nach San Domenieo, wo zwei ſeiner Brüder begraben lagen. Keiner wagte es, Perugia's vormaligen Herren das Geleite zu geben auf ihrem letzten Gange.

Aber ſchon nahete die Rache!

Gian Paolo Baglioni, in Krieg und Unruhen aufgewachſen, hatte die Zeit nicht verloren. Kaum aus

der Stadt entkommen, in der Morgenfrühe nach der verhängnißvollen Nacht, eilte er mit wunderbarer Schnelligkeit von Ort zu Ort der Umgebung, um mit den Befreundeten ſich zu beſprechen. Zu Pantalla im Gebiete von Todi ſtand mit ſeiner trefflich geübten und gerüſteten Schaar Vitellozzo Vitelli, aus der in Città di Caſtello herrſchenden Familie, einer der tüchtigſten Kriegsmänner in einer an Hauptleuten ſo fruchtbaren Zeit, derſelbe welchen anderthalb Jahre ſpäter Ceſar Borgia mit den Orſinen und anderen Condottieren erdroſſeln ließ. Er verſprach am folgenden Tage mit ſeinen Leuten zu San Martino in campo zu ſein, vier Millien von Perugia. Vitellozzo hielt Wort. Schon am Vormittag des 16. Juni zäumten ſeine ſchweren Panzerreiter bei San Martino ihre Roſſe ab um zu raſten. Auch von Aſſiſi kam Beiſtand und von den befreundeten Grafen von Marſciano, während von Baſtia Gentile Baglioni ſchnell gerüſtete Reiter herbeiführte. In jenen Tagen, wo Söldnerſchaaren ganz Italien füllten und jeder Edelmann ſeine Vaſallen waffnete, war es leicht krieggeübte Mannſchaft zu ſammeln.

Als Die in der Stadt die Nähe der Feinde vernahmen, trafen ſie allerlei Vorkehrungen. In der Eile holten ſie von hie und da Bewaffnete herbei und hielten Rath untereinander, aber ohne ſich einigen zu können. Das Bewußtſein der Abneigung des größten Theils der Bürger lähmte ihren Arm; zu keinem Beſchluß

kamen ſie und keiner Einigung. Wie verloren ihre Sache war wird dadurch klar, daß ſie die bekannteſten unter den Angehörigen der Gegner morden wollten; aber auch darüber geriethen ſie in Streit. Carlo Barciglia und Girolamo della Penna ſchalteten jeder nach Gutdünken; Griſonetto hatte den Kopf verloren. Einen Trompeter ſandten ſie ins Lager nach San Martino, dreitägigen Waffenſtillſtand zu erlangen. Aber der Trompeter kehrte nicht zurück und es erfolgte keine Antwort.

Am Nachmittag des gedachten 16. Juni ſetzten ſich die Schaaren in Marſch wider Perugia. Es waren gegen achthundert Reiter und eine anſehnliche Schaar Fußvolk, welche die Höhe hinanſtiegen auf welcher die Stadt liegt. Selten ward eine Unternehmung mit ſolcher Beſonnenheit und ſolcher Raſchheit ausgeführt, wie dieſer von Gian Paolo geleitete Ueberfall. Für Proviant und übrigen Bedarf war Sorge getragen. Der Baglione hoffte an demſelben Abende wenigſtens die Vorſtadt San Pietro zu erreichen und ſich dort feſtzuſetzen; in die Stadt ſelbſt einzudringen hoffte er nicht. Der Erfolg aber übertraf ſeine Erwartung. Carlo Barciglia befand ſich im Freien bei der Benediktinerkirche welche jener Vorſtadt ihren Namen gegeben hat: er war dahin gegangen, einen Jüngling, einen nahen Verwandten der Baglionen, umbringen zu laſſen. Da ſah er die Waffen der Anziehenden in der Sonne blitzen: ſchon erſtiegen ſie bei klingendem Spiel die Höhe, von welcher

Perugia weit über die ſchöne umbriſche Ebene ſchaut. Raſch ließ der Mörder ſeine Beute fahren. Das erſte, das zweite Thor ließ er hinter ſich zuwerfen, floh nach dem entgegengeſetzten Stadttheil und ſprang über eine Mauer, ohne auch nur an Gegenwehr zu denken. Da kam auch ſchon Gian Paolo heran, in voller Rüſtung, ein ſchwarzbraunes Pferd reitend. Mit leichter Mühe wurden die Thore geſprengt, Porta San Coſtanzo erſt, dann das Sant Petersthor, welches Berardino di Caldoro öffnete. Von allen Seiten eilten bewaffnete Bürger aus den Häuſern der Vorſtadt herbei, den Eindringlingen zu helfen. Wer nicht mit kämpfen ging, ermunterte die Genoſſen zur Tapferkeit: Gian Paolo grüßte die Leute und nannte ſie beim Namen. Die Frauen beteten, Gott mögte den Rächern Sieg und Glück ſenden. Wein ward überall gereicht, die dürſtenden Krieger zu erfriſchen. An den Thoren der eigentlichen Stadt, an Porta Marzia und Porta Sant' Ercolano, glaubte der Baglione auf ernſten Widerſtand zu ſtoßen. Aber er täuſchte ſich auch hierin.

In der innern Stadt herrſchte die größte Verwirrung. Alles hatte zu den Waffen gegriffen, der Eine für dieſe, der Andere für jene Partei. An einem Führer fehlte es den Einen wie den Andern. Die Anhänger der Verſchwornen waren rathlos wegen der Entzweiung der Häupter. Ehe der Kampf begann, war Griſonetto noch einmal zum Hauſe ſeiner Mutter geeilt.

Durchaus wollte er ſie ſehen. Atalante jedoch weigerte ſich ſtandhaft ihn vorzulaſſen. Das Herzeleid preßte ihm bittere Thränen aus. „Grauſame Mutter, rief er, ich kehre nicht mehr zurück. Die Stunde wird kommen, wo du mit deinem unglücklichen Sohn reden mögteſt und nicht mehr mit ihm reden kannſt!“ Und weinend ſtieg er zu Pferde und ritt dem Feind entgegen, wie ein echter Baglione, Furcht nicht kennend. Unterwegs begegnete er Girolamo della Penna. Der ſtellte ſich beherzt und rief „Greif! Greif!“ Aber ſtatt ihm zu folgen, wandte er den Rücken und floh, während die Seinigen in den Kampf gingen. Auf dem großen Platz angelangt ſah Grifonetto eine Menge Bewaffneter mit dem Baſtard Filippo; von den beiden andern Führern jedoch keine Spur. Darum verlor er aber den Muth nicht und ritt gegen Sant'Ereolano zu, wo eines der Thore des inneren Stadtkreiſes ſteht. Da ſchoß, eben durch das nicht vertheidigte Thor eindringend, wie ein Falke Gian Paolo auf ihn los. Nichts widerſtand dem Stürmenden. Dem vorderſten der Feinde, der eine ihm bekannte Stute Aſtorre's ritt, trennte er das Haupt vom Rumpfe; ein Della Cornia ſtürzte im Handgemenge. An den Stufen des Spitals der Miſericordia erreichte er Grifonetto. „Hab ich dich Verräther!“ rief er, indem er ihm das Schwert auf die Bruſt ſetzte. „Doch nein, fuhr er fort, ich will dich nicht tödten — meine Hand ſoll ſich nicht beflecken mit

meinem Blute, wie du sie mit dem deinigen befleckt hast.“ Und damit wandte er sein Pferd und ritt dem nachrückenden Feinde entgegen; seine Leute aber warfen sich auf Grifonetto. Von zahlreichen Wunden durchbohrt stürzte der Unselige vom Rosse zu Boden.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde. Atalante und Zenobia Baglioni eilten herbei, ohne des in den Straßen der Stadt wüthenden Kampfes zu achten. Sie wollten den Sohn, den Gatten wiedersehen, bevor es zu spät wäre. Den jammernden Frauen machten die Krieger Platz — von dem Gefallenen wichen Die zurück, die eben nach seinem Blute gelechzt hatten. Noch athmete der Verwundete: „Mein Sohn, schluchzte Atalante, deine trostlose Mutter ist da, sie mögte nun reden mit dir und kann es nicht, wie du vorhergesagt hast.“ Er heftete seinen Blick auf die Mutter, und sie, verständig und hochherzig wie sie war, that ihrem Weinen Einhalt, und so gefaßt wie sie vermogte, redete sie dem Sohne zu, sich im Tode mit seinen Gegnern zu versöhnen und ein Zeichen dieser Versöhnung zu machen. Da reichte Grifonetto die Rechte hin und drückte die weiße Hand seiner Mutter und hauchte den letzten Seufzer aus. Wie Atalante ihm Tagszuvor geflucht, so rief sie jetzt Segen auf sein Haupt herab, während er in ihren Armen verschied. Laut weinend kniete neben ihm seine junge Gattin, die ihn so sehr geliebt: es war ein jammervoller Anblick. Und so mit

Blut genetzt, wie sie waren, gingen die unglücklichen Frauen über den großen Platz — Atalante wünschte, irgend einer der Krieger des Vitelli mögte sie tödten, denn der Tod wäre ihr lieber gewesen als das Leben. Aber Alle machten den edlen Leidtragenden Platz. Grisonetto's Leiche wurde unterdeß auf dieselbe ärmliche Bahre gelegt, in welcher vierundzwanzig Stunden zuvor Messer Astorre nach der Kirche getragen worden war — auf dem Platz blieb sie ausgestellt zur Warnung und zum Schrecken der Gegner, wie als Merkmal der ewigen Gerechtigkeit.

Das Blutbad hörte darum nicht auf. Gian Paolo Baglioni bemächtigte sich bald des ganzen Platzes und der anstoßenden Gebäude. Filippo hatte sich mit seiner Schaar im Dom San Lorenzo verschanzt: Jener ließ Feuer an die Thore anlegen und Kirche und Kreuzgänge wurden durch Blutvergießen entheiligt. Mehre der Stadtthore wurden geschlossen, den Fliehenden den Ausweg zu versperren. Doch gelang es Vielen zu entkommen.

Hundert und darüber fielen von der Hand der Angreifenden, welche nicht mehr denn zwei der Ihrigen verloren. Viele umklammerten die Knie der Sieger und flehten um Barmherzigkeit um Christi Leiden willen: es half alles nichts. Das den Baglionen abgeneigte Stadtviertel Porta Sant' Angelo wurde geplündert und den Söldner preisgegeben, die dort fürchterlich hausten.

Die Plünderung der Magazine ward verhindert. Gian Paolo ging im Hauſe Grifonetto's wohnen, das an das ſeinige ſtieß, und behielt es für ſich mit dem reichen Zubehör.

Am folgenden Morgen läuteten wiederum die Glocken und der Dom ward gereinigt und wieder geweiht und die Straßen wurden von Leichen und Schutt befreit. Solchen Ausgang hatte die Verſchwörung im Hauſe der Baglionen.

Carlo Barciglia entkam mit genauer Noth nach Bettona, einem Lehn der Baglionen, Dank der Treue eines Landmanns, der den ihn ſuchenden Feinden ſeinen Schlupfwinkel im Schilf nicht entdeckte. Am Tage darauf ſchlug er den Weg nach Camerino ein, wo der Meiſter des Verrathes ihn aufnahm. Die Mannſchaft des Varano, den Verſchworenen zu Hülfe geſandt, war bis Colfiorito, dem bekannten ſteilen Paß auf der nach Umbrien führenden Straße gelangt, als ſie von dem Vorgefallenen unterrichtet ward und den weiteren Marſch aufgab. Von denen die entkamen retteten ſich die Meiſten verkleidet, die Einen als Mönche, als Bauern die Andern. Ein Befehl des Papſtes verbannte die Theilnehmer auf fünfzig Millien Entfernung von Perugia. Guidubaldo della Rovere, Herzog von Urbino, wollte dieſelben nicht auf ſeinem Gebiete dulden: ſo verſammelte ſich die Mehrzahl in Camerino.

Die Stadt Perugia aber blieb lange noch in Gram

und Trauer verſenkt. Marc Antonio Baglioni, der, wie ſchon erzählt wurde, ſeiner Krankheit wegen in Neapel war, beurlaubte ſich bei König Federigo, um in die Heimath zurück zu kehren. Unterwegs begegnete er ſeines Bruders Aſtorre Witwe, die in Trauerkleidung, von ihrer Mutter geführt, des Weges von Perugia kam. Er gab ihr das Geleit bis ſie das Elternhaus wieder erreichte, das ſie kurz vorher, ein frohe Braut, verlaſſen hatte. Der Baglionen Häuſer wurden ſchwarz verhängt, die Wände nicht nur, ſondern Tiſche auch und Stühle waren mit ſchwarzem Tuch bedeckt, alle Angehörigen kleideten ſich ſchwarz, Soldaten wie Dienerſchaft; ſchwarz waren die Fähnlein, ſchwarz die Schilde, ſchwarz die Pferdedecken und Geſchirr. In der ganzen Stadt vernahm man nicht Sang mehr noch Klang. An den Thüren ſtanden ſtarke Wachen: die zwei Tage hatten fürchterlich aufgeräumt: nur drei kräftige Männer waren in dem Hauſe geblieben, die anderen lagen krank da. Das Eigenthum der Verräther ward unter die Freunde vertheilt. Mauern und Thore der Stadt wurden neu befeſtigt, neue und zahlreichere Ketten zum Sperren der Straßen angebracht und über den inneren Thoren verkündete eine Inſchrift den Anlaß zu den neuen Werken: „Exactis nefariis paricidis, victoribus Balionibus, vetus instaurata urbs.“

Jahre verſtrichen. Perugia hatte unter Alexander VI keine Ruhe: es hatte keine Ruhe unter Julius II und Leo X. Gian Paolo Baglioni nahm die Stelle ein welche einſt Braccio, Guido, Aſtorre gehört hatte und übte größere Gewalt noch als Dieſe: aber die alte Zwietracht in der Familie wollte nicht einſchlafen. Er war etwa dreißig alt, als jene Blutthat ſich ereignete: noch manche Jahre hindurch ſollte er raſtlos kämpfen, im Solde der Venezianer, der Florentiner, der Päpſte, der Franzoſen, wie in bürgerlichen Zwiſten. Wenige hatten gleich ihm Geſchick und Muth zum Handeln und Herrſchen. Aber ſein all' Handeln und Herrſchen war nur Stückwerk. Ceſar Borgia zwang ihn im Jahre 1503 zur Flucht aus Perugia, wo Carlo Barciglia, der in deſſen Heere diente, eine Zeitlang als Gebieter ſchaltete, bis einmal noch, wie drei Jahre früher, die Stadt mit ſtürmender Hand von Gian Paolo genommen ward und ſein unverſöhnlicher Gegner ſchwer verwundet ſich durch die Flucht rettete. Der Sieger ſtrebte nach Mäßigung, aber die Mäßigung hinderte ihn doch nicht Manche aufknüpfen und enthaupten zu laſſen. Im September 1506 kam Papſt Julius nach Perugia und ſtiftete Frieden zwiſchen den feindlichen Parteien der Oddi und der Baglioni. Aus achtzehnjähriger Verbannung kehrten die Oddi und ihre Anhänger heim. Im Dome San Lorenzo umarmten ſich die alten Gegner: aber die Verſöhnung war mehr Schein

als Wirklichkeit. Carlo Bareiglia und Girolamo della Penna blieben ausgeschlossen. Der Papst war Gian Paolo wenig gewogen, aber er wagte es nicht dessen Autorität in der Vaterstadt offen anzugreifen. Dieser sagte seinerseits zu den rückkehrenden Ausgewanderten, der alten Dinge gedenke er nicht mehr — wer aber künftig eine läßliche Sünde begehe, den lasse er hängen.

Atalante blieb in ihres Vaters Hause. Sie sorgte für die Erziehung ihrer Enkel, von deren Jugend man nichts weiß, außer daß Carlo Bareiglia in dem mit Cesar Borgia geschlossenen Vertrage, als eine der Klauseln anbrachte, daß Gian Paolo's Besitz und Ehrenämter zwischen ihm und den verwaisten Kindern Grifonetto's getheilt werden sollten. Ein Schreiben Atalantens aus dem Jahre 1504 giebt redendes Zeugniß der Theilnahme welche sie den Mitgliedern ihrer Familie widmete. Es ist an ihre Verwandte Andromaea gerichtet, zu einer Zeit wo ansteckende Krankheiten den Aufenthalt in Umbrien unstät und gefahrvoll machten.

„Erlauchte Herrin und geliebteste Schwester — so beginnt dies Schreiben — die Nachricht, daß in Pesaro Verdacht von schlimmer Krankheit vorhanden gewesen, hat mich mit solchem Schmerz erfüllt daß ich nicht die Kraft hatte euch zu schreiben. Seitdem habe ich vernommen daß nicht weiter davon die Rede gewesen und daß ihr aufgebrochen seid euch nach Moreilla zu begeben, wo gleichfalls Einer an der Pest erkrankt sein

ſoll. So lebe ich denn fortwährend in großer Sorge und Betrübniß, bis ihr mir Nachricht gebet wie es mit euch ſteht und wie es euren Kindern ergeht und der Dejanira, die ich liebe als wären es meine eigenen Kinder. Wollet mir verzeihen, wenn ich euch wegen der Cecca (Franceſca) ſo viel Sorge gemacht habe. Ich bin überzeugt daß ihr großes Leidweſen darüber empfunden habt, ſo daß ich ſtets befürchtete es mögte euch etwas ſchlimmes zuſtoßen: darum bitte ich euch, bedürft ihr irgend etwas ſo wendet euch an mich als getreue Schweſter und glaubet feſt, daß ich euch in Allem beiſtehen werde wo ich's vermag. Für jetzt empfehle ich mich euch und bitte euch mir zu ſagen wie es der Marietta geht und den Ihrigen und der Berardina. Sonſt habe ich nichts hinzuzufügen. Am 16. Juli 1504. Soror Athalanta de Ballionibus de Perusio. Nachſchrift. Die Zenobia (Griſonetto's Witwe) iſt ſehr bekümmert um euretwillen und erbietet ſich in Allem bereit zu eurem Dienſt, und empfiehlt ſich tauſendmal euch und der Dejanira und euren Kindern."

Es muß um das Jahr 1506 geweſen ſein, als Madonna Atalanta dem dreiundzwanzigjährigen Raffael Sanzio von Urbino den Auftrag ertheilte, für ihre Kapelle in der Kirche der Franziskaner-Conventualen, wo ſo manche der Baglionen im Tode die Ruhe fanden welche das Leben ihnen nicht gewährte, das Bild der Grablegung zu malen. Von ſeinem Vater Giovanni

Santi, den er früh verlor, und andern Malern, die ſich nicht mit Sicherheit bezeichnen laſſen die aber ſchon umbriſche Elemente mitgebracht haben müſſen, zu ernſteren Studien vorgebildet, ſcheint Raffael im Alter von etwa vierzehn Jahren in Pietro Perugino's Schule getreten zu ſein. Es war, wie ſchon geſagt worden iſt, die Zeit der höchſten Blüte des Perugino der im Jahre 1495 ſein heutzutage im Palaſt Pitti in Florenz befindliches meiſterhaftes Bild der Pietà vollendete, das in Bezug auf die Wahrheit des Affects und den dramatiſchen Zuſammenhang der Gruppen von keinem andern ſeiner Bilder übertroffen wird. Raſch hatte der Jüngling ſich entwickelt, und wenn in den Werken, die er unmittelbar in der Schule oder auf der Wanderſchaft in umbriſchen Städten ausführte, in dem gekreuzigten Chriſtus für Città di Caſtello, in der Anbetung der Könige für die Ancajani von Spoleto, in der wundervollen Vermälung Mariä für die Franziskanerkirche in Città di Caſtello, Bilder die ſpäter nach Rom, nach Berlin und nach Mailand wanderten, wie in dem reizenden Madonnenbildchen im Hauſe Coneſtabile zu Perugia, die peruginesken Elemente noch ausſchließlich vorwalten, ſo bricht doch ſchon der lebendigere, freiere, höherſtrebende Geiſt durch, der beſtimmt war, durch Vermälung jenes mildfrommen und empfindungsreichen, auf die contemplative Sfäre mehr denn auf den Bereich leidenſchaftlich bewegter Handlungen angewieſenen

Elements mit dem im Boden des Naturſtudiums feſt wurzelnden realiſtiſchen Prinzip der florentiniſchen Schule, die chriſtliche Malerei auf ihre höchſte Stufe zu erheben. Es war im Jahre 1504, einige Monate nachdem er jenes noch völlig perugineske aber von dem unbeſchreiblichen Hauch Raffaeliſcher Lieblichkeit erwärmte und belebte Spoſalizio gemalt hatte, als Raffael ſeine erſte Wanderung nach der Stadt antrat, die damals noch Centrum der Kunſtbildung war, wo er die Eindrücke von Maſaccio's, Lionardo's, Michel Angelo's, Fra Bartolommeo's Werken mit jener eigenthümlichen Empfänglichkeit in ſich aufnahm, welche den Grundton ſeines Weſens nicht verändern, wohl aber die noch verborgenen Schätze ſeiner Seele erſchließen und zu raſcher Entwickelung kommen ließ.

In welcher Weiſe dieſe Entwickelung bei Raffael begann und fortſchritt, zeigt ſich in den Bildern, die er theils in Florenz ſelbſt während ſeines erſten und zweiten Aufenthalts in dieſer Stadt malte, theils in jenen die er aus Toscana heimkehrend in Umbrien und Urbino ſchuf, in der Madonna mit dem Stieglitz und jener des Herzogs von Marlborough, in dem Fresco zu San Severo in Perugia, in den Bildniſſen der Doni, in der heiligen Familie der Canigiani, die man heute in der münchener Sammlung ſieht. Mehr aber als all dieſe Werke bezeichnet die allmälig fortſchreitende Harmoniſirung der alten und neuen Factoren ſeiner Kunſt das Bild

der Grablegung, welches in der Compoſition wie in allen ſeinen Theilen die Merkmale florentiniſcher Kunſtanſchauung ſowie des Einfluſſes an ſich trägt, den der nach Ausdruck und Form ſchärfere Styl des padnaner Andrea Mantegna damals auf Raffael ausübte. Des Geleiſteten mit Recht ſich freuend, bezeichnete er das Bild mit der Inſchrift: Raphael Urbinas pinxit MDVII.

Wie das Gemälde beſchaffen iſt, nach Ausdruck und Haltung, hat Giorgio Vaſari ſo wahr wie glücklich in den Worten geſchildert, welche die vorliegende Darſtellung der Geſchicke Atalanta Baglioni's und ihrer Angehörigen eröffnen. Wer aber dieſe Geſchicke erwägt und den Karakter beherzigt, welchen nach dem Zeugniß glaubwürdiger Zeitgenoſſen die edle Peruginerin in ihrem Leben bethätigte, der wird die Beziehung nicht verkennen, in welcher der Gegenſtand, den ſie für das Bild wählte, zu ihren eigenen Schickſalen und Geſinnungen ſtand. Der Schmerz Mariä, indem ſie den Leichnam des geliebten Sohnes zur Ruhe bringt, iſt ihr eigener Schmerz — das Grab verſchließt Glück, Ehre und Wohl ihrer Familie. Und wie das Bild ſelbſt ihre Prüfungen und ihren Gemüthszuſtand vergegenwärtigt, ſo ſtehn die Figuren und Gruppen der Altarſtaffel in gleicher Beziehung zu ihren Empfindungen. Es ſind die göttlichen Tugenden, die nie ſchöner dargeſtellt wurden — das Hauptbild ſymboliſirt den

Schmerz, aber der Schmerz wird getragen durch Glauben, Hoffnung, Liebe.

Zwei Jahre nachdem Raffael die Grablegung vollendet hatte, wurde Die welche ihm den Auftrag zu dem Werke gegeben, ſelbſt zu Grabe getragen. In den handſchriftlichen Aufzeichnungen Teſeo Aſani's lieſt man folgende Notiz: „Jahr 1509, am 18. Dezember einem Sonntage, um die dreiundzwanzigſte Stunde, ging aus dieſem zum andern Leben über die erlauchte Madonna Atalanta Baglioni. Sie war längere Zeit hindurch krank geweſen. Ihr Tod betrübte Alle, denn ſie war ſozuſagen einzig in unſerer Stadt.“

Gian Paolo Baglioni's wechſelvolle Laufbahn endete eilf Jahre nach Atalantens Tode. Mit ſeinem Vetter Gentile um die Herrſchaft in Perugia hadernd, mit Carlo Barciglia um ſein Leben kämpfend bis Dieſer, der ihm in Rom wie in Perugia meuchleriſch nachgeſtellt hatte, im Dezember 1518 in der Verbannung endete, im Streit bald mit dieſem bald mit jenem ſeiner Verwandten, unter denen Grifonetto's Söhne Galeotto und Sforzino genannt werden und welche die Stadt mit Werken des Unfriedens und der Gewalt füllten, beſiegte Gian Paolo, bald für Andere bald für den eigenen Heerd kämpfend, mehr und mehr die Hinder-

niſſe die ſich ihm allerwärts entgegenſtellten. Als er ſeine Tochter Iſabetta mit Camillo Orſini vermälte, beriefen ihn päpſtliche Sendſchreiben nach Rom. Er ging dahin, ungern, wie Böſes ahnend — kaum angelangt ward er in der Engelsburg gefangen gehalten. Nach zweimonatlicher Haft ſchlug ihm am Abende des 11. Juni 1520 der Henker das Haupt ab. Es war die Zeit in welcher Leo X, dem Beiſpiel des Borgia folgend, ſich der großen und kleinen Tyrannen in den Städten Umbriens und der Marken mit Liſt und Gewalt zu entledigen ſuchte, ein Beſtreben welches das Verfahren wider Gian Paolo beſſer erklärt als alle Vergehen und Sünden die Dieſem zur Laſt gelegt wurden. Seine Deviſe war ein Greif in weißem Felde geweſen mit den Worten: „Wider den Feind Klaue, Schnabel und Schwinge vereint" — Gentile ſpottete nach des alten Gegners Tode, der ſchlimme Vogel habe diesmal nicht wie einſt die Schwingen gehabt dem Netz zu entgehen.

Gian Paolo's älteſter Sohn Malateſta erlangte nie jenes Anſehen welches der Vater in Perugia gehabt hatte. Er war der unſelige General-Capitän der Florentiner in ihrem Verzweiflungskampfe wider Clemens VII und Carl V. Er verkaufte Florenz um Perugia's und ſeiner umbriſchen Lehen willen, aber Papſt Clemens war ſchlauer als Malateſta und ohne die Früchte des Verraths zu genießen ſtarb Dieſer, neunundbreißig-

jährig, von Gewiſſensbiſſen geplagt, im Caſtell zu Bettona am 24. Dezember 1531, ſiebzehn Monate nachdem er mehr denn der Feind Florenz die Thore zu öffnen gezwungen hatte. Sein Tod gewährte dem Papſte Gelegenheit, die temporäre directe Gewalt der Kirche in Perugia ohne fernere Einmiſchung der traditionellen Autorität der Baglionen feſt zu begründen. Der jüngere Sohn Gian Paolo's, Orazio, fand den Tod im Jahre 1528 vor Neapel, als er im Heere Lautrec's die florentiniſchen Soldtruppen befehligte, welche ſeit Giovanni's de' Medici Tagen den Namen der ſchwarzen Banden trugen. Dem Sohne Malateſta's, Ridolfo, einem tapferen Soldaten nach damaligem Begriff, war das Glück nicht hold. Er führte die Waffen gegen Clemens VII und Paul III: aber die Zeiten gemiſchter Familienherrſchaft waren vorüber. Der traurige Ausgang des Aufſtandes von 1540, den man nach ſeinem Anlaſſe den Salzkrieg nennt, beraubte die Stadt ihrer alten Privilegien und Verfaſſung. Ridolfo Baglioni fiel vierzehn Jahre ſpäter in dem Kriege wider Siena bei dem Sturm auf das alt-etruskiſche Chiuſi im Chiantathal.

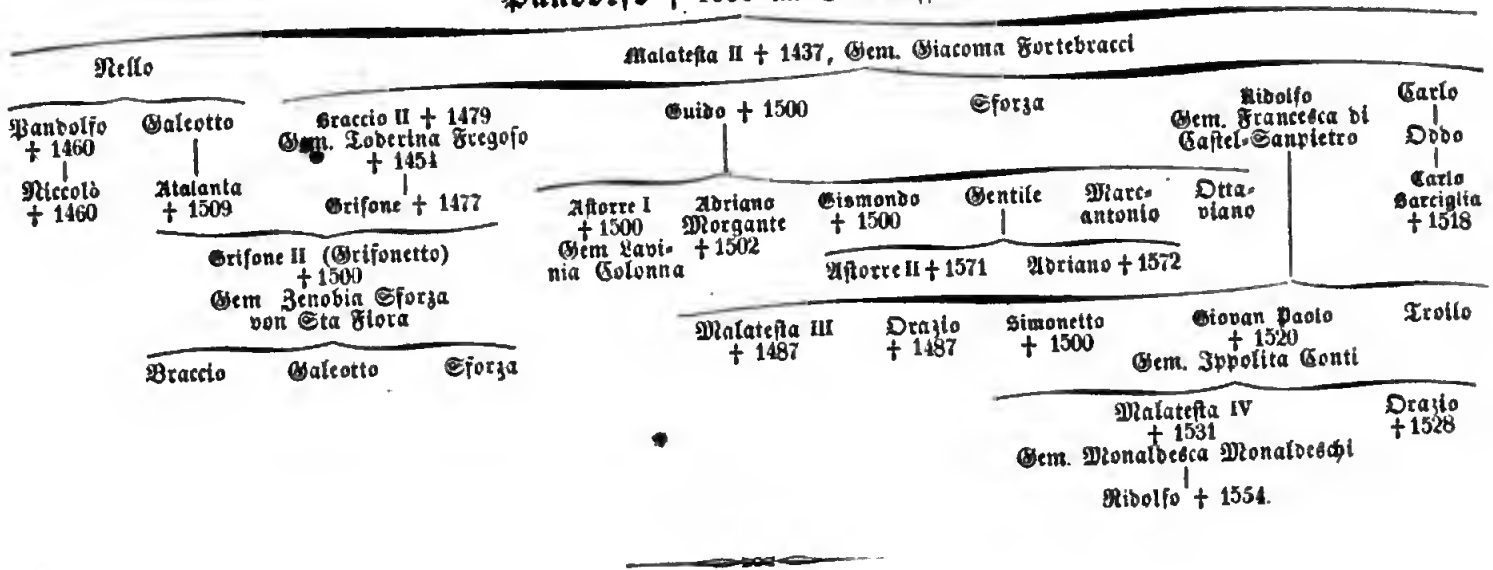
Anmerkung.

Bis auf die jüngſten Tage wußte man von Atalanta Baglioni kaum irgendetwas als den Umſtand, daß ſie bei Raffael Sanzio das Gemälde der Grablegung beſtellt hatte. Die Einzelheiten ihrer tragiſchen Lebensſchickſale finden ſich in der Cronaca di Perugia dal 1492 al 1503 di Francesco Matarazzo, herausgegeben von A. Fabretti, F. Bonaini und F. Polidori im II Bande der Cronache e Storie inedite della Città di Perugia, Florenz 1850—1851. Francesco Matarazzo, gewöhnlich Maturanzio genannt, deſſen Biografie der fleißige G. B. Vermiglioli ſchrieb (vergl. deſſen Bibliografia storico-Perugina, 1823, S. 165), um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, im Jahre 1518 geſtorben, war dem Hauſe der Baglionen befreundet und hatte ſelbſt eine ehrenvolle Stellung in der Comune, ſo daß er von Allem was ſich ereignete vollſtändig unterrichtet ſein konnte. Seine Erzählung iſt in den Theilen, welche die Bluthſzenen des Jahres 1500 betreffen, der gegenwärtigen Darſtellung zum Theil wörtlich zu Grunde gelegt, da es nicht möglich geweſen ſein würde, lebendiger und anſchaulicher zu ſchildern. Für die früheren Zeiten iſt das Tagebuch des Graziani von 1309 bis 1491, in dem angeführten Werke Band I, die Hauptquelle. Vor dem Druck dieſer Chroniken hatte Fabretti dieſelben bereits in ſeinen Biografie dei Capitani venturieri dell' Umbria (Band III, Montepulciano 1844) benutzt,

von denen hier die Lebensbeſchreibungen Braccio's, Aſtorre's und Gian Paolo's de' Baglioni in Betracht kommen. Letzterer iſt namentlich durch ſeine Beziehungen zu Leo X, und im Auslande mittelſt des Roscoe'ſchen Buches bekannt geworden. Die Geſchichte Perugia's in dieſen Zeiten iſt am ausführlichſten behandelt in Pompeo Pellini's Della Istoria di Perugia (Venedig 1664). Handſchriftliche Mittheilungen aus dem Baglioniſchen Familienarchiv und dem der Coneſtabile della Staffa verdanke ich dem Grafen Gian Carlo Coneſtabile, welcher in ſeinen Memorie di Alfano Alfani (Perugia 1848) einen dankenswerthen Beitrag zur politiſchen und Literärgeſchichte ſeiner Vaterſtadt geliefert hat.

Ueber Raffael in Perugia und ſein Bild der Grablegung reden alle ſeine Biografen, am gründlichſten Paſſavant. Das Gemälde wurde im Jahre 1607 durch die Mönche von San Francesco an die Borgheſen verkauft, in deren Galerie es ſich heute noch befindet. Der Widerſpruch der Peruginer fruchtete nichts. Eine Copie vom Cav. d'Arpino nimmt die Stelle des Originals ein. Die Predella mit den drei göttlichen Tugenden ging in der Revolutionszeit nach Paris und iſt jetzt in der Vaticaniſchen Sammlung. Die Baglioniſche Kapelle in San Francesco, wo ſo manche dieſer Familie begraben liegen, während in der Sacriſtei das Grab Braccio's von Montone, des berühmteſten der Condottieren Umbriens, ſich befindet, iſt die dritte rechterhand im linken Schiffe. An den ſchönen Stich der Grablegung von dem verſtorbenen Amsler und jenen der Tugenden von Boucher-Desnoyers braucht hier kaum erinnert zu werden.

Zur beſſern Orientirung möge hier ein Stammbaum der Baglionen für die in Rede ſtehende Zeit folgen.


Pandolfo † 1393 im Volksaufstand
Nello
Malatesta II † 1437, Gem. Giacoma Fortebracci
Pandolfo † 1460
Galeotto
Braccio II † 1479 Gem. Toderina Fregoso † 1454
Guido † 1500
Sforza
Ridolfo Gem. Francesca di Castel-Sanpietro
Carlo
Oddo
Carlo Sarcigita † 1518
Niccolò † 1460
Atalanta † 1509
Grifone † 1477
Astorre I † 1500 Gem Lavinia Colonna
Adriano Morgante † 1502
Gismondo † 1500
Gentile
Marcantonio
Ottaviano
Grifone II (Grifonetto) † 1500 Gem Zenobia Sforza von Sta Flora
Astorre II † 1571
Adriano † 1572
Malatesta III † 1487
Orazio † 1487
Simonetto † 1500
Giovan Paolo † 1520 Gem. Ippolita Conti
Troilo
Braccio
Galeotto
Sforza
Malatesta IV † 1531 Gem. Monaldesca Monaldeschi
Orazio † 1528
Ridolfo † 1554.

Francesco Burlamacchi.

Episode lucchesischer Geschichten.

Die kleine Republik Lucca hat alle toscaniſchen Freiſtaaten überlebt und, mit Genua, alle italieniſchen. Als Venedig gefallen, ſtand ſie noch da, wenngleich mit veränderter Verfaſſung, die ſchon den Keim des Todes in ſich trug, welchen politiſche Verhältniſſe herbeiführten, denen gegenüber das Schickſal eines Staates von ſo geringem Umfange kaum in Betracht gekommen iſt.

Und doch ſind die Geſchicke dieſes kleinen Staates an und für ſich betrachtet von nicht geringem Intereſſe und es hat nicht geringer politiſchen Weisheit bedurft, inmitten der Stürme des 16. Jahrhunderts, welche die Unabhängigkeit von Florenz und Siena vernichteten, dieſem Gemeinweſen ſeine Exiſtenz zu bewahren. Schwierigkeiten und Gefahren waren zweifacher Natur, äußere und innere. Die äußern lagen ſowol in den Beziehungen zum römiſch-teutſchen Reiche wie zu den Nachbaren, zu den Medizeern namentlich, welche den größten

Theil Toscana's ſich unterwarfen und auch die letzten Reſte ſich anzueignen drohten. Die innern beſtanden in dem ruheloſen Geiſte der Bürger und in dem Unſtäten einer Verfaſſung, welche nicht geeignet war, Feſtigkeit und Conſequenz der Richtung zu ſichern.

Was Venedig gegen Ende des 13. Jahrhunderts durch die Schließung des großen Rathes erlangte, Genua mittelſt der Umänderung, welche Andrea Doria in der Verfaſſung vornahm, erreichte Lucca im Jahre 1556 durch jenes Geſetz, welches man nach ſeinem Urheber, dem Gonfaloniere Martino Bernardini, die Legge Martiniana genannt hat. Das bisherige gemiſchte popolare Regiment ward dadurch in eine eigentliche Ariſtocratie umgewandelt. Dies Geſetz ſchloß nämlich von den ſenatoriſchen Stellen und von jeglichem Amt und Würde der Commune Alle aus, die entweder von fremdem Vater oder auch nur aus dem außerhalb der Hauptſtadt liegenden Gebiete ſtammten, ſie ſelbſt ſammt ihren Nachkommen auf alle Zeit, mit Ausnahme ſolcher Ausländer, die das urſprüngliche Bürgerrecht erlangt hatten, oder ſolcher Leute aus der Landſchaft, welche bereits ordentliche Senatsglieder geweſen waren. Für Ausländer reichte ſelbſt letzteres nicht hin zur Bewahrung des bisherigen Rechtes. Die ganze folgenreiche Bedeutung dieſes Geſetzes ſcheint damals noch nicht recht klar geworden zu ſein, indem die popolare Oppoſition gegen daſſelbe ſonſt wol mit größerm Nachdruck verfahren ſein

würde. Wie aber dieſe excluſive Staatsreform erſt im folgenden Jahrhundert ihre eigentliche Vollendung erhielt, als das alte republikaniſche Leben längſt aus Lucca gewichen war, ſo kam ſie nicht plötzlich noch alleinſtehend. Beinahe zwanzig Jahre früher hatte bereits das Vorſpiel zu derſelben ſtattgefunden, durch Beſchränkung der Theilnahme an den Staatsämtern Seitens der ſogenannten Fremden, d. h. der nicht urſprünglich luccheſiſchen Bürger, und ſiebzig Jahre ſpäter, unter dem Gonfalonierat des Niccolò Gratta, erſchien die Ausgabe letzter Hand der ariſtocratiſchen Conſtitution, indem der Beſchluß durchging, daß künftig nur diejenigen Familien der Ehrenämter theilhaft werden ſollten, welche ſeit dem Erlaß des Martinianiſchen Geſetzes im Genuſſe derſelben ſich befunden hatten. Ein Beſchluß, welcher, ohne es durchs Wort auszuſprechen, das engbegrenzteſte Adelsregiment begründete. Denn die vornehmen Geſchlechter, begünſtigt durch die Scheu vor Wiederausbruch der Unruhen, welche die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts ſo häufig getrübt, hatten ſeit jener Zeit durch ſtrenges Zuſammenhalten es dahin gebracht, daß faſt nur ſolchen, die zu ihrem Kreiſe gehörten, der Zutritt zu den höhern Aemtern möglich war.

Die politiſchen Folgen dieſer Geſetze liegen am Tage. Lucca war nach der im Jahre 1370 unter Kaiſer Carl IV und mit ſeiner Bewilligung beſchworenen Verfaſſung, welche auf eine Epoche bürgerlicher Fehden

und einheimiſcher wie fremder Gewaltherrſchaft folgte, eine freie Reichsſtadt mit popolarer Regierung, an welcher alle Bürger in der weiteſten Bedeutung des Wortes theilnehmen ſollten. Dieſe Verfaſſung war großentheils nach der florentiniſchen gemodelt. Die executive Gewalt lag in den Händen eines alle zwei Monate wechſelnden Collegiums der Anzianen, drei für jeden Stadttheil, an deren Spitze ein Venner der Gerechtigkeit (Gonfaloniere di giuſtizia) ſtand. Die legislative Gewalt war zwei Rathscollegien übertragen, einem ſechs Monate ſitzenden kleinen Rathe von ſechsunddreißig Mitgliedern und dem großen Rathe, der erſt neunzig, dann hundertundachtzig Mitglieder zählte und jedes Jahr neu gewählt ward. War nun auch die allgemein gleiche Berechtigung inſofern mehr dem Buchſtaben denn der Wirklichkeit nach vorhanden, daß ſeit dem Jahre 1430 die wichtigen Aemter beinahe ausſchließlich den großen Familien zufielen, indem die ausſcheidenden Verwaltungsmitglieder jedesmal das Wahlcollegium für die Neueintretenden bildeten: ſo blieb doch der Buchſtabe des Geſetzes unverändert. Herrſchte auch oft der größte Zwieſpalt zwiſchen den höhern und niedern Ständen, ſo ward doch Vieles ausgeglichen, indem nirgend ein gewaltſamer Eingriff in die Verfaſſung ſtattfand. Dies mußte ſich aber völlig ändern. Die Adelsrepublik, in welcher die Geſammtheit der Bürger durch Geſetzeskraft von der obern Verwaltung ausgeſchloſſen blieb, bildete

ein so geschlossenes Ganze, daß sie, den Naturgesetzen unterliegend, in entschiedene Oligarchie auszuarten drohte, in dem Maße, daß man im vorigen Jahrhunderte, in Folge der raschen Abnahme der Zahl der patrizischen Familien, sich genöthigt sah, den Kreis zu öffnen und erst persönlich Adelige, dann reiche Bürgerliche zum goldenen Buche und mithin zur Verwaltung zuzulassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Concentrirung der ausschließlichen Gewalt in den Händen eines früher blos mitberechtigten Standes ihrem Ursprung nach illegal und revolutionär war. Aber die Veränderung wurde ohne Gewaltthätigkeit und Blut durchgesetzt, und soviel man urtheilen kann ist sie es gewesen, welche Lucca's Autonomie und politische Existenz gerettet und drittehalb Jahrhunderte hindurch bewahrt hat, nachdem die popularen Freistaaten einer nach dem andern durch eigene und fremde Schuld gefallen waren. Man wirft diesem aristocratischen Regiment vor, daß es den Verfall Lucca's verschuldet habe, indem es Fremde abhielt, sich in einer Stadt niederzulassen, die sie einst durch Gewährung von Vorrechten angezogen, in welcher sie aber jetzt von Seiten der Verwaltung keine Vortheile mehr zu erwarten hatten; indem es Handel und Industrie, namentlich die einst so blühende wie einträgliche Seidenfabrication, in Abnahme kommen ließ; indem es durch Beengung und Gewissenszwang

eine Menge angesehener Familien ins Exil trieb und so dem Wohlstand der Stadt den heftigsten Stoß gab. Eine Regierung dieser Art mag ihre großen Untugenden gehabt haben, die um so deutlicher an den Tag traten, je beengter der Schauplatz war, je beschränkter der Kreis mächtiger und reicher Geschlechter, die den gleichberechtigten aber verarmten Familien das Gesetz vorschrieben. Bis auf den heutigen Tag sind die schlimmen Spuren dieser früheren Zustände so wenig vertilgt, daß manche bei den neuesten Vorfällen ans Licht getretene Mißverhältnisse sich auf dieselben zurückführen lassen. Aber man darf bei der Beurtheilung der erwähnten Zustände nicht außer Acht lassen, daß der gerügte Verfall mit dem Verfall von ganz Italien zusammenhing und minder nicht als in örtlichen Ursachen in der allgemein politischen Stellung seine Erklärung findet; daß wie die Blüte der unabhängigen Communen, so die Blüte des italienischen Handels vorüber war; daß endlich ein so kleiner machtloser Staat sich Einflüssen nicht entziehen konnte, welchen alle größeren mehr oder minder unterlagen. Am wenigsten aber darf man außer Acht lassen, daß dies Regiment, mogte es auch noch so manche Mängel haben, Frieden nach außen, Ruhe im Innern bewahrt hat, und Lucca jetzt, wo es aufgehört Hauptstadt eines selbständigen Staates zu sein, in Rücksicht auf Bedeutung, Reichthum, Blüte einen andern Rang einnimmt, als z. B. Siena und Pisa,

deren Loos es ohne Zweifel getheilt haben würde, hätte die Unstätheit der popolaren Verfassung fortgewährt, statt einer geschlossenen Adelsherrschaft Platz zu machen.

Als jenes Martinianische Gesetz gegeben ward, hatte Lucca's große Zeit längst aufgehört. Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts war diese Zeit. Das Gebiet erstreckte sich damals von der Magra, wo jetzt die Grenze des sardinischen Königreichs ist, bis nach Pistoja im Herzen des heutigen Toscana. Wie in Florenz stand das Volk gegen den Adel auf und nahm ihm die Theilnahme an den Aemtern und bannte Viele. Früchte der Unruhen waren Sinken des Gewerbfleißes, Minderung des Reichthums, Einzelherrschaft. Castruccio Castracane, vornehmem gibellinischen Geschlecht entsprossen, der größte Mann den Lucca hervorgebracht, schlug die florentinischen Guelfen bei Altopascio in den ungesunden Niederungen des Nievolethales aufs Haupt, so daß der Gefangenen an fünfzehntausend gezählt wurden, und er ließ seine Barberrosse im Volksspiel den Wettlauf halten bis zur Brücke über den Mugnone eine Millie von Florenz, wo jetzt die prächtige Demidoffsche Villa liegt. Mit seinem Tode aber war's zu Ende mit Glanz und Sieg, und nachdem eine Fremdherrschaft die andere abgelöst, gab endlich Carl IV der

Stadt die Freiheit wieder, und um ſchweres Geld, wie der Luxemburger es überall in Italien ſich zahlen ließ, erlangten die Lucheſen, daß ſie niemanden unterthan ſein ſollten als Kaiſer und Reich, denen ſie unmittelbar lehenpflichtig blieben. In dieſem Verhältniſſe zum Reich beharrte Lucca, denn nachmalige Kaiſerdiplome änderten wenig in Hinſicht des Rechtspunktes. Im Innern auch ward dem Rechte nach wenig geändert, viel im Faktiſchen: denn dreißig Jahre hindurch ſchaltete mit beinahe unumſchränkter Gewalt ein Bürger, Paolo Guinigi, der letzte Gewaltherrſcher in Lucca, der aber mit ſeiner Autorität keinen Mißbrauch trieb und durch eine unblutige Revolution entfernt ward. Wie im 14. Jahrhundert ſcheiterten im folgenden auch, nach des Guinigi Sturze, alle oft wiederholten Verſuche der Florentiner, ſich der Nachbarſchaft zu bemächtigen, von deren Gebiete breite Stücke abzureißen ihnen zu verſchiedenen Zeiten um ſo beſſer gelang.

So kam das 16. Jahrhundert heran. Als der junge Carl von Habsburg und Spanien den Kaiſerthron beſtieg, wandten ſich an ihn die Lucheſen mit der Bitte um Beſtätigung ihrer Privilegien, wie die Sitte jener italieniſchen Communen war, über welche ſeit geraumer Zeit das Reichsoberhaupt kaum andere Autorität als die bezeichnete auszuüben pflegte, mit der freilich jedesmal mehr oder minder bedeutende Zahlung verbunden war. Das Diplom Carl's V beſtätigte Lucca als kaiſerliche

freie Stadt, unter des römiſchen Reiches Schutz und Obhut und des Kaiſers perſönlicher Protection und Gewähr, mit Einſchluß der gegenwärtigen Beſitzungen wie der alten Jurisdictionsrechte über abhandengekommene Gebietstheile, mit unbeſchränkter Freiheit der innern Verwaltung durch einheimiſche Magiſtrate nach ſelbſtgeordneter Verfaſſung. Privilegien, welche, wenn ſie gleich perſönlich vom Kaiſer ausgingen, alſo mit deſſen Tode erloſchen, dennoch vom Nachfolger regelmäßig erneuet zu werden pflegten, ſo lange in Italien des Reiches Oberherrlichkeit währte.

Die Zeit Papſt Clemens' VII führte in Italien, namentlich in Toscana, zu große Umwandlungen herbei, als daß in einer democratiſchen Republik wie Lucca war, die Bewahrung der Ruhe möglich geweſen wäre. Ein Jahr ſchon bevor der zweite Medici den päpſtlichen Stuhl beſtieg, begannen die Unordnungen. Anlaß gaben Uebermuth, Schrankenloſigkeit, Rachſucht eines der mächtigſten Geſchlechter der Stadt, welches nach dem Orte, wo ſeine Wohnungen ſich befanden, San Lorenzo in poggio (am Hügel), den Namen der Poggi führte und es übel ertrug, durch die ſeine Anmaßung fürchtenden Bürger ſo viel als möglich von den Ehrenämtern ausgeſchloſſen zu werden. Der Gonfaloniere der Stadt

fiel unter den Streichen der Empörer, doch die Masse der Bürger sprang der Signorie bei und es ward strenge aber willkürliche Justiz geübt an den Mördern und ihrem Anhange. Die öffentliche Ahndung ging so weit, daß sie die Poggi nöthigte, ihre Wohnungen zu verlassen, wo sie nach alter italienischer Sitte vereint geblieben waren, ihre bis dahin gemeinsamen Güter zu theilen, Familiennamen und Wappenschild zu ändern. Dem Platze selbst, wo ihre Häuser lagen, gab man andern Namen. Wenige Jahre verstrichen, die Jahre, in denen die Republik Florenz den Waffen und Ränken ihrer Gegner, des Papstes und des Kaisers, erlag, als ein nicht minder gefährlicher Aufstand die Ruhe Lucca's von neuem stören kam. Wie jüngst der Bruch vom Adel ausgegangen, so erfolgte er jetzt durch die Gewerbtreibenden, und in Lucca wiederholte sich, wenn auch nur im Diminutiv, jene Revolution, welche von den geringsten der Wollenweberzunft zugetheilten Arbeitern ausgehend unter dem Namen des Tumulto de' Ciompi hundertfünfzig Jahre früher Florenz mit Entsetzen erfüllt, mit Blut befleckt hatte.

Die Seidenwirkerzunft war die zahlreichste und blühendste unter den Innungen Lucca's und auf ihr beruhte hauptsächlich die Bedeutung der einheimischen Industrie. Das Statut vom Jahre 1308, in der Zeit des entschiedenen Sieges des Volkes über den Adel aufgesetzt, hatte ihre Verfassung und Berechtigungen

geregelt. Im Jahre 1531 beſchloß man an dieſem Statut eine Abänderung zu treffen, deren Zweck war die Tüchtigkeit der Manufaktur durch geſetzliche Beſtimmungen zu ſichern, durch welche aber theils die geringeren Arbeiter, die Seidenwirker, welche nur einen Webſtuhl in der eignen Wohnung hatten, und die Spinner, welche für Andere thätig waren, ihre Rechte beeinträchtigt, ihre Wirkſamkeit gehemmt erachteten, theils die Geſammtheit der Zunft in Betreff der Abgaben ſich übermäßig belaſtet glaubte. Kaum wurden die neuen Verordnungen bekannt, ſo begann auch der Lärm unter den Handwerkern, welche der Senat vergebens zu beſchwichtigen ſuchte. Im Franziskanerkloſter ward eine tumultuirende Verſammlung gehalten, deren Ergebniß war, daß achtzehn Abgeordnete zur Signorie gingen, die Klagepunkte vorzutragen. Die Deputation fand günſtige Aufnahme. Die Signorie verſprach dem Senat die Angelegenheit zu empfehlen, machte aber die Häupter der Unzufriedenen zugleich auf die Gefahr und das Ungeſetzliche ihres Beginnens aufmerkſam. Die Wirkung der Mahnung war grade die entgegengeſetzte der beabſichtigten: die Häupter befürchteten Strafe und beſchloſſen, nun die Sache aufs Aeußerſte zu treiben, um die Regierenden einzuſchüchtern und ſo mehr als den urſprünglichen Zweck zu erreichen.

Anfangs gelang's. Nach ſchöner alter Sitte, welche

den Frühlingsmonat, der zugleich der Marienmonat iſt, durch Geſänge und heitere Spiele wie durch kirchliche Feſte bewillkommnete, war der erſte Mai ein Feſttag für die Lucheſen. An dieſem Maitag aber füllten lärmende Volkshaufen die Straßen: die Jünglinge der Zunft zogen einher, gewaffnet von Kopf zu Fuß, voran auf ein zerfetztes ſchwarzes Banner, woher dieſer Aufſtand den Namen des Tumults der Zerlumpten (degli Straccioni) erhielt, der ihm in der Geſchichte geblieben iſt. Tauſende und aber Tauſende füllten den Platz beim Franziskanerkloſter und die benachbarten Straßen. Die Signorie mit dem Gonfaloniere Stefano Bernardi gerieth in Angſt. Sie riß den in der Eile verſammelten großen Rath mit ſich fort, ſo daß er, wenngleich nicht ohne Widerſtand, noch an demſelben Tage die verhaßten Verordnungen abſchaffte, die Gültigkeit des frühern Geſetzes beſtätigte und eine Amneſtie für die Theilnehmer am Aufſtande erließ. Wie's ſo oft geſchieht, ſahen die Unzufriedenen im Nachgeben nichts als Schwäche. Die Abneigung der niedern Stände gegen die höhern, in deren Händen wie ſchon geſagt die Verwaltung, wenn nicht auf den Grund von Rechtstiteln, doch durch Gewohnheit ſich befand, ſuchte ſich Luft zu machen und ſo artete das, was urſprünglich bloße Abwehr wirklicher Beeinträchtigung war, in eine Pöbelrevolution aus, welche die Regierung beherrſchte und zu den erniedrigendſten Conceſſionen nöthigte, alle

Ordnung umwälzte, Brand und Mord anſtiftete und die Republik ins tiefſte Verderben geſtürzt haben würde, hätte nicht, nachdem beinahe ein Jahr in dieſen ſchmachvollen Nöthen vergangen, die Ariſtocratie ſich endlich ermannt. Eines ihrer Häupter, Martino Buonviſi, den die Straccioni verjagt, rief ſie heimlich mit treugebliebener Mannſchaft vom Gebiete herbei und errang ſo den Sieg über die Rebellen, gegen welche nun mit aller Entſchiedenheit und Schärfe verfahren ward.

In jener florentiner Wollkämmerrevolution des Jahres 1378 ſaßen zerlumpte Handwerker der niedrigſten Klaſſe in der Signorie und ſo groß war der Scandal, daß ihre eigenen Parteigenoſſen ſie am Ende zum Palaſt hinauswerfen mußten. Im Aufſtand der Straccioni ſchleppten die Menterer die Geſchütze des Gemeindepalaſtes nach den Häuſern der Buonviſi, um ſie in den Grund zu ſchießen, und einer von ihnen zündete in den Palaſtgewölben ein Pulverfaß an, deſſen Exploſion, durch des Himmels Fügung, nur geringen Schaden anſtiftete. Zu ſolchen Exceſſen führte die Pöbelherrſchaft in dieſen reichen und blühenden italieniſchen Republiken. Wie aber bei Auftritten dieſer Art die Schwäche und Rathloſigkeit der popolaren Regierungen ſich nicht minder kundgegeben hat als jene der oligarchiſchen, die meiſt ohne Schwertſtreich geſtürzt wurden: ſo hat in den meiſten Fällen ſchweres Unrecht des herrſchenden Adels gegen das unterdrückte niedere Volk die urſprüng-

liche Schuld getragen. Daher iſt es denn auch gekommen, daß ein Mann, deſſen Name noch genannt werden wird, Giovanni Guidiccioni, ein Jahr nach der Niederlage der Straccioni über Anläſſe und Verfahren der Sieger ein ganz anderes Urtheil fällte, als man bei der Mehrzahl der Hiſtoriker findet, die nur auf die Ausſchweifungen des Pöbels geachtet haben.

Für Lucca aber war's der letzte Exceß. Denn nun begann jene immer ſtärker werdende Reaction des Adels, von welcher im Eingange dieſer Geſchichte die Rede geweſen iſt.

Es war wie geſagt die letzte blutige Revolution. Eine andere Umwälzung aber, die von ſehr verſchiedenem Princip ausging, verſchiedene Zwecke hatte und, wäre ſie gelungen, das Haupt ihres Urhebers mit unvergänglicher Aureole umgeben haben würde, ward einige Jahre ſpäter von einem Bürger Lucca's beabſichtigt. Man mag den Plan fantaſtiſch, ja lächerlich nennen: er gehört darum nicht minder zu den Zeichen der Zeit.

Unter den lucheſiſchen Geſchlechtern gehören die Burlamacchi zu den alten und angeſehenen. Der erſte, deſſen Name vorkommt, war Buglione Burlamacchi, welcher im Jahre 1217 ſtarb. In dem ſchon erwähnten Statut von 1308, welches den Sieg des demokra-

tiſchen Princips befeſtigen ſollte und worin der Haß gegen den Adel ſo weit ging, daß z. B. verordnet ward, die falſche Anklage eines Popolanen gegen einen Adeligen ſollte keine Sühne nach ſich ziehen, und ein Adeliger ſollte gegen einen Popolan kein Zeugniß ablegen können, finden ſich die Burlamacchi unter dieſen Casastici vel potentes genannt, von denen es heißt, man führe an dieſem Orte ihr Verzeichniß auf, „ne sub velamine popularium defendantur," ſowie damit offenkundig ſei, daß ſie nicht zugelaſſen werden könnten zu den an der Verwaltung theilnehmenden Innungen und Waffengeſellſchaften, ſie ebenſowenig wie lüderliches Volk, Verbannte, Verurtheilte oder Piſaner. Die Forteguerri, Cenami, Porcari, Guidiccioni, Caccianemici, Allucinghi, Ghirarducci und andere in der toscaniſchen Geſchichte nicht unbekannte Namen kommen in dieſem Verzeichniſſe vor, das auf Geſetzbeſtimmungen folgt, die keinem der florentiner Decrete gegen die Adeligen (Grandi) an Entſchiedenheit nachſtehen. Gleich den meiſten Familien des Landes widmeten ſich dann auch die Burlamacchi der Gewerbthätigkeit und dem Handel, und wie ſo viele vornehmen Florentiner, deren Nachkommen wir noch hie und da in Frankreich begegnen, hatten ſie ihre Comtoire in Flandern, in Paris und Lyon, welche letztere Stadt mit Brügge der Hauptſtapelplatz für die italieniſchen Fabrikate war. Ihre Wohnung, die auch heute

den Nachkommen gehört, liegt an dem kleinen Platze, welcher, nach der gegenüber sich erhebenden Kirche, del Suffragio genannt wird.

Francesco Burlamacchi wurde im Jahre 1498 geboren. Sein Vater Michele genoß guten Rufes und vieler Autorität unter seinen Mitbürgern. Siebenmal stand er in den Jahren 1505—1529 als Gonfaloniere an der Spitze der Verwaltung. Caterina Balbani, seine Mutter, gehörte nicht minder einem vornehmen Geschlechte an. Francesco's Erziehung muß eine sorgfältige gewesen sein, wenn man nach seiner Bekanntschaft mit den griechischen Klassikern und mit der Geschichte schließen darf. Einfluß darauf hatte ohne Zweifel sein Vatersbruder, Filippo, als Dominikanermönch Fra Pacifico geheißen, unter welchem Namen er in der Literärgeschichte wie in den Annalen seines Ordens bekannt ist. Filippo hatte in jüngern Jahren längere Zeit in Florenz gelebt, in jenen Tagen, als die Predigten Fra Girolamo Savonarola's Stadt und Land in Bewegung setzten und neben dem religiösen Enthusiasmus auch den republikanischen Feuergeist steigerten. Eine Bewegung, welche bei Savonarola's Tode gewaltsam unterdrückt, im Jahre 1527, wo die Medici zum drittenmal aus Florenz vertrieben wurden, mächtig wieder aufflammte und noch unter der Gewaltherrschaft des Herzogs Cosmus eine consequente Opposition nährte, die im Jahre 1545 die gewaltsame Verweisung der Do-

minikaner aus ihren Klöstern in Florenz und Fiesole zur Folge hatte. Wenn in so später Zeit noch Savonarola als Heiliger, als Proset und Märtyrer verehrt ward, dessen Bild von einer Glorie umgeben seine Anhänger auf der Brust trugen, so daß der Herzog von Florenz bei Papst Paul III solchen Gebrauch als ketzerisch verklagte; wenn bis zum letzten Jahrhundert am Morgen des 23. Mai in jedem Jahre Blumen die Stelle auf dem Granducaplatze zu Florenz bedeckten, wo 1498 Fra Girolamo in den Flammen verschieden war; wenn heute noch sein Geist umherzugehen scheint in den weiten, mit Fra Angelico's und Fra Bartolommeo's Bildern geschmückten Gängen von San Marco, wo er lebte und predigte, belagert und gefangen ward von den Gegnern seiner Lehre und seines Wirkens, wo die von ihm gedichteten frommen Gesänge erschollen: so mußten diese Empfindungen noch viel lebendiger sein in den Tagen, als der Nachhall der Worte des begeisterten Redners noch nicht verstummt war und seine Schüler und Anhänger Toscana füllten, ernste Männer, denen nichts auf der Welt so leicht ward wie Weltentsagung.

Als Fra Girolamo nicht mehr war, kehrte Filippo Burlamacchi nach Lucca zurück und trat am 18. März 1499 in den Dominikanerorden, in jenem Kloster San Romano, dessen Kirche zwei Bilder Fra Bartolommeo's schmücken, welcher, gleich Filippo, zu Savonarola's Schülern und Verehrern gehört hatte. Eines dieser

Bilder ist die Madonna della Misericordia, aus dem Jahre 1515, eines der größten Meisterwerke des großen Künstlers. In dieser Einsamkeit, in welcher er bis zum 13. Februar 1519 ein gottseliges, seinem Klosternamen entsprechendes Leben führte, beschrieb Fra Pacifico die Handlungen und Leiden seines geliebten Lehrers. Welche Ansicht er von dessen Handlungen hegte, wie er von dem Prozesse dachte, welcher seinen Untergang herbeiführte, ergiebt sich aus den Worten, mit denen er die Erzählung des Vorgangs der Hinrichtung beschließt. „Ein solches, so lauten diese Worte, war das Ende Fra Girolamo's, eines heiligen und gelehrten Mannes, von dem man sagen kann, er sei eines der kostbarsten Werkzeuge gewesen, deren Gottes Majestät zum Heil der Kirche sich bedient; dies, der Feuertod, war der Lohn seiner vielen Anstrengungen in dem gegenwärtigen Leben, worüber uns der feste Glaube tröstet, daß jenseit so große Verdienste von Gott reichen Lohn empfangen haben werden."

Der Einfluß, welchen Fra Pacifico auf seinen Neffen geübt haben muß, wurde verstärkt durch die Eindrücke, unter denen des Letztern Jugend verstrich. Italien hat keine ereignißschwereren Zeiten gekannt, als die ersten dreißig Jahre des 16. Jahrhunderts, Jahre, in

denen nicht nur der Grund zu der nachherigen politischen Gestaltung der Halbinsel gelegt ward, sondern auch die Keime des schlimmen Geistes sich zu entwickeln begannen, der die folgenden Epochen beherrscht hat, bis in den Tagen unserer Väter ein anderes Princip sich geltend zu machen anfing, welches in den unsern mit einer Macht zum Durchbruch gekommen ist, die wie jede große Umwälzung neben den guten ihre gefährlichen Seiten hat, wovon die jüngsten Ereignisse Proben genug geliefert haben.

Der Kampf des ermattenden Volksthums gegen den von Tag zu Tage an Kraft zunehmenden Despotismus ward damals in Italien entschieden. Es war eine Tendenz, welcher die meisten Länder Europa's unterlagen, glücklich, wenn sie noch die Spuren des Lebens, die Reste der Formen ihrer alten freien Zustände bewahrten, eine Grundlage zu bilden für den Wiederaufbau in künftigen Zeiten. In Toscana, heute noch nach drei Jahrhunderten absoluter Herrschaft derjenige Theil Italiens, in welchem die democratischen Elemente (bei denen man nicht an Das denken darf was neuerdings Democratie getauft wurde und Anarchie war) am tiefsten liegen, hatte dies despotische Princip in jenen Tagen noch zu wenig Wurzel gefaßt, und die beiden Republiken Siena und Lucca, wenngleich halb eingeschüchtert, halb beschränkt in ihrer freien Bewegung, hatten die alten Freiheitsideen zu wach gehalten,

um nicht den Hoffnungen neuer Umwälzungen Raum zu laſſen.

Erſt wenige Jahre war es her, ſeit der Despotismus auf den Trümmern der Unabhängigkeit und Autonomie des florentiner Gemeinweſens ſich feſtgeſetzt und eine Umgeſtaltung der bis dahin beſtandenen, an ſich allerdings zur Unmöglichkeit gewordenen Verhältniſſe zu bewirken begonnen hatte. Nicht, als wäre dieſe Umgeſtaltung ſogleich und in allen Dingen ſehr merklich geweſen. In Florenz ſelbſt freilich war ſie ſo groß wie fühlbar. Denn wurde auch noch ein Theil der volksthümlichen Formen beibehalten, ſo merkten doch bald Alle, und mehr denn alle Uebrigen Solche, welche den Medici zu ihrem Emporkommen geholfen und mit ihnen die Autorität zu theilen dachten, daß die Gewalt in die Hand eines Einzelnen gelegt war, und daß dieſer Einzelne, dieſer Jüngling Cosmus, welchen Keiner gekannt hatte, ſie mit einer Conſequenz, Entſchiedenheit, Abgeſchloſſenheit, einer nicht minder denn verſchwiegenen und eiferſüchtigen, klugen und berechnenden Autocratie ausübte, welche den Uebrigen, mogten ſie auch ein Guicciardini und Vettori ſein, keine andere Rolle ließ als die, ſeine Befehle zu erfüllen oder ganz abzutreten vom Schauplatz. In der Provinz war's anders. Bald früher bald ſpäter, freiwillig oder gezwungen, hatten die einzelnen Communen ſich der florentiniſchen Republik unterworfen; ſie hatten aufgehört nach außen

hin unabhängige Gemeinwesen zu bilden, aber im Innern war die Verwaltung nach den bisherigen Statuten ziemlich unverändert geblieben. Mit Ausnahme des Podestà oder Capitano, welchen Florenz ihnen sandte, war die Administration so zu sagen ganz in den Händen der Bürger geblieben. Ein Verhältniß, welches nur in größeren Städten eine Modification erlitt, namentlich in Pisa, wie leicht begreiflich, durch den Umstand, daß die Commune erst nach langem und hartnäckigstem Kampfe unterlag, daß sie ein ansehnliches Gebiet gehabt hatte, welches nun nicht mehr von ihr abhängig blieb, und daß besondere Vorsichtsmaßregeln nöthig erachtet wurden, sie im Zaume zu halten. Nimmt man solche einzelnen Fälle aus, so bestand das florentinische Gebiet in der republikanischen Epoche aus einer Menge sich selbst regierender Communen, welche in jedem Moment aufs neue in eben so viele Diminutiv-Republiken hätten zerfallen können, wie es denn während der bekannten Staatsumwälzung, die mit der Vertreibung des Herzogs von Athen endete (1343), wirklich, wenngleich nur momentan, der Fall war.

Es wäre eine irrige Annahme, glaubte man an völlige oder gar augenblickliche Umwandlung dieses Verhältnisses unter der Medizeischen Herrschaft. Sie war, es ist gewiß, ein despotisches, ja zum Theil ein furchtbar hartes Regiment; aber dieser Despotismus äußerte sich mehr in der obern Leitung, in einzelnen Gesetzen,

welche die Personen betrafen, in der ökonomischen Verwaltung, welche Land und Volk als Mittel zu Finanzspeculationen betrachtete, und in Beschränkungen, welche die Hauptstadt am fühlbarsten trafen weil hier jeder Bürger an der Souverainetät Theil gehabt hatte, als in der Zerstörung der republikanischen Verfassung der Comunen. Bis zu den Zeiten des Großherzogs Leopold I erlitten diese Comunen, obschon unter Cosmus I eine Umwandlung der Statutarrechte nach gleichmäßigen Grundsätzen vorgenommen ward, in mancher Beziehung nur geringe Veränderungen der Administrations- und Rechtszustände, welche in den Tagen der Freiheit bestanden hatten; nahm gleich die große Verschiedenheit der Statuten ein Ende, so blieben doch viele Vortheile, aber auch die Nachtheile der Abgeschlossenheit und der particulären Gestaltungen.

In der Zeit aber, von welcher hier die Rede ist, hatte die Umwandlung überhaupt erst einen Anfang gemacht. Und noch glühten die Leidenschaften, noch grünte die Hoffnung, noch trat überall die Erinnerung an die Freiheit in den Vordergrund, noch lebten viele der Männer, welche unter den Mauern von Florenz, auf den Wällen Volterra's, im pistojeser Gebirge gegen die Feinde des Vaterlandes gestritten; die Einen in stiller trüber Entsagung in der Heimath lebend, als Verbannte in der Fremde die Andern, immer bereit an der toscanischen Grenze von neuem als Kämpfer gegen

die Medici zu erſcheinen. In Florenz ſelbſt war der Mißmuth aufs Höchſte geſtiegen, und jene heftige Oppoſition der Dominikaner, welche, wie ſchon erzählt ward, in dem Jahre vor Francesco Burlamacchi's Auftreten aus ihren Klöſtern verwieſen wurden, iſt bezeichnend für die Stimmung in der Hauptſtadt des neuen Herzogthums. Und die Gefahr, in welcher die beiden einzigen freigebliebenen Comunen Toscana's, Siena und Lucca, ſchwebten, Medizeiſchem Despotismus anheimzufallen, wetzte noch das Schwert des an ſich unkräftigen democratiſchen Geiſtes.

Jugenderinnerungen und Erziehung, ſowie die Stellung als angeſehener und wohlhabender Bürger eines freien Staates mußten in Francesco Burlamacchi die republikaniſchen Tendenzen kräftigen. Mit Caterina Trenta, einer Jungfrau aus einer noch blühenden patriziſchen Familie verheirathet, ſah er mehre Kinder, unter ihnen den älteſten 1530 geborenen Sohn Michele, zu ſeiner Freude aufwachſen. An den öffentlichen Angelegenheiten nahm er, durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger berechtigt, vielfachen Antheil. Im Jahre 1528 ſaß er in der Signorie als einer der Anzianen, und ging im folgenden Jahr als Commiſſar der Regierung zum Prinzen von Orange, welcher das kaiſerliche Heer

gegen Florenz führte. Zu Anfang 1533 ward er zum erstenmale Venner der Gerechtigkeit.

Wenn die Vorfälle in seiner Vaterstadt, deren Zeuge er war, bei ihm zu Gunsten einer wohlgeordneten, starken, auf fester Rechtsgrundlage beruhenden Regierung sprachen, so konnten die Nachstellungen, denen Lucca's Freiheit von Seiten des Medizeers bloßgestellt blieb, nicht umhin, ihn an die Gefahr der Isolirung bei so beschränkter materieller Macht zu mahnen. Umsomehr, als die Stellung zum Reichsoberhaupte eine unsichere war, indem Carl V, welchem Alles daran lag in Italien die Ruhe zu erhalten, deren er bedurfte um seine großen Entwürfe in Teutschland ins Werk zu setzen, die schwankenden Zustände Lucca's mit dem ungünstigsten Auge ansah. In diesen Betrachtungen mag wol der Keim des Planes gelegen haben der sich allmälig in Burlamacchi's Kopfe bildete — der Plan, Toscana wieder zur Freiheit zu verhelfen und einen Bund oder eine Einigung zur Gesammtrepublik herbeizuführen. Er selbst hat nachmals erklärt, die erste Idee der Möglichkeit eines solchen Unternehmens sei ihm bei der Lectüre des Plutarch gekommen: die Lebensbeschreibungen des Timoleon, des Pelopidas, des Dion, des Aratos hätten ihm gezeigt, wie mit geringen Kräften Großes und Glorreiches sich ausführen lasse. Und ein halbes, ja ein ganzes Jahr habe er diese Dinge sich überlegt, mit diesen Gedanken sich getragen, ohne irgend

Einem nur einen Wink oder eine Andeutung zu geben, bis die Idee in ihm gereift und die tägliche Beschäftigung mit derselben, wie's wol bei so unaufhörlichem einsamen Nachsinnen geht, ihm die Schwierigkeiten geringer, die Möglichkeit der Ausführung näher liegend erscheinen ließ.

Arnaldo da Brescia, Cola Rienzi, Stefano Porcari, Lorenzino de' Medici, von Poeten und Rhetoren nicht zu reden, wurden durch die Erinnerungen an die alte Welt erregt und zu guten und schlimmen Handlungen ermuthigt: Francesco Burlamacchi ist ein neues Beispiel, wie stark und dauernd diese Eindrücke in Italien waren.

Es lebte in Lucca ein Mann, Cesare di Benedino, ehemals Soldat, dann Färber, der mit dem Hause der Burlamacchi in vielfacher Geschäftsverbindung stand. In ihm glaubte Francesco Scharfsinn und Entschlossenheit zu erkennen und da er auf dessen Redlichkeit baute, begann er ihm von seinen Fantasien und Entwürfen zu erzählen. Cesare hörte mit Aufmerksamkeit zu und nachdem sie mehrmals diese Dinge besprochen, schien ihm, sie wären wol des Versuches würdig sie ins Werk zu setzen. Aber nur mit Anderer Hülfe ließ sich so etwas versuchen. In Lucca selbst war es theils zu gefährlich Mitwissende heranzuziehen, theils waren Verhältnisse und Mittel der Republik wie der Einzelnen nicht von der Art, auch nur die entfernteste Aussicht zu gewähren.

So wandten sie die Blicke nach außen, und die Ersten, auf welche sie fielen, waren die Strozzi, Piero und Lione, des unglücklichen Filippo Söhne, die stets muthigen, stets thätigen Vorkämpfer der Partei, welche im Hasse gegen die Medici und gegen des Kaisers herrschenden Einfluß in Italien sich vereinigten, nie verzagend im Unglück, nie ermüdend im Herbeischaffen wie in der Benutzung der Mittel, durch die sie den Feind zu stürzen hofften, durch ihre Ausdauer und Consequenz, ihren Muth und ihre Kriegskenntniß dem Herzoge von Florenz ebenso furchtbar wie durch ihren Anhang in Frankreich, dessen Dauphine und nachmalige Königin Katharina, des großen Lorenzo Medici Urenkelin, ihre Muhme und standhafte Freundin war, während sie ihre heftige Abneigung gegen Cosmus theilte, zu welchem sie in nur entferntem Verwandtschaftsverhältnisse stand. Dachte man in Italien, in Toscana namentlich, an politische Umwälzung, so waren es die Strozzi, deren man zuerst gedachte; suchte man Hülfe bei Frankreich, so waren es die Strozzi, die man zuerst um Vermittelung ersuchte. So waren denn sie es, welche Francesco Burlamacchi zuvörderst in den Sinn kamen.

Um die Zeit, als solche Gedanken Francesco mehr und mehr beschäftigten, traf es sich, daß ein gewisser

Baſtiano Carletti, ein geborner Lucheſe, von Marſeille zurückkehrte, nachdem er unter den Befehlen Lione (Leo) Strozzi's gedient hatte. Es muß hier vorausgeſchickt werden, was im Verlaufe dieſer Erzählung noch zur Sprache kommen wird, daß Lione, in frühen Jugendjahren ſchon Johanniterritter und nachmals Prior von Capua, eine Commende, welche einſt Giulio de' Medici, dem ſpätern Papſte Clemens VII, gehört hatte, vom Könige Franz I mit dem Oberbefehl über ſeine Galeeren betraut worden war, als der franzöſiſche Herrſcher in ſeinem letzten Kriege gegen Carl V jenes Bündniß mit Sultan Suleiman geſchloſſen hatte, welches in der geſammten Chriſtenheit ſo großes Aergerniß erregte und in den Jahren 1543 und 1544 eine türkiſch-franzöſiſche Flotte an die Küſten Italiens führte. Nicht lange vor Ende dieſes Krieges, welchen der Friede von Crespy beſchloß, geleitete der Prior von Capua, einer der kühnſten Krieger ſeines kriegeriſchen Ordens, mit den königlichen Galeeren die türkiſchen Schiffe nach Conſtantinopel zurück, wo er eine Botſchaft an den Sultan auszurichten hatte. Als er in den Hafen von Marſeille wieder einlief, ward ein großer Theil der Mannſchaft entlaſſen, unter ihnen jener Baſtiano, welcher als Landsmann mit dem Strozzi in perſönlichem Verkehr geſtanden hatte. Der Mann war mit Burlamacchi bekannt, in deſſen Seidenmanufactur er einſt gearbeitet hatte. Dieſer glaubte ſich ihm anvertrauen zu können und frug

ihn, ob er dazu behülflich ſein wolle, insgeheim eine Verbindung mit dem Strozzi anzuknüpfen. Baſtiano war bereit dazu und begab ſich, von dem nunmehr gereiften Plane Francesco's in Kenntniß geſetzt und durch ihn mit Reiſegeld verſehen, im November 1544 von neuem nach Marſeille.

Francesco Burlamacchi's Ausſagen im peinlichen Verhör, welchem er zwei Jahre ſpäter unterworfen ward, laſſen uns den Inhalt der Botſchaft an den Prior von Capua, ſeine Abſichten, ſowie die Mittel beurtheilen, mit denen er letztere ins Werk zu ſetzen dachte. Im lucheſiſchen Gebiete, welches auch in früheren Zeiten ſchon, als überall das Volk zum Kriegsdienſte gerufen ward, ſeine gewaffneten Schaaren zählte, mit geregelter militäriſcher Verfaſſung, beſtand eine Landmiliz, welche weder unbedeutend noch ungeübt und in verſchiedene Corps getheilt war. Sie war zwiefach nöthig in jenen ruheloſen Tagen, wo Grenzſtreitigkeiten unabläſſig und es nichts Seltenes war, daß die Bewohner eines Ortes die des andern anfielen, wie im Jahre 1539 geſchah, als die Einwohner von Pontito, einem lucheſiſchen Grenzcaſtell, die Burg des auf piſtojeſiſchem Gebiete liegenden Lanciola überfielen, ſie in Brand ſteckten, mehre Leute erſchlugen und die Habe

mit ſich ſchleppten, ſo daß, um den Herzog von Florenz zufriedenzuſtellen und ähnliche Scenen zu verhüten, der Senat ſich genöthigt ſah, verſchiedene der Schuldigen hinrichten zu laſſen. Zu Commiſſarien über dieſe Milizen pflegte man angeſehene Bürger zu wählen und es war eines dieſer Commandos, um welches Francesco ſich zu bewerben die Abſicht hatte. Gelänge es ihm, wie er hoffte, ſeine Wahl durchzuſetzen, ſo wollte er von der Signorie die Genehmigung erbitten, bei der Stadt Heerſchau über die Compagnie des Borgo zu halten, welche die ſtärkſte war und gegen tauſendvierhundert Köpfe zählte, und mit welcher er noch die etwa Zweihundert ſtarke Schaar vom Ponte a Moriano zu vereinigen hoffte, der Mannſchaft nämlich des nördlich von der Stadt gelegenen Striches, welcher ſeinen Namen von der über den Serchio führenden Brücke hat, die von dem berühmten Matteo Civitali und ſeinem Neffen gebaut wurde.

Bei der Porta San Donato, wo die Straße ſüdwärts nach Piſa führt, weſtlich nach Genua, liegt eine Fläche, welche man vor Zeiten den Prato del Re oder del Marcheſe nannte, weil hier die Landwohnung der Herrſcher in der longobardiſchen Epoche war — Schauplatz von Volksfeſten und Wettrennen an großen Feſttagen Lucca's, ſo an dem Tage der Kreuzerhöhung, wo der Raum die Form eines großen Amfitheaters annimmt, in dem ringsherum hölzerne Stufenreihen mit

Loggia und Bogehalle für Hof und Adel ſich erheben und über Zwanzigtauſend dem Schauſpiele beizuwohnen Raum finden. Hieher, dicht an den Fuß einer der großartigen Baſtionen, welche, elf an der Zahl, Lucca's prächtigen Mauerkreis ſchützen und deren Umwandlung nach den Regeln vervollkommneter Befeſtigungskunſt in jener Zeit auf den Rath des Kaiſers und nachmals der beiden berühmten Kriegsmänner, Herzoge Emanuel Filibert von Savoyen und Alexander Farneſe von Parma begonnen ward, wollte Francesco Burlamacchi ſeine Schaaren führen, in der Abſicht, ſie dort, indem er ihnen nach der Heerſchau Erfriſchungen reichen ließ, bis zu Sonnenuntergang zu halten und hierauf noch vom Ponte a Saliſſimo bis Pontetetto marſchiren zu laſſen, unter dem Vorwande, daß ſie dort auseinandergehen ſollten. Ponte a Saliſſimo und Pontetetto ſind zwei Brücken, welche ſüdlich von Lucca über das nicht weit davon in den Serchio fallende Flüßchen Ozori führen, letztere eine Millie von der Stadt, als deren Vormauer gegen die Angriffe der Piſaner ſie im Mittelalter betrachtet ward, durch zwei Thürme geſchützt und mit einer Bedachung verſehen, woher der Name, nebenan ein Pilgerſpital und ein Benediktinerinnenkloſter, wie man ſie wol in ſolchen Localitäten findet. Hier angelangt, ſollten ſie von der Nachricht empfangen werden, von Piſa her ſei florentiniſches Kriegsvolk ins Gebiet eingefallen, das man augenblicklich zurück-

zuwerfen ſuchen müſſe. Folgten, wie er erwartete, die Schaaren, ſo werde er mit ihnen die Straße nach dem Monte San Giuliano einſchlagen und unterwegs den Hauptleuten ſeinen Plan entdecken, unter dem Vorgeben daß er im Auftrage der Republik handle, um etwaiger Einrede zu begegnen. Einverſtändniß mit den Befehlshabern der Milizen von Santa Maria a Colli und vom Ponte San Piero, beide in Lucca's unmittelbarer Umgebung am Serchio, ſollte ihm hier deren Leute, gegen Vierhundert an der Zahl, zuführen. Zugleich rechnete er auf die Theilnahme der tüchtigen Schaaren von Camajore, jenem anſehnlichen Caſtell, welches am Fuße der mächtigen Gebirgsmaſſe von Seravezza liegt, Schaaren, die in der Zeit des Aufruhrs der Seidenwirker der Signorie zu Hülfe geeilt waren. Mit dem Befehlshaber dieſer Mannſchaft wollte er Verabredung treffen, daß er längs dem Monte Quieſa, von deſſen Höhe man auf dem Wege von Lucca nach Viareggio und Maſſa zuerſt das Mittelmeer erblickt, ſeine Milizen führen ſollte, um ſich an demſelben Abende mit ihm zu vereinigen.

Es giebt in Toscana kaum eine ſchönere und maleriſchere Straße als diejenige, welche zwiſchen den waldigen Höhen des Monte San Giuliano, „perchè i Pisan' veder' Lucca non ponno," nach der in der Ebene des Arno liegenden Stadt griechiſchen Urſprungs und Namens führt, vorüber an Wartthürmen des Mit-

telalters, welche die Grenze zu ſchützen beſtimmt waren die dieſe Hügelgruppe durchſchnitt und in den jüngſten Jahren erſt zwei Theile Toscana's zu trennen aufgehört hat. Auf dem Bergpfade, der alten Straße die das Thal des Serchio mit der daſſelbe ſperrenden Burg von Ripafratta vermeidet, hoffte Burlamacchi jene Schaar, zwiſchen drei und vier Tauſend, unbemerkt in der Nacht vor Piſa's Thore zu geleiten. Wie er Piſa zu gewinnen dachte, mogte er ſich damals nicht klar gemacht haben: aber er rechnete auf die, ſehr zweifelhafte, Zuſtimmung der Einwohner und die Schwäche der Beſatzung, vielleicht auch auf eine mit dem Befehlshaber der Cittadelle, einem lucheſiſchen Verbannten aus der Familie der Poggi, anzuknüpfende Verbindung. Die Piſaner ſollten zur Freiheit aufgerufen werden, die durch ihre Milizen verſtärkten Mannſchaften ſollten augenblicklich den Weg nach Florenz einſchlagen. Erhebe ſich, ſeiner alten Unabhängigkeit eingedenk, Florenz gegen den Herzog, ſo wäre Alles gewonnen und der Erfolg des Unternehmens entſchieden. Lucca, einmal in den Strudel der Ereigniſſe hineingezogen, müßte, willig oder nicht, Hülfe leiſten, da doch niemand glauben würde daß der Plan von einem Einzelnen ausgegangen ſei. Nähmen die Strozzi Theil, wie denn ihr Antheil nicht minder als die Ergebenheit der Milizen die Grundlage des Unternehmens war, ſo ſollte vom modeneſiſchen und bologneſiſchen Gebirge her gleichzeitig der Angriff

geſchehen, das Hügelland um Pescia und die piſtoje-ſiſche Ebene und ſomit das an Hülfsquellen reiche rechte Ufer des Arno in die Gewalt der Verbündeten zu bringen, während die lucheſiſche Mannſchaft auf der linken Seite operirte.

Dies war der unſichere Boden, auf welchem Francesco Burlamacchi's Pläne beruhten!

Wäre es nicht eine Zeit politiſch-religiöſer Aufregung geweſen, eine Zeit die ſo manches Alte umſtürzen ſah, in welcher ſo manches Neue Geltung zu erlangen ſuchte, in welcher beinahe mehr denn in irgend einer andern der Wechſel und die Beſtandloſigkeit menſchlicher Dinge und Verhältniſſe vor Augen traten: man müßte wahrlich das ganze Beginnen für ſchlimmer denn ein Hirngeſpinſt halten.

Was mit dem Medizeiſcher Tyrannei entriſſenen Toscana geſchehen ſollte, darüber geben nur wenige Worte Burlamacchi's Auskunft. Alle Städte des Landes ſollten einen Bund bilden, Siena und Lucca mit ihnen, eine wie die andere dem Herzoge von Florenz abgeneigt wegen nie ruhenden Verdachtes, wegen wiederholter Beeinträchtigung. Dem Herzoge würde ein Lehn im Königreich Neapel gekauft werden, von etwa zwanzigtauſend Ducaten Ertrag, durch Beiſteuer des Landes welches er jetzt unter unrechtmäßiger Herrſchaft halte. Weder die Strozzi noch er ſelber erwarteten irgend perſönlichen Vortheil, ſondern ſie wollten

als einfache Bürger leben und sterben. An den Kaiser aber würde er, sowie der Anschlag gelungen, geschrieben haben oder selbst zu ihm gegangen sein, um ihn zu bitten nach Italien zu kommen und die Reform der Kirche und Abstellung der vielen Mißbräuche zu unternehmen. Er glaubte dies, sowie die Zurückführung zur Einheit von den zahlreichen Irrungen in Glaubenssachen, könnte sich erreichen lassen, indem man der Kirche ihre zeitlichen Güter nehme. Dadurch würde der Kaiser auch die Teutschen, welche nach nichts Anderem strebten, zum Gehorsam zurückführen.

Die letzteren einfachen, ja ungeschickten Worte führen uns zur Betrachtung jener Seite des Burlamacchischen Planes, welche heute gewiß nicht das geringere Interesse in Anspruch nimmt.

Das Streben nach Kirchenreform, welches bald auf legitime, bald auf illegitime Weise sich aussprechend wie ein rother Faden durch das ganze 15. Jahrhundert sich hindurchgezogen hatte um im 16. mächtig und welterschütternd zum Ausbruch zu kommen, begann in Italien die Gemüther mehr und mehr in Anspruch zu nehmen, als die Ereignisse jenseit der Alpen eine gewaltige Einwirkung auf die äußere und innere Ver-

faſſung des Katholizismus übten. Welche Regungen unter der Regierung der Päpſte Clemens VII und Paul III bei einem bedeutenden Theil der hohen Geiſtlichkeit ſich kundgaben; wie die literariſche und filoſofiſche Bildung dieſe Regungen begünſtigte und eine Zeit lang den Durchbruch und Sieg von Meinungen möglich zu machen ſchien, welche einer dogmatiſchen Verſtändigung mit den Anhängern Luther's ſich zuneigten; wie die reformiſtiſchen Richtungen im Sinne der Schweizer und Teutſchen durch Einflüſſe von außen befördert wurden und die Jahrhunderte alte Oppoſition gegen die Auswüchſe der Kirchenverfaſſung und das Verderben des Klerus ihnen zu Hülfe kam: Alles dies iſt Solchen bekannt, welche der innern Geſchichte jener Zeiten einige Aufmerkſamkeit gewidmet haben. Ausgang und Erfolg dieſer Richtungen ſind nicht diejenigen geweſen, welche in Vieler Hoffnungen und Wünſchen lagen, und wie die zu ihrer Unterdrückung angewandten Mittel nicht ſelten entſetzlich waren, ſo iſt vieles Schöne und Edle darüber zu Grunde gegangen. Aber die Haltung des Pontificats hat Italien vor einem der größten, wenn nicht dem größten aller Uebel, vor einer Glaubens- und Kirchenſpaltung bewahrt, einer Spaltung, welche durch Anſichten und Neigungen vieler einzelnen Häupter der Reformpartei, wäre ihre Wirkſamkeit nicht gehemmt worden, unfehlbar hätte herbeigeführt werden müſſen, da ſie mit dem Weſen dieſes Pontificats ebenſowenig

vereinbar waren wie mit dem Geiſte der katholiſchen Kirche.

Ferrara und Lucca waren die beiden Städte des mittlern Italiens, in welchen die zu der reformiſtiſchen, namentlich zur Calviniſchen Auffaſſung ſich hinneigenden Meinungen in den weiteſten Kreiſen ſich verbreiteten. An erſterm Orte war's Calvin ſelbſt, welcher, unter erborgtem Namen, Renée von Valois, die Gemalin Herzog Ercole's von Eſte, für ſeine Lehre gewann. Welchen Einflüſſen die Anfänge ähnlicher Beſtrebungen in Lucca zuzuſchreiben ſind, iſt minder bekannt. Sie hingen aber mit der Aufregung zuſammen, welche in kurzer Zeit in ganz Italien von den Alpen bis Calabrien ſich zeigte. Bereits im März 1525 hatte der Senat ſich genöthigt geſehen, der Einführung „ſolcher Bücher und Schriften, welche als Lutheriſche Werke die Ketzerei verbreiten könnten, nach der Pflicht aller Chriſten und chriſtlichen Fürſten zur Ehre Gottes und des Glaubens“ entgegenzuwirken und deren Verbreitung unter Androhung einer Geldbuße von fünfzig Ducaten zu unterſagen:[3]) ein Verbot, deſſen Wirkung kaum eine große geweſen ſein kann. Im Sommer 1533 hielt Monſignor Giovanni Guidiccioni, von vornehmer lucheſiſcher Familie und nachmals Biſchof von Foſſombrone, deſſen frühzeitiger Tod für Kirche und Staat ein gleich großer Verluſt war, in Lucca eine Rede, in welcher er die religiöſen Irrungen beklagte und ſchalt.

„Wie ſollen die Angelegenheiten unſerer Republik, ſagte er, in den Händen von Leuten wohl aufgehoben ſein, die in der chriſtlichen Republik ihre verwerflichen Geſinnungen an den Tag legen, die von den Nationen jenſeit der Berge nicht nur Reichthümer mitgebracht, ſondern auch barbariſche Sitten und ketzeriſche Meinungen? Werden die Bewohner Lucca's es wagen, Zwietracht im chriſtlichen Lager zu ſäen, neue Lehren gegen heilige Inſtitutionen durchſetzen zu wollen, die von ſo vielen Concilien beſtätigt ſind; werden ſie's wagen, unter Anwendung ſolcher kirchenſchänderiſchen Grundſätze die Papſtgewalt zu verachten? Werden ſie Leichenfeier und Beichte verbieten, die Läuterung der Seelen verneinen; werden ſie behaupten, göttlicher Beſchluß nöthige die Menſchen, ſelbſt die beſten und unſchuldigſten, gegen ihren Willen zur Sünde; werden ſie von den Sacramenten und der Hoſtie Dinge ſagen, an die ich zu denken zittere, geſchweige ſie auszuſprechen wage?“[4])

Dieſe Worte zeigen zur Genüge, welche Fortſchritte die Reformation in Lucca gemacht hatte. Und doch war dort der Mann noch nicht erſchienen, deſſen Einwirkung die durchgreifendſte blieb. Dieſer Mann war der Auguſtinermönch Pier Martire Vermigli, aus angeſehener florentiniſcher Familie, beredt und gelehrt, thätig und unruhig, erſt Reformator der Disciplin, wodurch er ſich viele perſönliche Feindſchaft zuzog, dann Reformverſucher im Dogma, was ſeine beklagenswerthe

Trennung von der Kirche herbeiführte. Nach wiederholtem Ortswechsel und nachdem er durch seine Wirksamkeit in Neapel, wo die Reform um sich griff, schon den stärksten Verdacht erregt, ward er gegen 1541 zum Prior von San Frediano in Lucca ernannt, an jener majestätischen Basilika longobardischer Zeit, deren großartige Dimensionen einen durch die Einfachheit der Anordnung und Verzierung erhöhten Eindruck hervorbringen. Wie bedeutend, ungeachtet der beschränkten Zeit seines Aufenthalts, Pier Martire's Wirksamkeit war, zeigt schon die Zahl der angesehenen Bürger, welche in den folgenden Jahren sich genöthigt sahen, wegen Glaubensmeinungen die Heimat zu verlassen. Aber er fand fruchtbaren Boden, und ihn mit vereinter Kraft anzubauen rief er Verschiedene herbei, welche seine Ansichten theilten und gleich ihm, durch Unterrichtung der jungen Kleriker wie durch Predigten, namentlich auf die höheren Stände Einfluß gewannen. Als endlich, angesichts der mit jedem Tage drohender werdenden Gefahr und besonders auf Zureden des Cardinals Carafa (Paul IV), welcher selber eben so sehr von der Nothwendigkeit der Kirchenreform durchdrungen, wie der Richtung, welche die Reformation in Teutschland eingeschlagen, entgegen war, der Papst sich zu Maßregeln gegen die Neuerer entschloß, war Lucca eine der ersten Städte, die davon betroffen wurden.

Der Cardinal Bartolommeo Guidiccioni, Bischof

von Lucca, ſchrieb von Rom aus am 28. Juni 1542 an den Senat, ihm im Auftrage des Papſtes ſeine Fahrläſſigkeit in der Unterdrückung der „verworfenen Lutheriſchen Sekte“ vorzuwerfen, deren Irrthümer in der Stadt „nur geſchlafen, um deſto kräftiger wieder zu erwachen.“ Ehe der Papſt ſelbſt einſchreite, habe er den Senat warnen wollen. „Bis jetzt konnte man glauben, das Unheil beſchränke ſich auf einige Pedanten und Weiber. Da aber Kunde hieher gelangt iſt, daß Conventikel der bezeichneten Art im Auguſtinerkloſter ſtattfinden und jene Meinungen durch Lehre und Druckſchriften verbreitet werden, man keine Maßregel weder von Seiten der geiſtlichen noch der weltlichen Obrigkeit gewahrt und man ebenſowenig vernimmt, daß ſie ſolche Maßregeln von Seiten Anderer nachſuchen, da ihnen ſelbſt der Muth dazu fehlt: ſo kann man ſich des Glaubens nicht erwehren, alles dies geſchehe mit Zuſtimmung und Willen der Regierung.“ Der Senat ſuchte ſich zu rechtfertigen und ſandte einen Abgeordneten nach Rom. In einem zweiten und dritten Schreiben aber vom 22. Juli und 26. Auguſt bezeichnete der Cardinal die Einzelnen, gegen welche man augenblicklich einſchreiten müſſe, Celio Secundo Curione aus Turin, „welcher einige Schriften Martin's in unſere Vulgarſprache übertragen und ſelbſt den einfältigen Frauen unſerer Stadt dieſe ſaubere Speiſe gereicht hat;“ die Auguſtinerbrüder, „namentlich jenen Vicar, von dem

mit Bestimmtheit gemeldet wird, daß er vielen unserer Bürger die Communion gereicht habe mit der Weisung, daß sie dieselbe nur als Erinnerung an Christi Leiden nehmen, nicht aber an den Leib des Heilands in der Hostie glauben sollen;" Don Costantino endlich, Prior von Fregionaja, in dessen Lehren man Lutherische Schlüsse gefunden habe. Auch dieser gehörte wie Vermigli und Curione dem Augustinerorden an und Fregionaja war eine in unseren Tagen aufgehobene Priorei, vier Millien von Lucca entlegen und Stiftung der großen Markgräfin Mathilde.

Nun sah sich der Senat zum Einschreiten genöthigt. Der Prior entfloh, der Augustiner wurde eingekerkert, aber durch einige seiner Anhänger befreit. Pier Martire Vermigli, dessen in jenen Briefen nicht gedacht ist, wahrscheinlich seiner genauen Verbindung mit mehren Mitgliedern des hohen Klerus wegen, ward vor das Augustinerkapitel zu Genua citirt. Er ahnte, was ihm bevorstand. Statt zu gehorchen, begab er sich heimlich über Pisa nach Florenz und beredete dort den Kapuzinergeneral Bernardino Ochino von Siena, über dessen Haupte wie über dem seinigen das Damoklesschwert hing, zur Flucht nach Teutschland. Sie gelangten unerkannt nach Zürich und traten in Strasburg als Lehrer auf.

Dies ereignete sich im Spätjahr 1542. Wie diese Flucht die Vorsichtmaßregeln des heiligen Stuhls

rechtfertigte, so hat sie mehr denn irgend etwas dazu beigetragen, den nachmaligen Gang dieser religiösen Angelegenheiten zu bestimmen.

Denselben zu verfolgen, liegt nicht innerhalb der Grenzen der gegenwärtigen Darstellung, die es nur mit dem Antheil der reformistischen Meinungen an Burlamacchi's Plane zu thun hat. Seine Empfänglichkeit für solche Ansichten läßt sich so leicht wie natürlich auf die Jugendeindrücke zurückführen, die ihm aus den Gesprächen Fra Pacifico's geblieben waren, auf die Anklänge der Lehren Savonarola's in den Meinungen der teutschen Reformatoren, welche offenbar sind, wenn auch deren Zusammenhang keineswegs von der Art ist, wie ihn namentlich viele teutsche Schriftsteller zu entwickeln versucht haben, welche irrigerweise in Italien von Dante an, dessen Sinn sie bisweilen auf die unglaublichste Weise verdrehen, bis zu Papst Leo's X Zeitgenossen überall nur antipapalen Geist und selbst Vorläufer der teutschen Reformation sehen. Ohne historisch etwas von näheren Verhältnissen Vermigli's und seiner Schule zu Burlamacchi zu wissen, muß man auf solche Verhältnisse nach den wenigen Worten schließen, welche dieser im Gefängnisse aussprach, Worte in denen man eine Beziehung zu der freilich unverbürgten Sage finden könnte, daß Carl V die Absicht geäußert habe, Lucca, wenn es nicht in Glaubenssachen einen bessern Weg einschlage, dem Herzog von Florenz unterwerfen

zu wollen. Die ſpäteren Schickſale der Burlamacchiſchen Familie, welche in der Geſchichte des italieniſch-ſchweizeriſchen Proteſtantismus eine nicht unwichtige Rolle geſpielt hat, dürften hier auch einen Fingerzeig geben.

Doch iſt es Zeit zurückzukehren zu den Lebensereigniſſen Francesco Burlamacchi's.

Eine Beſprechung mit dem Prior von Capua war unerläßlich.

Francesco hatte die Nachricht erhalten, daß Lione Strozzi in Venedig eingetroffen ſei. Am Gründonnerſtage des Jahres 1546 rief er ſeinen Diener Bartolommeo Bati und ſagte ihm, er wolle nach San Quirico di Valdriana reiten, einer Ortſchaft im Hügellande oberhalb Pescia an der florentiniſchen Grenze, wo er Geſchäfte habe. Als er dort angelangt und es Abend geworden, ließ er das Volk zuſammenrufen und ſagte, er ſei gekommen, zwiſchen ihnen und ihren Nachbarn von Caſtelvecchio Frieden zu ſtiften. Alte Fehde vereinigte nämlich die beiden Orte, deren letzterer auf florentiniſchem Gebiete lag, ſo daß einige Jahre zuvor ein Angriff bewaffneter Banden auf San Quirico ſtattgefunden hatte, aber an der Wachſamkeit der Bewohner geſcheitert war. Als er ſie nun, um Gotteswillen, zur Einigung ermahnte, erhielt er zur Antwort, ſie wollten

nicht, wären aber übrigens zu jedem Akt des Gehorsams erbötig, welchen die erlauchten Herren der Stadt von ihnen verlangen würden.' An demselben Abend verkündete Francesco seinem Diener, er denke sich nach Ferrara zu begeben, seine Schwester zu besuchen, die dort an Giovanni Batista Lamberti verheirathet war. In der Frühe des Charfreitags stiegen beide zu Pferde und ritten über das Gebirge. Vor Nacht kamen sie in Vergato an, das am nördlichen Abhange des Apennin liegt, im Thale des Reno, durch welches gegenwärtig statt des alten Saumpfades eine Kunststraße führt, Florenz und Pistoja auf kürzestem Wege mit Bologna verbindend. Am Morgen des Sonnabends rasteten sie zu Sasso, wo sie Mahlzeit hielten, und da der folgende Tag das größte Fest der Christenheit war, sagte Burlamacchi, er wolle jedenfalls am Abende Ferrara erreichen. So nahm er denn ein frisches Pferd und ritt allein weiter, den Diener zurücklassend, welcher in San Piero in Casale übernachtete und erst am folgenden Morgen in der estensischen Hauptstadt ankam.

Bei seinem Eintreffen in Ferrara ritt Francesco sogleich nach dem Hause seines Schwagers und begab sich am Ostermorgen in die Kirche, wo er das heilige Altarsakrament empfing, wie er einmal im Jahre zu thun gewohnt war. Den Tag brachte er in Gesellschaft seiner Angehörigen zu und fuhr am Montag früh in einem Wäglein nach Francolino, ein paar Millien von

der Stadt entfernt, wo jetzt eine Fähre den Reisenden nach dem östreichischen Ufer des Po übersetzt, Zollstätten hüben und drüben an die Grenze gemahnend, welche der mächtige Fluß bildet. Francesco und sein Diener stiegen in eine Barke, ein in früheren Tagen mehr denn jetzt gebräuchliches Mittel, nach Venedig zu gelangen. Sie fuhren den Po hinab, zwischen dessen flachen, reizlosen, hie und da mit niederm Baumwuchs bedeckten Ufern, und gelangten so mittelst der Kanäle nach der durch ihre Schicksale im genuesischen Kriege des 14. Jahrhunderts bekannten Hafenstadt Chioggia, wo die venezianischen Lagunen den Anfang nehmen. In Chioggia miethete Burlamacchi eine Gondel, der Diener fand in einem Fischerboote Platz. Letzterer erreichte zuerst den Ort der Bestimmung und erwartete bei den Säulen der Piazzetta, wo Venedigs Herrlichkeit sich vor dem geblendeten Auge des Anlangenden entfaltet, seinen Herrn der nach Mittag landete. Der Barcarole führte beide in seine Wohnung, wo er ihnen eine Stube bereitete, und Bartolommeo schaffte das Abendessen herbei, welches er in Gemeinschaft mit seinem Gebieter einnahm.

Dieser war vor dem Essen nach dem Marcusplatze gegangen, wo er mehre Lucchesen traf, unter ihnen Bastiano Carletti, der ihn erwartete und nach der Wohnung des Priors von Capua geleitete.

Niemals hat ein ganzes Geſchlecht Cosmus von Mediei gehaßt wie die Strozzi.

Und ſie hatten Grund zum Haſſen. Aus gleichberechtigten Bürgern waren ſie Unterthanen geworden und dies Loos, allen Florentinern gemeinſam, war härter für ſie, die ſelber geholfen die Ketten zu ſchmieden und dann in der Verzweiflung die Hände wund rangen im fruchtloſen Bemühen, ſich und den Landsleuten dieſe Ketten abzuſtreifen. Für Filippo Strozzi war die Verſchwägerung mit den Mediei nur verderblich geweſen. Denn Clariee, ſeine Gattin, des großen Lorenzo Enkelin, ſtarb, als ihr männlicher Geiſt am nöthigſten geweſen wäre, ſeinem wankelmüthigen Sinn feſte Richtung zu geben. Er aber ließ ſich vom Papſt Clemens ſeinem Vetter bereden und wenn lange, gefährliche Krankheit während der Belagerung von Florenz im Jahre 1530 ihn vor der Schmach bewahrte, wie Baccio Valori gegen ſeine noch kämpfende Vaterſtadt zu ſtehen, ſo büßte er doch auf immer ſeinen guten Namen ein. Denn nicht nur erleichterte er durch Geld und Einfluß dem Baſtard von Mediei, Alexander, ſein grauſes Werk, ſondern, durch das Feuer ſeines Temperaments verführt, ward er noch dazu der Genoſſe ſeiner Lüſte, ja der Rival der eigenen Söhne. Und die Anregung dieſer inmitten jugendlichen Leichtſinns plötzlich ihrer Pflicht wie ihrer Würde ſich bewußt werdenden Söhne, mehr denn Selbſterhebung aus der tiefen Erniedrigung, war

es, was ihn am Ende in die Reihen der Gegner Alexanders führte, ja an die Spitze der florentinischen Ausgewanderten stellte, als der erste Herzog von Florenz unter dem Dolche Lorenzino's gefallen war, jener Herzog, welcher Piero Strozzi den Sohn eines Wucherers gescholten und dessen Schwester Luise vergiftet hatte, weil sie seinen Nachstellungen widerstand. Von Venedig, stets das Hauptquartier der Gegner der Mediei in jener Zeit, von den päpstlichen und estensischen Gebieten her machten dann die Strozzi mit starkem Anhange einen Einfall in Toscana, kurz nachdem der junge Cosmus von Mediei seinem Vetter Alexander nachgefolgt und in Florenz noch alle Verhältnisse unsicher waren. Kaum glaublichem Mangel an Vorsicht hatten sie's zuzuschreiben, daß Filippo in dem kleinen Castell Montemurlo, zwischen Prato und Pistoja an den Vorhöhen des Apennin gelegen, mit vielen seiner Anhänger gefangen genommen ward, während Piero, dem das Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, nur dadurch gleichem Loose entging, daß er an abschüssiger Stelle in einen Graben sich hinuntergleiten ließ und vor den Verfolgern einen Vorsprung gewann. Da saß Filippo in der Burg zu Florenz, die mit seinem Gelde gebaut war, und als er sah, daß jede Hoffnung auf Befreiung verloren, nahm er sich selbst das Leben, in der Grabschrift, die er selber aufgesetzt, seiner einstigen Verdienste um die Befreiung der „schmachvoll dienen-

den“ Heimat gedenkend, während er in jener Selbstüberschätzung, welche dem in das selbstgehöhlte Grab Hinabsteigenden wol verziehen werden mag, der Vernichtung der Freiheitshoffnungen mit seinem Tode gedachte. Und Piero, Lione, Roberto Strozzi führten das Wanderleben der Heimatlosen, obgleich Frankreich ihnen eine zweite Heimat bot. Wo's zu kämpfen gab, kämpften sie, als französischer Feldherr der eine, als glücklicher und gewandter Admiral der andere, als beherzter Parteigänger der dritte; sie kämpften in Italien, in Frankreich, in Teutschland, an der Küste Schottlands, überall wo es Angriff oder Widerstand gegen Carl V galt, überall wo's darauf ankam, Feinde gegen Cosmus zu wecken, der, vom Glücke mehr begünstigt als seine kühnen Gegner, hinter den Wällen von Florenz durch Staatsklugheit und Intriguen jeden Angriff zurückschlug und, selbst kein Feldherr, die tapfersten Feldherren besiegte, während er deren Leben durch schlimme Künste nachstellte, worin er mehr vielleicht Meister war als irgend Einer in seiner an Schlechtigkeit reichen Zeit.

Aber das für Toscana bedeutsamste Wirken der Strozzi, der Sieneserkrieg, gehört späteren Zeiten an, als die welche hier in Betracht kommen.

Im Jahr 1541 war der Prior von Capua mit Erlaubniß seines Ordensgroßmeisters Juan d'Homedes, an dessen Stelle er einst zum Haupte der Johanniter

gewählt worden ſein würde, hätten nicht politiſche Intriguen es hintertrieben, in franzöſiſchen Dienſt getreten, in welchem ſeine Pflichten als Ordensritter ihn in mannichfache Verlegenheit brachten, als König Franz mit den Türken gegen den Kaiſer ſich verbündete; ein Dienſt, den er nachmals wegen ſchwerer Kränkung verließ, gleich ſeinem ältern Bruder auch in der Entrüſtung jenen edeln ritterlichen Sinn nicht verläugnend, welcher dieſe Männer hoch über ihren glücklicheren und ſchlaueren Gegner ſtellt. Im Jahre 1543 war Lione mit den franzöſiſchen Galeeren bei der Belagerung von Nizza, auf deſſen Wällen er ſchon ſtand, als der Angriff abgeſchlagen ward; im folgenden Jahre war er bei der Einnahme der Häfen an der Küſte des Sieneſerlandes, an derſelben Küſte, wo er zehn Jahre darauf den letzten Seufzer aushauchen ſollte. Wenn man jetzt dieſe verödeten, verfallenen, luftverpeſteten Orte ſieht, ſo hat man einige Mühe zu begreifen, wie ſie der Gegenſtand ſo heftigen Kampfes ſein konnten, mit den Waffen erſt, dann durch die Politik; wie Orbetello, das allein noch eine Bedeutung hat, ſogar ſich zu halten vermogte gegen die Angriffe einer Flotte und eines Heeres, wie die des Chaireddin Barbaroſſa und ein Jahrhundert ſpäter die franzöſiſchen unter den Befehlen des Prinzen Thomas von Savoyen. Während ſo Lione zur See focht, kämpfte Piero zu Lande, in Friaul, in der Lombardei, in Piemont, mit wechſelndem Glück, aber ſtets

gefürchtet von dem Medici, welcher wohl wußte, daß das Endziel der Pläne und Mühen dieser Verbannten unverrückt dasselbe war, die Befreiung Toscanas von seiner Herrschaft. In Siena, dieser unruhigen und unstäten Republik, in welcher damals die Hoffnungen der Widersacher der Medici sich concentrirten, hatten sodann die Strozzi'schen Freunde die Hand im Spiel, als die Volkspartei die Oberhand gewann und der Anführer der spanischen Besatzung, Don Juan de Luna, einst Filippo's Kerkermeister, mit seinen Leuten und den Häuptern des Adels die Stadt zu räumen gezwungen ward. Das Erscheinen des Priors von Capua in Italien in einem Moment wie der Frühling des Jahres 1546 war umsomehr von Bedeutung, da die allgemeine politische Lage eine Umwandlung jener Verhältnisse, die durch die unseligen Zeiten von 1529—1530 festgestellt worden waren, keineswegs als eine Unmöglichkeit erscheinen ließ.

Im Gespräche mit dem Prior entwickelte Burlamacchi seinen ganzen Plan, dessen Hauptzüge dieser schon durch den Unterhändler kannte. Er schloß indem er ihm vorstellte, die Hoffnung persönlichen Vortheils habe ihn nicht zu einem gewagten Unternehmen getrieben, während er so sicherer wie geachteter Stellung sich

erfreue: käme aber das Gelingen seines Vorhabens der gemeinsamen Heimat zu Gute, so würde er sich zwiefach glücklich preisen, indem die Unabhängigkeit seiner Vaterstadt so auf festerer Grundlage sich erheben würde. Noch erinnerte er Lione daran, wie der Moment ein geeigneter sei, da der teutsche Krieg dem Kaiser so viel zu schaffen mache; wie nach dessen Ausgang, wenn er für Carl günstig, die Freiheit Sienas zunächst, die von Lucca vielleicht bald darauf bedroht sei; wie Cosmus die Hoffnung nicht aufgebe, Piombino zu erlangen und dadurch seinen Staat von der Seeseite zu sichern; wie für sie, die Strozzi, keine andere so vielverheißende Gelegenheit sich finden würde, ihre alten Rachepläne gegen den Mörder ihres Vaters, ihre Entwürfe für Befreiung der Heimath ins Werk zu setzen.

Es war manches Wahre in Burlamacchi's Beurtheilung der Dinge. Wenn überhaupt eine Aussicht für ein so tollkühnes Projekt, so war sie jetzt vorhanden. Aber Lione Strozzi sah sich nicht im Stande, darauf einzugehen. Francesco's spätere Aussagen zeigen, wie dieser aufs Allgemeine sich beschränkte, was seine eigene Theilnahme betraf. „Die Darstellung der Sache gefiel dem genannten Prior und er ermunterte mich zu beharren und ermahnte mich auf alle Ereignisse wohl zu achten, indem er noch hinzufügte: wenn es mir Zeit scheine, an die Ausführung zu gehen, so möge ich es ihn wissen lassen; dann werde er nicht

verfehlen, Geld und alles sonst Erforderliche herbeizuschaffen. Uebrigens kamen wir überein, vor Allem die Sache ganz geheimzuhalten."

Aber auch manche Einzelheiten wurden in der Unterredung mit dem Prior berührt. Lione machte dem Burlamacchi bemerklich, wie unsicher die eigentliche Grundlage des ganzen Vorhabens sei, die Annahme nämlich, daß die Landmilizen seinem Aufruf gegen Pisa folgen würden; um so unsicherer, als drei Commissarien über diese Schaaren gesetzt seien. Worauf Franceseo erwiderte, er habe dies bedacht und werde deshalb die Zusammenkunft der Mannschaften für den Abend anberaumen und es so einzurichten suchen, daß die beiden andern Commissarien entfernt würden und er die Leute bei Essen und Trinken so lange hielte, bis die Nacht da sei und die Stadtthore geschlossen würden. Und auf Lione's Bemerkung, daß man sich jedenfalls mit Leitern und anderem Geräth versehen müsse, denke man daran, Pisa zu nehmen, antwortete er, dies würde Verdacht erregen; besser sei es, irgend einen Vertrauten, als wäre er auf der Reise, voranzusenden und im Dunkel der Nacht ihm gleich nachzurücken durch das geöffnete Thor. Die Citadelle von Pisa bot eine andere Schwierigkeit dar, deren der Prior erwähnte und welcher der Andere mit gleich unhaltbarem Auskunftmittel zu begegnen suchte. Er meinte, der Befehlshaber würde sich leicht mit ihnen vertragen, wäre einmal

die Stadt in ihren Händen. Thäte er's aber nicht, so würden ein paar hundert Fußknechte genügen, die geringe Mannschaft in der Veste so in Schach zu halten, daß sie ihnen nicht schaden könnte, hätten die Pisaner, wie er sicher erwartete, sich zu ihren Gunsten erklärt.

Alles das war aber nicht die Art, einen Plan zur Reife zu bringen, der so Großes und Schwieriges bezweckte.

Man kann nicht annehmen, daß der Strozzi die Entwürfe Burlamacchi's ganz als Hirngespinste behandelt habe; der Heimathlose greift nach jedem Strohhalm, und hier war, wenn nicht Aussicht, doch Möglichkeit des Erfolges. Aber die französischen Verhältnisse mogten ihn außer Stand setzen, sich entschiedener auszusprechen. Müde, erschöpft und krank hatte König Franz am 18. September 1544 den Frieden von Crespy geschlossen, als der Feind bei Chateau Thierry stand, nicht über zwei Tagemärsche von Paris entfernt. Mehr denn auf Italien, wo es nach dem Feldzuge des genannten Jahres ungeachtet des glänzenden Sieges des Herzogs von Enghien über den Marchese del Vasto bei Cerefole in Piemont schwer schien, ohne eine bedeutende innere Umwälzung der Macht des Kaisers beizukommen, war in jenem Moment die Aufmerksamkeit Frankreichs auf Teutschland gerichtet, wo der Schmalkaldische Bund eine Macht entwickelte, welche einen ganz andern Widerstand und viel ernstere Gefahr für Carl V erwarten

ließ, als in Folge der größern Raschheit und Einheit in den Entschlüssen des Kaisers wirklich eintraf. Frankreich verfolgte die Rüstungen des Bundes mit dem lebendigsten Interesse: König Franz, der im eigenen Reiche die Hugenotten unbarmherzig zu Tode hetzte, hatte bekanntlich zu den teutschen Protestanten starke politische Sympathien. Im Frieden von Crespy hatte er nochmals die Ansprüche auf Mailand und Neapel aufgeben müssen: gelang es den Kaiser in Teutschland in die Enge zu treiben, so hoffte er in Italien wieder festen Fuß fassen zu können. Die Berechnung wäre nicht so falsch gewesen, hätte nicht im April des folgenden Jahres der entscheidende Sieg bei Mühlberg an der Elbe den Dingen eine andere Wendung gegeben. Piero Strozzi ward insgeheim nach Teutschland gesandt, über Kriegsmacht und Aussichten der protestantischen Fürsten durch den Augenschein sich zu unterrichten. Er reiste unter fremdem Namen, nur von zwei Edelleuten begleitet; aber es heißt, im Lager des Landgrafen Filipp sei er erkannt und hoch geehrt worden, sodaß man ihm eine ansehnliche Wache gab. Es war im Sommer 1546, als Piero in Teutschland war, von wo er Kunde heimbrachte, welche den König immer mehr in der Absicht bestärken mußte, sich der Protestanten zur Schwächung der Macht seines Erbfeindes zu bedienen.

Francesco verweilte nur kurze Zeit in Venedig. Am folgenden Tage nahm er mit dem Carletti und

mehren andern Landsleuten, unter denen verſchiedene eben von einer Pilgerfahrt nach Loreto kamen, das Mittagsmal bei San Valentino ein. Abends ſpeiſten ſie zuſammen in ihrer Wohnung, Baſtiano mit ihnen, und Burlamacchi ging dann mit letzterm aus, indem er dem Diener auftrug, ihn zu erwarten. Er begab ſich noch einmal zum Prior von Capua, um vor ſeiner Heimkehr beſtimmte Abrede zu treffen. Das Ergebniß der Unterredung ſcheint daſſelbe wie am vorhergehenden Abende geweſen zu ſein. Nur ward noch feſtgeſetzt, daß, zeigte ſich wirklich eine Möglichkeit der Ausführung, die beiden Strozzi heimlich und ſchnell nach Lucca kommen ſollten, der Eine, um den Befehl über die von Piſa nach Florenz ziehende Mannſchaft zu übernehmen, der Andere, um eine Schaar nach Peſcia zu führen.

Gegen Mitternacht kam Burlamacchi nach Hauſe zurück. Baſtiano trug ihm eine Leuchte vor. Der Diener ſchlief; der Begleiter entfernte ſich mit einem: Gute Nacht!

Der Zweck der Reiſe blieb in Lucca unbekannt. Franceſco beſprach die Angelegenheit mit Ceſare Benedini und beſchloß zu warten und zu ſehen, was die Zeit bringen würde. Als Mitte Mai da war, ſandte er den Ceſare nach Venedig an den Prior. Er ſollte

ihm vorstellen, Ende Juni dürfte ein geeigneter Moment sein, an die Ausführung zu gehen. Man werde dann in den Erndtetagen sich befinden, während deren Städte und Festungen um so geringere Vorräthe haben würden, als überhaupt schon Mangel an Getreide sich zeige, so daß im Fall einer Einschließung längerer Widerstand außer der Möglichkeit liege. Ueberdies sei es höchst wahrscheinlich, daß er, Francesco, für die Monate Juli und August zum Mitgliede der Signorie gewählt und dadurch in aller freien Bewegung auf längere Zeit gehemmt werden werde; lasse man also jetzt die Gelegenheit vorübergehen, so werde man vielleicht lange warten müssen, bevor eine ähnliche sich finde. Mit ziemlicher Gewißheit dürfe man darauf rechnen, von Siena Hülfe zu erhalten, auch vom Papste vielleicht und vom Herzoge von Ferrara, die gerade nicht freundschaftlich gesinnt seien gegen den Herzog von Florenz. Auf einen besondern Umstand noch ließ Burlamacchi den Prior aufmerksam machen, auf den Beistand, den ihnen der Graf Girolamo de' Pepoli gewähren könnte, ein Sprößling der bekannten, in Frieden und Krieg ausgezeichneten bologneser Familie, der damals in venetianischen Diensten stand und im Bergland zwischen Bologna und Toscana viel Freundschaft und Anhang hatte. Ueberhaupt aber drang er darauf, daß die Strozzi möglichst bald Geldmittel schaffen sollten, in der Garfagnana und bei Pontremoli Mann-

ſchaft zu werben. Um keinen Verdacht zu wecken, gab Ceſare vor, er habe Material für ſeine Färberei anzuſchaffen, und nahm zu dieſem Zweck eine Anweiſung für hundertfünfzig Scudi vom Hauſe Burlamacchi auf die Strozziſche Bank in Venedig mit. Denn die Wechslergeſchäfte der Strozzi hatten noch nicht aufgehört und Lione's Bruder Roberto machte viel Geld. Mit dem Prior verhandelte Franceseo's Emiſſar mittelſt des mehrgenannten Baſtiano Carletti.

Die Antwort aber war dieſelbe, welche Lione perſönlich ertheilt hatte. Er habe im Moment keine Geldmittel, das Unternehmen ſeinerſeits zu beginnen; dem Pepoli dürfe keine Eröffnung gemacht werden, indem die Sache noch in zu weitem Felde liege und es gefährlich ſei, mehr Mitwiſſer zu haben; ſein Bruder Piero ſei noch nicht aus Teutſchland zurück und man müſſe jedenfalls ſeine Ankunft in Italien abwarten, wie die Wendung, welche der teutſche Krieg nehmen werde. Wäre dieſe eine günſtige und geriethe der Kaiſer ernſtlich ins Gedränge, ſo könnte man's gegen den Herbſt verſuchen.

Lione Strozzi hatte Recht. War aber überhaupt je eine Möglichkeit des Gelingens vorhanden, ſo ging ſie durch den Aufſchub verloren. Daß indeß ſeine Vorſicht wohlbegründet war, ergiebt ſich ſchon aus dem Umſtande, daß des Mediei Späher Venedig füllten, daß dieſer jedes Mittel anwandte, ſeine Gegner, na-

mentlich Piero Strozzi, den er am meiſten fürchtete, aus dem Wege zu ſchaffen, und daß anderthalb Jahre ſpäter grade in Venedig die Dolche ſeiner bezahlten Meuchler Lorenzino erreichten, welcher nach Alexanders Ermordung dort einen Zufluchtsort gefunden hatte.

Francesco wartete zu Lucca in höchſter Ungeduld und Spannung. Aber es ſtand nicht in ſeiner Macht, die Sache zu ändern, indem er ohne Hülfe durch eine Diverſion von Seiten der Strozzi nichts zu beginnen vermogte. Unterdeß ließ er die Zeit nicht ungenutzt verſtreichen. Ohne mit Jemanden über ſeine Pläne zu reden, ſuchte er in den Nachbarſtädten Toscana's Bekanntſchaften zu machen, um im Moment der Handlung auf Zuſtimmung ſeitens angeſehener Einwohner rechnen zu können. In Piſa, in Peſcia, in Piſtoja, in dem nicht weit vom luccheſiſchen Gebiet in der Garfagnana liegenden Gebirgsſtädtchen Barga gelang es ihm, Verbindungen anzuknüpfen. Dem Einen erzeigte er ſich in Handelsſachen gefällig, dem Andern hielt er einen Sohn über die Taufe, dem Dritten war er zur Rückkehr in die Heimat behülflich. Dieſe Mittel, ſich eine Clientel zu verſchaffen, blieben nicht ohne Erfolg und er ſetzte dieſe Bemühungen fort, nachdem er zur höchſten Würde der Republik gelangt war.

Am 1. Juli trat, wie es gebräuchlich war, der neue Magiſtrat ſein Amt für die beiden nächſten Monate an, Franceſco Burlamacchi als Gonfaloniere, indem Baldaſſarre Montecatini, auf welchen zuerſt die Wahl gefallen war, in dieſen Tagen ſtarb und die Würde jenem übertragen ward. Konnte er nun auch, vermöge der Beſchränkung welche ſein Amt ihm auferlegte, nicht für die unmittelbare Ausführung ſeiner Projekte wirken, ſo war er doch nicht ganz unthätig. In Lucca lebten einige ſieneſiſche Edelleute, welche wegen ihrer Theilnahme an den Bewegungen der Volkspartei einſt auf Erſuchen des Kaiſers aus ihrer Vaterſtadt verbannt worden waren. Ein Cavaliere Marcello de' Landucci war unter ihnen, Meſſer Lodovico Sergardi, Meſſer Giovanni Batiſta Umidi, Meſſer Antonio de' Vecchi. Mit ihnen trat der Gonfaloniere in freundſchaftliche Verbindung und ſie beſuchten ihn wol im Palaſte. Da ſprach er denn mit ihnen über das Toscana alter Zeiten, und wie das Land vormals vereint geweſen und zuſammengehalten habe, und wie ſchön es ſein würde, wenn dies wieder einmal geſchehen könnte, wie es ein frommes und heiliges Werk, auf ſolche Einigung hinzuarbeiten. In Einzelheiten ging er aber dabei nicht ein und ließ nichts von ſeiner eigenen Abſicht durchblicken, obgleich er hinzufügte: zeigte ſich je Ausſicht zur Erreichung ſo edlen Zweckes, ſo wäre es Pflicht, Gut und Leben daranzuſetzen. Die Sieneſen antworteten

ihm jedesmal, dies seien Träume und man müsse sich dergleichen nicht in den Kopf setzen. Er aber holte den Plutarch herbei und zeigte ihnen die Biografien seiner Lieblingshelden und sagte, diese sollten sie lesen, um sich von der Möglichkeit solcher Dinge zu überzeugen. Landucci hingegen gab ihm das Buch zurück mit den Worten: solche Beispiele gälten ihm nichts und er habe keine Lust, sie zu lesen; das seien Dinge, die außer der wirklichen Welt lägen und um die sich zu kümmern eitel Zeitverlust sein würde. Weiter gingen die Gespräche zwischen ihnen nicht. Es waren namentlich Landucci und Umidi, mit denen er derartige Unterredungen pflog, weil er sie am meisten kannte und es junge Leute waren, die er zu einem Unternehmen dieser Art tauglich und geneigt glaubte, während die beiden Andern unerfahren in Führung der Waffen und kränklich waren.

Die Wochen verstrichen und schon war die zweite Hälfte des August da, als Bastiano Carletti aus Venedig in Lucca ankam, für einen im Dienste Erzherzog Filipps, des Sohnes des Kaisers, stehenden italienischen Obersten eine Geldangelegenheit zu ordnen. Im Auftrage des Strozzi besprach er sich mit dem Gonfaloniere und Letzterer drang darauf, daß kein fernerer Aufschub stattfinden sollte, nachdem er aus dem Magistrat geschieden sein würde. Sie kamen überein, Cesare alsbald von neuem nach Venedig zu senden, um

mit dem Prior endlich Rücksprache in Betreff des Zeitpunktes zu nehmen; nur so lange wollte man noch warten, bis aus Teutschland die sehnlichst erwarteten Nachrichten von den Bewegungen der Protestanten eingehen würden und Piero Strozzi nach Italien kommen könnte. Des Letztern Eintreffen durfte man bald entgegensehen. Außer politischen Gründen rief ihn ein Ehrenhandel. Piero, ungestüm und grabaus wie er war, hatte sich mit dem Grafen Pier Maria von San Secondo, Generalcapitän des italienischen Fußvolks im französischen Dienste, arg verfeindet. Er konnte es nicht vergessen, daß dieser einst in den Tagen der Gefahr als kaiserlicher Hauptmann gegen seine geliebte Vaterstadt gestanden war. Von Worten kam es zu Cartellen: Blut allein schien die Schmähungen tilgen zu können und der Herbst des Jahres 1546 ward als die Zeit des Zweikampfs bestimmt, zu welchem der Dauphin, bald darauf Heinrich II, dem Strozzi, dem er sehr anhänglich war, zwei Stallmeister mit den besten Pferden sandte. Der Auftrag nach Sachsen allein war es, wodurch Verzug entstand.

Das Aufsehen zu vermeiden, welches Cesare Benedini's wiederholte Reisen nach Venedig hätten erregen können, wurde beschlossen, daß er sich zum Schein nach Reggio in den estensischen Staaten begeben sollte, angeblich um dort Waaren zu holen.

So standen die Sachen, als die Unvorsichtigkeit

des Einzigen, der in Lucca darum wußte, Burlamacchi's Entwürfe verrieth.

Zwei Bürger, Andrea und Angelo Pezzini, nahe Verwandte, hatten einen Rechtsſtreit. Sie haderten um die Vormundſchaft über ein reiches Mädchen, das ihrer Familie angehörte, und da ſie ſich nicht mit einander verſtändigen konnten, wurde dem Gonfaloniere das Schiedsamt übertragen. Francesco Burlamacchi unterſuchte die Sache und erließ einen Spruch zu Angelo's Gunſten.

Er wußte nicht, daß er ſich damit das Todesurtheil ſprach. Andrea Pezzini war ein vertrauter Freund Ceſare Benedini's. Dieſer, welcher ihn von jeher als einen zuverläſſigen Mann gekannt hatte, ließ ſich verleiten, ihm in traulicher Unterredung den Plan mitzutheilen, der nur ihm bekannt war. Es geſchah vor der Reiſe nach Venedig. Andrea verſchloß in ſich das Geheimniß, deſſen Mitwiſſer er geworden, und Ceſare ſchien keinen Grund zu haben, ſein Vertrauen oder richtiger ſeinen Mangel an Vorſicht zu bereuen.

Da kam der Streit und der Spruch. Im Nu blitzte in dem Verlierenden, in ſeinen Anſprüchen ſich gekränkt Fühlenden, der Gedanke auf, daß Der, über welchen er zu klagen zu haben glaubte, in ſeiner Gewalt

sei. Mehr bedurfte es nicht, den Rachegedanken zur That werden zu lassen: jede andere Rücksicht mußte zurückstehen, selbst die auf den Freund, den er mit hineinzog ins Verderben. Kaum hatte er sich besonnen, so schrieb er an den Herzog Cosmus, er habe ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken und bitte um sicheres Geleit. Als er dann den Geleitsbrief insgeheim erhalten, machte er sich auf nach dem benachbarten Pisa, um von dort nach Florenz sich zu begeben.

Als der Urtheilspruch des Gonfaloniere dem Benedini bekannt ward, fiel seine Unvorsichtigkeit ihm augenblicks und schwer aufs Herz. Er ließ Andrea nicht außer Augen und als er erfuhr, derselbe sei nach Florenz gegangen, wußte er, woran er sich zu halten hatte. Ihm blieb keine Wahl, wollte er Den retten, dessen Vertrauen er wenngleich unvorsätzlich getäuscht. Er eilte nach dem Palast, warf sich dem Gonfaloniere zu Füßen und gestand Alles.

Franceseo Burlamaechi erkannte sogleich Umfang und Dringlichkeit der Gefahr. Er wußte, wer Cosmus von Medici war und wie nicht er, nicht seine Vaterstadt auf Vergebung und Ruhe rechnen durften. Sein Entschluß war rasch gefaßt: an demselben Tage noch — es war der 26. August — wollte er Lucca verlassen. Dem reumüthigen Benedini vergab er; war er doch mehr unglücklich denn schuldig. Er sollte ihm zur Flucht behülflich sein und am Abende nach Thorschluß

vor der Porta San Pietro mit Pferden seiner harren, wo Fußpfade nach verschiedenen Villen wie nach Pisa führen. Dem wachhabenden Schließer, Baccio, einem der Amtsdiener des Gonfaloniere, ward der Befehl ertheilt, einen verkäppten Mann, der sich um die bezeichnete Zeit nähern würde, ohne Schwierigkeit noch Anfrage durchzulassen: eine nöthige Vorsicht, da die in jenen Zeiten überhaupt schon so ängstliche Sperrung der Stadtthore damals in Folge der bürgerlichen Streitigkeiten der jüngsten Jahre noch um vieles strenger beobachtet ward.

Es war nicht allein die Sorge um seine persönliche Sicherheit, welche Burlamacchi zu augenblicklicher Flucht bewog. Er befürchtete die Republik, welche wie gesagt bereits beim Kaiser nicht gut angeschrieben war und nach deren Besitz der Herzog von Florenz mit der alten Gier seines Geschlechts sich sehnte, in seinen Sturz zu verwickeln, wenn er in Lucca sich zu halten suchte. Diese Besorgniß, Andere in sein Unglück hineinzuziehen, war es auch, welche ihn zu einem Schritte veranlaßte, der möglicherweise der Sache den Ausschlag gab. Mit jenen sieneſischen Ausgewanderten hatte er wiederholt Umgang gepflogen; nun fürchtete er, man werde ihnen Mitschuld beimessen. Gegen Abend — es war bereits die vierundzwanzigste Stunde — ließ er Messer Giovan Batista Umidi zu sich in den Palast rufen. Diesem verkündete er, seine Absicht, Toscana zur Einheit zu-

rückzuführen, von der er gelegentlich mit ihm gesprochen, sei entdeckt; der Herzog von Florenz müsse jetzt schon darum wissen und er habe beschlossen, mit Gott sich auf den Weg in die Fremde zu begeben, um sich zu retten und keinem zu schaden. Schon habe er an die erlauchte Signorie, deren Haupt er sei, ein Schreiben gerichtet, in welchem er den Hergang der Sache und die Gründe seiner Flucht erkläre; dies Schreiben wolle er bei seinem Weggehen im Palaste zurücklassen. Und da in diesem Schreiben seiner, des Umidi, und seiner Landsleute Erwähnung gethan sei, auf daß man sie nach seiner Entfernung nicht belästige, noch für Mitwissende halte, so habe er ihm diesen Brief zeigen wollen, damit dessen Inhalt ihn und seine Freunde überzeuge, daß er nichts unterlassen habe, sie vor Verfolgung zu sichern.

Messer Giovanni Batista, in der Angst, sich in die Angelegenheit des Gonfaloniere verwickelt zu sehen, vergessend, was er dem Edelmuth des Mannes schuldig war, der in der eigenen Noth der Wohlfahrt der Freunde dachte, eilte zum obersten Kanzler Messer Bonaventura Barili und entdeckte ihm den ganzen Vorgang.

Eine Viertelſtunde, nachdem der Sieneſe von ihm geſchieden, ging Franceſco Burlamacchi, das erwähnte Schreiben in ſeinem Gemache zurücklaſſend, hinunter in den Hof des Palaſtes, wo er auf ſeinen Vetter Lodovico Garzoni wartete, den er ein paar Stunden vorher hatte benachrichtigen laſſen, er müſſe ihn nothwendig ſehen. Nach einiger Zeit kam Lodovico und ſie verließen ſelbander den Palaſt durch die hintere Pforte, an welcher der Gonfaloniere die Ehrenwache verabſchiedete, die ihn zu begleiten pflegte, wenn er Abends nach der eigenen Wohnung ging. Die Beiden ſchlugen dann den Weg nach Porta San Piero ein und im Gehen erzählte Franceſco ſeinem Begleiter, wie es um ihn ſtehe und wie er ſein Heil in der Flucht zu ſuchen beſchloſſen habe. Erſchrocken über die Gefahr und an dem Gelingen des Planes zweifelnd, da baldige Verfolgung zu erwarten ſein würde, beſchwor Lodovico ihn zu bleiben, um andere Rettungsmittel zu bereden. Aber Franceſco's Sinn war nicht zu ändern und er hörte nicht auf das, was der Andere ſagte. Unter ſolchen Geſprächen und indem Burlamacchi dem Verwandten die Seinen empfahl, kamen ſie in die Nähe des Thorwartamtes. Franceſco gab dem Freunde die Hand, hüllte ſich tief in den Mantel, um unerkannt zu bleiben, und verlangte von der Wache hinausgelaſſen zu werden.

Waltete ein Mißverſtändniß ob (es heißt, der Amtsdiener habe grade das Entgegengeſetzte des Befeh-

les verſtanden), oder war in der kurzen Zeit ſchon ein Befehl ergangen: man weigerte ſich, das Thor zu öffnen. Wiederholte Zurede hatte keinen beſſern Erfolg. Da war nun nichts zu machen. Der Gonfaloniere wußte nicht, wie ihm geſchah. Wie er nachmals im Verhör erklärte, erkannte er den Finger Gottes in dem Vorfall. Auf ſeine Schritte zurückkommend, holte er Lodovico ein und ſie gingen nach ſeinem eigenen Hauſe. Von hier aus ward zu einem andern Vetter, Pietro Burlamacchi, geſandt und nachdem er ſich eingefunden, begaben ſich alle Drei in die Wohnung Niccolò's, des Bruders des Gonfaloniere. In Gegenwart dieſer drei Verwandten berichtete nun letzterer, wie die Sache ſtehe, weshalb er auf Flucht geſonnen habe und wie es ihm ergangen ſei. Sie beriethen ſich und ſprachen ihm Muth zu: er ſolle nach dem Palaſt zurückkehren und abwarten, was da kommen werde; Flucht ſei im Augenblick unmöglich, und ein Verſteck werde, wenn entdeckt, ſeine Lage nur verſchlimmern.

Franceſco ergab ſich ihren Gründen. Er wollte gehen, als an die Thüre gepocht ward und Ser Girolamo, der Kanzleigehülfe der Signorie, eintrat. Wie er des Gonfaloniere anſichtig wurde, entfernte er ſich augenblicklich wieder, ohne über die Urſache ſeines Kommens ein Wort zu ſagen. Einige Momente darauf, während die Viere noch unentſchloſſen ſtanden, kehrte derſelbe Mann zurück mit dem Auftrage der erlauchten

Signoren: der Gonfaloniere werde im Palaſt erwartet, indem Jemand da ſei, der eine wichtige Angelegenheit mitzutheilen habe. Francesco ging. Im Palaſte angelangt, fand er die Signorie zuſammt den Geheimſchreibern verſammelt, mit ihnen den Kanzler Meſſer Bonaventura, welcher Bericht erſtattete, wie Giovanni Batiſta Umidi ihm die Unterredung mit dem Gonfaloniere hinterbracht habe.

Auf die Frage, ob dem ſo ſei, geſtand er ohne Zögern, es ſei der Wahrheit gemäß. Da ward ihm von Seiten der Signorie angeſagt, er müſſe einſtweilen im Verwahrſam im Palaſte bleiben. Man führte ihn in ſein Gemach, wo er noch auf dem Tiſche jenes Schreiben vorfand, das er ſogleich vernichtete. Hier ward er die Nacht hindurch bewacht. Am folgenden Morgen in der Frühe ſtellte man ihn vor den großen Rath, deſſen Sitzung bereits am Tage zuvor wegen anderer Angelegenheiten anberaumt worden war und der nun ſo unerwartet über das Haupt der Republik zu richten hatte. Gleich groß waren Erſtaunen und Beſtürzung unter den Mitgliedern. Strenge Haft ward über Burlamacchi verfügt, welchen man beim Schluſſe der Rathsſitzung in den Kerker brachte, den die feſten Mauern des Palaſtthurmes einſchloſſen.

Seit vielen Jahren ſind Palaſt und Thurm vom Boden verſchwunden, welche Francesco Burlamacchi's Amtswohnung und Gefängniß waren. Im Jahre 1576

fiel der Blitz in ein Pulvermagazin, welches man unvorsichtigerweise in einem der kleinen Thürme angelegt hatte, und ein Theil des Gebäudes und der umliegenden Wohnung flog in die Luft mit dem Verlust mehrer Menschenleben. Der Florentiner Bartolommeo Ammannati, welchem Italien seine schönste Brücke, den Ponte Trinita in Florenz, verdankt, erhielt den Auftrag, für den obersten Magistrat der Republik den neuen Bau aufzuführen. Das Werk ward nur zur Hälfte vollendet und die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts errichteten Theile sind dem ursprünglichen Plane untreu geworden; nichtsdestoweniger ist es ein stattlicher Palast von schönen Formen, welcher nach dem Sturze der Republik erst der Schwester Napoleons und ihrem Gemal, dann den spanischen Bourbons zur Residenz diente und an einen geräumigen Platz stößt, welchen Lucca den Baciocchi verdankt, auf Kosten freilich mehrer Gebäude, die zum Theil zu den wichtigeren des Mittelalters gehörten.

In Lucca war große Verstörung. Der Fall kam unerwartet. Solchen selbst, welche Burlamacchi's hingeworfene Worte über Toscana's alte Freiheit und mögliche Wiedervereinigung vernommen hatten, war es nie beigefallen, dieselben ernstlich zu nehmen. Im ersten

Moment mogte man nun der Sache an ſich eine weit größere Bedeutung beilegen, als ſie in der Wirklichkeit hatte: man mogte an eine weitverzweigte Verſchwörung glauben, deren Nachſpürung vieles Unheil herbeiführen dürfte. Die Erinnerungen an des Kaiſers Mißvergnügen, an die Einquartierungen kaiſerlicher Truppen auf dem Gebiete der Republik, an die wiederholten gezwungenen Beiſteuern, an des Medizeers offene und geheime Nachſtellungen, an die Unzufriedenheit Roms endlich waren zu neu, um nicht der ernſtlichen Beſorgniß vor nochmaliger Beläſtigung Raum zu geben. Signorie und Bürger fürchteten das Gemeinweſen der Mitwiſſenſchaft beſchuldigt zu ſehen.

Man verlor keine Zeit, den Prozeß zu inſtruiren. Schon am 28. Auguſt trat die vom großen Rath ernannte Commiſſion zuſammen, drei Mitglieder des oberſten Gerichtshofes der Rota und ſechs angeſehene Bürger nebſt dem Podeſtà der Stadt. Im Palaſt der Signorie, wo ſie ſaßen, ward Francesco Burlamacchi vor ſie geführt. Er leiſtete auf die heilige Schrift den Eid, frei und ohne Nöthigung Alles vollſtändig und der Wahrheit gemäß geſtehen zu wollen. Und als er gefragt ward, ob er den Grund ſeiner Verhaftung und Gefangenhaltung kenne, erwiederte er: ja! Er ſei gefangen genommen, weil er ſeit einiger Zeit im Sinne gehabt, ganz Toscana die Freiheit wiederzugeben und einen großen Bund zu ſtiften Dann erzählte er ruhig

und gesammelt und mit den nöthigen Einzelheiten das Entstehen seines Vorhabens und die Berechnung der Mittel und die gepflogenen Unterhandlungen, mit Festigkeit und Entschiedenheit jede Art von Mitwissenschaft und Theilnahme in der Stadt wie auf florentinischem Gebiete ablehnend, der Wahrheit die Steuer zu geben und keine Unschuldigen in sein Unglück hineinzuziehen.

„Ich weiß, beschloß er das langwierige Verhör, daß ich gefehlt habe, indem ich einem solchen Vorhaben mich hingab und meine öffentliche Stellung zu solchen Zwecken zu benutzen suchte. Wäre aber das Vorhaben in Erfüllung gegangen, dem gesammten Toscana würde es zum Nutzen gereicht haben und zum Heil. Und ich glaube, der Plan wäre gelungen, hätte man ihn nicht verrathen; mehr denn je bin ich heute davon überzeugt. Was mich betrifft, so wünschte ich weder, noch erwartete ich persönlichen Vortheil. Mir hat nichts am Herzen gelegen, als ein gutes und löbliches Werk zu stiften und ehrenvolles Gedächtniß zu hinterlassen. Gelang es nicht, so wollte ich mich aus der Heimat freiwillig verbannen, wie ich am vorgestrigen Tage zu thun versucht habe. Da aber die Flucht mir abgeschnitten ward, so befehle ich mich in Gottes Hände. Ich habe die reine Wahrheit gesagt und werde sie stets wiederholen, und habe nichts verschwiegen noch ferner zu entdecken.“

Und bei dieſer Wahrheit blieb er, inmitten der Martern und bis zu ſeinem Ende.

Kaum war das erſte Verhör beendigt und der eigentliche Thatbeſtand feſtgeſtellt, ſo ſandte die Regierung eine Geſandtſchaft an den Kaiſer, wie an den Gouverneur von Mailand, Ferrante Gonzaga Herrn von Guaſtalla, deſſen Autorität in den italieniſchen Angelegenheiten jede andere überwog. Zugleich beordneten ſie einen der Kanzler des Palaſtes, Gherardo Maccarini, nach Florenz. Cosmus von Medici war nicht der Mann, eine ſo ſchöne Gelegenheit, in der Nachbaren Angelegenheiten ſich zu miſchen, ſich entgehen zu laſſen. Durch ſeine eigenen Worte wiſſen wir, daß im erſten Moment die Geſchichte an ſich ihm von geringer Bedeutung erſchien, als Andrea Pezzini ſie ihm hinterbrachte; daß erſt des Gonfaloniere Fluchtverſuch ſeinen Verdacht in höherem Grade weckte und er dann Alles aufwandte, den Gefangenen in ſeine Hände zu bekommen, um möglicher Verzweigung der Verſchwörung in ſeinen eigenen Staaten wie in Siena nachzuſpüren. „Derartige Dinge, ſchreibt er, von Burlamacchi's Anſchlag auf Piſa redend, an ſeinen Geſandten beim Kaiſer,[5]) ſind viel ſchwerer auszuführen, als zu erſinnen. Es hatte Jener den Anſchlag mit

einigen Leuten beſprochen, deren er ſich zu bedienen dachte, worauf einer der Mitwiſſer zu uns kam, uns von dem Vorhaben in Kenntniß zu ſetzen. Während wir die Sache überlegten und das nöthig Scheinende anordneten, wobei der Plan uns unausführbar vorkam und wir wegen des Mangels an allem Fundament geringes Gewicht darauf legten, erfuhr der Gonfaloniere, daß jener Mann nach Piſa gegangen und ſich zu uns begeben habe, und ſann nun auf Flucht, da er ſein Vorhaben verrathen glauben mußte."

Schon am 29. Auguſt hatte Cosmus ſeinen vertrauten Rath Meſſer Angelo Niccolini nach Lucca geſandt, denſelben, der ſpäter als erſter Statthalter in Siena, nach der Uebergabe der Stadt im Jahre 1555, eine wichtige und einflußreiche Rolle ſpielte und vom Papſt Pius IV mit dem Purpur bekleidet ward. Welche die Inſtructionen an den Geſandten waren, welches das Verhalten der Republik, ergiebt ſich am deutlichſten aus dem Berichte, welchen Niccolini am Tage nach ſeiner Ankunft und nach der erſten Audienz an ſeinen Gebieter ſandte.[6])

„Erlauchteſter und vortrefflichſter Herr Herzog, mein Herr und Gebieter. Geſtern Abend ſpät langte ich in dieſer Stadt an und wurde heute Morgen vor dem Eſſen zur Audienz der Signorie durch etwa zwanzig der angeſehenſten Bürger begleitet, welche auch

gegenwärtig waren, als ich der Signorie meinen Auftrag ausrichtete, was ich gemäß Instruction und Befehl Eurer Excellenz in den geeignetsten und dringendsten Ausdrücken that, die mir zu Gebote standen. Ich stellte dabei zwei Hauptpunkte auf, die Untersuchung wie die Bestrafung des Francesco Burlamacchi und seiner Mitschuldigen, wobei ich besonderes Gewicht auf die Untersuchung legte, indem ich zeigte, wie Eure Excellenz namentlich darauf bestehe, um Ihrer Ehre und der Sicherheit Ihres Staates willen, wie des Beispiels für die ganze Welt und des Dienstes des Kaisers wegen. Und um sie zur baldigsten und unumwundensten Entschließung und Erklärung zu nöthigen, deutete ich am Ende meiner Rede darauf hin, wie sie einen Entschluß fassen könnten, ohne von den neuerdings abgeordneten Gesandten erst Nachrichten zu erwarten, indem ich ihnen die heiligste Versicherung gab, daß sie Eure Excellenz in dieser Willensmeinung fest und unveränderlich finden würden. Vom obersten der Anziani (denn einen neuen Gonfaloniere haben sie für diese wenigen Tagen nicht ernannt) ward mir die Antwort, daß sie dem Kaiser und dem Herrn Don Ferrante ausführlichen und getreuen Bericht über Alles erstattet und von dort Vorschriften erwarteten, indem es ihre Absicht sei, Allem nachzukommen, was von den Genannten ihnen befohlen werden würde. Unterdessen würden sie den großen Rath vereinigen, ohne welchen

ſie nichts beſchließen könnten, und mir, nachdem ſie deſſen Anſicht vernommen, genaueren Beſcheid ertheilen. In meiner Erwiederung an die Signorie beſtand ich darauf, daß ſie den Wunſch Eurer Excellenz erfüllen mögten, und ließ auf geſchickte Weiſe einfließen, daß, wenn ſie dem Willen des Kaiſers ſich fügten, es Eurer Excellenz immer angenehm ſein müßte, weil ein und daſſelbe Ziel dadurch erreicht werden würde. Die gnädige Geſinnung Enrer Excellenz aber würden ſie ſich nicht auf gleiche Weiſe erwerben. Aus der Rückäußerung ſchien mir indeß dies Hauptergebniß hervorzugehen, daß, wenn ſie den Gefangenen ja herausgeben müſſen, ſie viel eher dem Befehle des Kaiſers, als dem Wunſche Eurer Excellenz ſich fügen werden.

Ich habe ſeitdem mit mehren dieſer Bürger darüber geſprochen, welche mich nicht einen Schritt weiter kommen laſſen, indem ſie ſtets daſſelbe Eiſen hämmern. Kurz ich vermuthe, daß der Beſcheid bis morgen aufgeſchoben werden wird, meiner Anſicht zufolge, um eine Nachricht von ihren Geſandten abzuwarten, indem ſie durch deren Abſendung wie durch die ſtattgefundene Unterſuchung ihrer Obliegenheit für jetzt nachgekommen zu ſein glauben. Giebt aber Eure Excellenz ſich damit nicht ganz zufrieden, ſo laſſen ſie merken, daß die Signorie auf irgend ein Auskunftmittel denken könnte, klar an den Tag zu bringen, daß der Gefangene wirklich nicht mehr im Leibe hat, als ſeine Ausſagen angeben.

Ein Auskunftmittel, welches nach meinem Dafürhalten (das indeß eine bloße Vermuthung iſt) darin beſtehen dürfte, daß die Unterſuchung hier wiederholt wird, in Gegenwart eines von Euch zu beſtellenden Abgeordneten. Ich bleibe aber dabei, daß es kein Mittel geben wird, Eurer Excellenz volle Ueberzeugung zu verſchaffen, außer indem ſie zugeben, daß dieſe Unterſuchung in Florenz vorgenommen werde, unter jenen Bedingungen, welche Ihr mir angedeutet habt. Dabei unterlaſſe ich nicht darauf hinzuweiſen, daß ſchon der bloße Ort wo die Unterſuchung ſtattfindet, des Gefangenen Heimat nämlich, wie die Perſönlichkeit der über ihn zu Gericht Sitzenden, ſeine Verwandten nämlich oder Bekannten, ihm den Muth geben werden, viele Dinge zu verſchweigen, abgeſehen von den Rückſichten, welche die Signorie beſtimmen dürften, die Namen der Mitwiſſer oder Anſtifter geheim zu halten. Mit welchen Gründen die Herren hier ſich bemühen, die Größe dieſer Verirrung zu mindern, indem ſie die perſönlichen Eigenſchaften des Mannes, ſeine Launen und Fantaſterei, ſowie die Unmöglichkeit des Gelingens vorſchützen: dies zu wiederholen halte ich für überflüſſig, indem Eure Excellenz zu dieſer Stunde durch die Geſandten davon in Kenntniß geſetzt ſein muß. Ich habe es paſſend erachtet, gegenwärtiges Schreiben durch einen Eilboten zu ſenden, obgleich deſſen Inhalt gerade nicht ſehr wichtig iſt, lediglich um bei der Verzögerung der Antwort

und der Möglichkeit, daß die Signorie dieſelbe nach Maßgabe der Auskunft von ihren Geſandten modelt, zu vernehmen, ob Eure Excellenz mir noch andere Aufträge zu ertheilen hat, als die ſchon in meinen Inſtructionen enthalten ſind. Ich wohne im Hauſe der Söhne Baldaſſarre Montecatini's, wohin nach der Audienz dieſelben Bürger mich zurückgeleiteten. Und damit küſſe ich Eurer Excellenz in aller Ehrfurcht die Hand und empfehle mich, Lucca, den 30. Auguſt 1546, Eurer erlauchten Excellenz unterthänigſter Agnolo Niccolini."

Dem Begehren des Herzogs von Florenz ward nicht gewillfahrt. Die Republik hatte doch zu ſehr das Bewußtſein ihrer Unabhängigkeit, um ſich ſo zu vergeſſen. Der Geſandte erhielt den Beſcheid, Burlamacchi's Anſchlag ſei ein Attentat gegen die Majeſtät des Reiches und als ſolches dem Kaiſer angezeigt worden, von deſſen Befehlen ſie allein abhingen. Wolle der Herzog nicht an die Unparteilichkeit und ſtrenge Gerechtigkeit der Richter glauben, ſo möge er einen Commiſſar ſenden, in deſſen Gegenwart die ferneren Verhöre ſtattfinden ſollten. Dies paßte freilich nicht zu Cosmus' Plänen und er beſtand auf ſeinem Verlangen. Ging man nun auch nicht darauf ein, ſo hatte es doch

zur Folge, daß man die Unterſuchung mit größerer Schärfe wiederaufnahm. Am 31. Auguſt wurde Burlamacchi's Diener und Begleiter auf ſeiner Reiſe nach Venedig, Bartolommeo Bati, vernommen. Am 1. September fand des Gefangenen zweites Verhör in der Marterkammer ſtatt. Man forderte ihn namentlich auf, zu erklären, ob er in Piſa und an anderen Orten Einverſtändniß habe: er möge wohl darauf achten, die Wahrheit zu geſtehen, denn da ſeine Ausſagen nicht vollſtändig noch wahrſcheinlich erſchienen, ſo müſſe man zum Rigoroſum ſchreiten, wenn er nicht bekenne. Er erläuterte einige Umſtände näher: aber nochmals erklärte er, daß niemand außer dem Prior und den beiden Mittelsperſonen um den Plan gewußt habe. Von dieſen Beiden hatte Ceſare Benedini, nachdem er an jenem verhängnißvollen Abende mit den Pferden vergeblich auf den Gonfaloniere gewartet, durch die Flucht ſich gerettet; Baſtiano Carletti aber war nach Venedig in Lione Strozzi's Dienſt zurückgekehrt.

Am 3. September wurde ein drittes Verhör vorgenommen. In dieſem war es, wo er von ſeiner Abſicht ſprach, nach dem Gelingen des Planes an den Kaiſer zu ſchreiben und ihm die Kirchenreform vorzuſchlagen. Als er auch jetzt nur ſeine früheren Ausſagen beſtätigte, erging der Befehl zur Tortur zu ſchreiten. Er ward an das Marterſeil gebunden, in die Höhe geſchnellt und wieder fallen gelaſſen: aber er blieb

bei seiner Erklärung. Als die Richter sahen, daß weiter nichts aus ihm herauszubekommen war, befahlen sie, mit dem Martern innezuhalten und ihn in seinen Kerker zurückzuführen.

Cosmus von Medici geschah mit Allem diesem kein Genüge. Er wollte den Angeklagten in seiner Hand haben, um ein Geständniß zu erpressen, das er gegen seine eigenen Unterthanen gebrauchen könnte, deren Treue er stets beargwohnte, oder gegen die Republik Siena, auf welche damals schon sein Hauptaugenmerk gerichtet war. Er versprach sogar, den Burlamacchi nach dem in seiner Gegenwart stattgefundenen Verhör nach Lucca zurückzusenden. Aber die Signorie, mogte es Mitleid mit dem Gefangenen sein, mogte Rücksicht auf die eigene Sicherheit und das Gefühl ihrer Würde sie abhalten, war nicht zu bewegen, das Verlangen zu bewilligen. Wie der Herzog am kaiserlichen Hofe Alles anwandte, einen Befehl an die Republik in seinem Sinne herbeizuführen, so wies diese ihre Gesandten an, bei Carl V nichts unversucht zu lassen, auf daß er sie nicht zwingen mögte, dem Medizeer seinen Willen zu thun. Sie wollten sich sogar dazu verstehen, das Verhör in jeder andern Stadt wiederaufnehmen zu lassen, welche zu bestimmen dem Kaiser gefiele, läge sie nur außerhalb des florentinischen Gebietes.

Es war ſchwer, bei Carl V etwas gegen Cosmus von Medici durchzuſetzen, welchen er als die feſteſte Stütze ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes im mittlern Italien betrachtete, konnte er, bei des Mannes Karakterſtärke und Schlauheit, denſelben auch keineswegs nach ſeinem Willen lenken. Und doch, wie in dem Streit um Piombino, welches der Herzog von Florenz dem jungen Appiani nehmen wollte, weil es ihm mit Recht zur Sicherung ſeines Staates an der Seeſeite durchaus nothwendig ſchien, des Medizeers Wünſche allem Anſcheine zuwider am Ende unerfüllt blieben, ſo ſetzte er ſie auch in Burlamacchi's Angelegenheit nicht durch. Der Kaiſer ließ Don Ferrante Gonzaga den Auftrag ertheilen, einen Commiſſar zur Unterſuchung der Sache nach Lucca zu ſenden.

Der Commiſſar langte an, der mailändiſche Senator Niccolò Bellone. Am 13. October gegen Abend fand das Verhör ſtatt. Man las dem Gefangenen ſeine früheren Ausſagen vor. Er beſtätigte ſie und antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen, ohne aber Anderes zu entdecken. An folgenden Tagen ward die Unterſuchung fortgeſetzt. Man drang in ihn, ſeine Mitwiſſer zu nennen: es ſei unmöglich, daß er nur zwei Perſonen, und noch dazu niedern Standes, in das Geheimniß hineingezogen. Aber er betheuerte, er habe keine Mitwiſſer; nicht einmal jenen Beiden würde er ſich anvertraut haben, hätte er ohne ſie mit dem Strozzi

verhandeln können; mit den Vornehmen in der Stadt oder Mitgliedern der Regierung würde er nicht haben reden dürfen, weil ihm gewiß jeder abgerathen haben würde und es unerläßlich gewesen sei, den Plan geheim zu halten. Müsse er aufs neue gemartert werden, so sei er bereit das zu erdulden, was dem Herrn Commissar geeignet erscheine.

Die sieneſischen Edelleute wurden gerufen. Mehre angesehene Einwohner der Stadt, Burlamacchi's Verwandte oder Freunde, wurden vernommen. Doch auch aus ihrem Verhör ergab sich durchaus nichts, als was jener gestanden. Die Sache schien abgemacht; vierzehn Tage lang fand kein ferneres Verhör statt. Am 18. October aber verordnete der Commissar eine neue Sitzung. Der Gefangene sollte durchaus seine Mitschuldigen namhaft machen. Als er erwiederte, er habe keine Anderen, als die er von Anfang an genannt, ließ man ihn wieder ans Seil binden. Er hing vier Fuß hoch über dem Boden in der Luft; noch einmal erging an ihn die gewohnte Mahnung. „So wahr ich lebe und dem Tode entgegengehe, Herr Commissar, schrie der Unglückliche, ich habe die Wahrheit gesagt. Wehe, wehe mir!“

Und damit schmetterten die Folterknechte ihn nieder auf den Estrich.

Am folgenden Morgen ging's ebenso. „Herr, Herr! jammerte er, was wollt Ihr, daß ich euch sagen

ſoll, wenn ich Alles geſagt, was ich weiß? Laſſet mir ums Himmelswillen den Kopf abſchlagen, ſtatt mich ſo zu martern, da ich ſchon zum Krüppel geworden bin. Herr, habt Ihr denn nicht die Sache klar?" Es half nichts; der Commiſſar glaubte das Aeußerſte verſuchen zu müſſen, um den ihm ertheilten Befehlen zu entſprechen. Er hieß das Feuer und die Fußblöcke bereiten. „Herr, rief der Unſelige, wenn die Sache ſo klar iſt, weshalb martert Ihr mich denn ſo ſehr?" Man zog ihm Schuhe und Strümpfe aus, führte ihn zum Feuer und legte ihn in den Block. Nochmals ermahnte ihn Bellone, die Wahrheit zu geſtehen.

Aber Francesco Burlamacchi blieb ſtandhaft.

„Herr, ſprach er, ich habe nichts mehr zu geſtehen. Ich habe die ganze Wahrheit geſagt, und ſo lange ich lebe, werde ich nichts weiter ſagen."

Als der Commiſſar dieſe Worte vernahm und, wie der Schluß der Prozeßakten es ausſpricht, bedachte, wie der Gefangene inmitten der Qualen nichts Anderes bekannt und im Angeſicht ſo furchtbarer Marter wie die des Feuers bei derſelben Erklärung geblieben, befahl er aus Rückſicht auch auf des Unglücklichen Alter und Gebrechlichkeit, daß man mit der Tortur innehalten ſollte. Denn er erkannte wohl, daß Burlamacchi die Wahrheit geſagt hatte. Und ſo wurde dieſer in ſeinen Kerker zurückgeführt.

Der Ausgang des Lebens und der Leiden Francesco Burlamacchi's iſt in wenig Worten erzählt.

Niccolò Bellone kehrte mit den Prozeßakten nach Mailand zurück, wo das Urtheil geſprochen ward. Es lautete auf Tod, wegen Majeſtätsverbrechen durch den Verſuch gewaltſamen Eingriffs in die Reichsverhältniſſe. Des Gefangenen Verwandte, ſein Bruder Niccolò und Andere des Hauſes, wie ſein Schwager Silveſtro Treuta, baten den Senat um Erlaubniß, ſich mit Gnadengeſuchen an den Kaiſer und den Herzog von Florenz zu wenden. Sie ward ihnen gewährt. Girolamo Lucheſini begab ſich zuerſt zu Cosmus von Medici, konnte aber nichts von ihm erlangen als die Zuſage, daß er nicht auf Hinrichtung beſtehen werde, wenn man den Gefangenen ſeiner Bewachung anvertraue. Mit dieſer wenig befriedigenden Erklärung ging Lucheſini nach Mailand, um beim Gonzaga und dem mächtigen Miniſter Granvella zu wirken, während Niccolò Burlamacchi mit einem Empfehlungſchreiben Andrea Doria's zum Kaiſer ſelber ſich verfügte. Carl V erwiederte, er ſei nicht abgeneigt Gnade zu gewähren, wenn der beim Attentat perſönlich betheiligte Herzog einwillige; der Herzog beſtand vor Allem auf Auslieferung; der lucheſiſche Senat beharrte bei der Weigerung. Eine Unterredung Caterina's, der Gattin des Unglücklichen, mit dem Medizeer hatte keinen beſſern Erfolg.

Auf kaiserlichen Befehl ward der Gefangene nach Mailand geführt. Man behandelte ihn im Kerker menschlich und mit Schonung. Aber sein Schicksal war besiegelt. Der 14. Februar 1548 war der Tag seiner Enthauptung.

Die Geschicke des Landes aber, welche in den trüben Monden der Gefangenschaft lebendiger denn je vor seinem Geiste gestanden sein mogten, gingen rascher und rascher dem Ziele zu, welches längst vorauszusehen war. Im Jahre 1555 erlag Siena der Medizeischen Macht. Durch den Frieden von Cateau-Cambresis verschwanden vier Jahre darauf die letzten Reste dieser Republik, welche, wie unstät auch ihre Richtung, wie unbefriedigend ihre Form, wie wechselvoll ihre Existenz gewesen, ehrenvoll und in rühmlichem Kampfe fiel. Und einer nach dem andern traten die Männer ab, welche Toscana's Schicksalen eine andere Wendung zu geben versucht hatten. Im Sienesischen Kriege fiel an der Maremmenküste Lione Strozzi, Prior von Capua; sein Bruder Piero, Marschall von Frankreich, fand in seinem Adoptivvaterlande gleich ihm ein blutiges Ende auf dem Felde der Ehre. Die Einen ereilte der Tod in fremdem Land, die Andern demüthigten sich vor dem Herzog, um vor ihrem Ende noch die Heimat wiederzusehn. Und auf Toscana lastete schwer die Hand des Medici, welcher, wenn er Ruhe herstellte und durch Ordnung der Verwaltung und größere Gleichstellung

der Rechte von Stadt und Land, was die eifersüchtige Republik nie gethan, mit seinem außerordentlichen Talent in einen ansehnlichen Staat umschuf, was bis dahin ein seltsames Agglomerat von Communen und miteinander streitenden Befugnissen und Ansprüchen gewesen, andererseits durch Despotismus, durch sittliche Grundsatzlosigkeit, durch Feindseligkeit gegen jede freiere Regung, durch Habsucht und verkehrte ökonomische Maßregeln, Land und Volk auf die Bahn des Verfalls führte, auf welcher sie unaufhaltsam weiter schritten.

Was vor drei Jahrhunderten ein Bürger Lucca's im Sinne hatte, Toscana's Vereinigung zu einem Ganzen: es ist zu Ende des Jahres 1847 erreicht worden, kurz vor dem Ausbruch jener gewaltsamen Umwälzung, welche das gesammte Staatensystem Italiens mit dem Umsturz bedrohte. Die Vereinigung geschah nicht in der Weise, wie Francesco Burlamacchi's zu lebendige Fantasie sie geplant hatte, nicht als Republiken- und Städtebund, sondern unter dem Scepter eines Einzelnen an den die Medizeische Erbschaft gelangt war. Eine Collectiv-Republik, nur weitern Umfangs und auf schwankenderem Rechtsboden als die, auf mittelalterliche Grundlage berechnete, des unglücklichen Gonfaloniere, ward nicht lange darauf von einer weitverzweigten Partei angestrebt welche zwanzig Jahre hindurch Italien in steter Aufregung erhalten hat: auch diesmal wieder ein Beweis, daß bei einem Volke dieselben Ideen immer

aufs neu' von Zeit zu Zeit auftauchen und Boden zu gewinnen ſuchen, mag die Geſchichte ſie noch ſo ſehr als unpraktiſch ja unmöglich erwieſen haben. Das heutige Verhältniß Lucca's zu dem übrigen Toscana aber iſt eine neue und ernſte Mahnung an die Thatſache des Municipalismus im Gegenſatz zum Traumweſen italieniſcher Einheit.

Als in Lucca die religiöſen Angelegenheiten die ernſteſte Wendung zu nehmen drohten und unter der Regierung Gian Pietro Caraſa's, welcher als Paul IV den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, die Inquiſition die größte Strenge zu entwickeln anfing, begannen die Auswanderungen.

Im Jahre 1555 entwichen die erſten Bürger nach Genf. Immer mehre folgten und es half nichts, daß man gegen ſie in contumaciam verfuhr. Im Jahre 1567 floh Michele Burlamacchi, Francesco's Sohn, mit ſeiner Gattin, Chiara Calandrini, und deren Angehörigen. Sie gingen erſt nach Frankreich. Inmitten der Verheerungen des Bürger- und Religionskrieges irrten ſie von Ort zu Ort, zogen mit Condé's Heere, fanden bei der Herzogin Renée in ihrem Schloſſe zu Montargis Aufnahme, lebten während der die Blut-

hochzeit vorbereitenden Tage in Paris verſteckt, weilten unter des Herzogs von Bouillon Schutze in Sedan, bis ihnen endlich, nach jahrelangem Wanderleben voll Kummer und Mühſeligkeiten eine bleibende Stätte in Genf ward, wo zahlreiche Inecheſiſche Ausgewanderte ein zweites Vaterland fanden, die Calandrini, Diodati, Balbani, Turrettini, Micheli, Cattani und andere zum Theil heute noch blühende Geſchlechter, welche auf die Entwicklung der religiöſen, literariſchen und bürgerlichen Verhältniſſe dieſes, der Herrſchaft des ſavoyiſchen Hauſes entzogenen Freiſtaats einen beſtimmenden Einfluß geübt haben. Die Folgen dieſer Auswanderung hat Lucca ſchwer empfunden.

Michele Burlamacchi ſtarb zu Paris während einer Reiſe im September 1590. Sein Bruder Federigo, der in der Heimat geblieben, erſtattete nach deſſen Tode den Erben einen Theil ihres angeſtammten Beſitzes zurück. Von Michele's Kindern heirathete der eine Sohn, Jacopo, eine Diodati, der andere, Filippo, eine Calandrini; von ſeinen Töchtern vermälte ſich Renée oder Renata, deren Pathe die Herzogin von Ferrara war, an Ceſare Balbani, Camilla an Francesco Turrettini, Suſanna mit Vincenzo Minutoli, Maddalena endlich mit Giovanni Diodati, von welchem die berühmte Bibelüberſetzung herrührt und der mit Fra Paolo Sarpi und deſſen Freunde Fra Fulgenzio Micanzio in Verbindung ſtand. Renée's zweiter Gatte war Theodor Agrippa d'Aubigné, der

Großvater der Madame de Maintenon. Die Burlamacchi erloſchen zu Genf im vorigen Jahrhundert, nachdem ſie neue Berühmtheit durch jenen Jean Jacques Bulamaqui erlangt hatten, welcher zu den gefeiertſten Staatsrechtslehrern ſeiner Zeit gehörte.

Anmerkungen.

Die hiſtoriſche Bedeutung des Factums, welches in der voranſtehenden Darſtellung mit demjenigen Detail erzählt worden iſt das einem Ereigniß dieſer Art Leben und Farbe geben muß, iſt gerade keine große. Aber daſſelbe iſt nicht unwichtig für die Kenntniß des Geiſtes, welcher, nachdem Italiens rühmlichere Zeit vorüber war, und als Alles geſchah, das Unabhängigkeitsgefühl mit den Erinnerungen an ſchönere Tage zu unterdrücken, ſich nicht erſticken ließ; es iſt nicht unwichtig für die Kenntniß des Geiſtes welcher noch in den Republiken ſich regte, wie der in mancher Beziehung eigenthümlichen Geſtaltung einer dieſer kleinen Republiken die bis auf unſer Jahrhundert gekommen iſt.

Die Quellen ſind der Mehrzahl nach ſeit kurzem zugänglich geworden. Carlo Minutoli zu Lucca, welcher im Jahre 1844 durch die kleine Schrift „Francesco Burlamacchi, storia del seccolo XVI" die Aufmerkſamkeit von neuem auf dies Ereigniß hinlenkte, hat in den Anhängen zu G. Tommaſi's Sommario della storia di Lucca (Florenz 1847) die Prozeßacten vom Jahre 1546 in ihren weſentlichen Theilen veröffentlicht. Dieſe ſind hier in der Weiſe benutzt worden, daß, wo die erzählende Form es geſtattete, die Worte der Ausſagen beibehalten worden ſind. Einige von mir aufgefundene handſchriftliche Stücke im Mediceiſchen Archiv beziehn ſich auf die

Einwirkung des Herzogs Cosmus. Die Erzählungen gleichzeitiger und späterer Historiker sind überall verglichen, namentlich die des G. B. Adriani im 5ten Buch der Storia dei suoi tempi (in der Ausgabe von Prato 1822, Band II S. 229 ff.) und jene des eleganten Latinisten Pater Bart. Beverini im letzten Buche der Annalium ab origine Lucensis urbis libri XV (Lucca 1829 ff.), von welcher letzteren Pietro Giordani (Piacenza 1845, dann in den Opere, Florenz 1846, Bd. II S. 323 ff.) eine Uebersetzung geliefert hat, wie er auch (ebendas. S. 263 ff.) die in der voranstehenden Geschichte kurz berührte Sollevazione degli Straccioni meisterhaft übersetzte. Das wegen durchgängiger sorgsamer Benutzung des reichen Luccheſischen Archivs sehr schätzenswerthe Tommasische Buch, so wie Antonio Mazzarosa's gutgeschriebene Storia di Lucca (Lucca 1833, Bd. II S. 81 ff.) boten auch sonst manches Material. Während der Abfassung der vorliegenden Arbeit (Anfang 1848) erschien Charles Eynard's Schrift: Lucques et les Burlamacchi, Souvenirs de la Réforme en Italie (Genf 1848). Wie der Standpunkt sind auch die Zwecke beider Darstellungen wesentlich verschieden, indem Herr Eynard namentlich die religiöse Seite der Ereignisse und die Schicksale der Burlamacchi und Calandrini nach ihrer Flucht und in ihren Beziehungen zu seiner Vaterstadt Genf mit Wärme des Gefühls und in anziehender Weise, übrigens aber in streng protestantischer Auffassung behandelt.

Ueber die Geschichte der Herzogin Renée, einer der interessantesten Persönlichkeiten in diesem Drama der italienischen Reformbestrebungen des 16. Jahrhunderts, sieht man einer größern Arbeit von Jules Bonnet entgegen, dem Verfasser des „Vie d'Olympia Morata. Episode de la Renaissance et de la Réforme en Italie" (2. Aufl. Paris 1851), wovon man allerdings anderes erwarten darf als E. Münch in seinen leichtsinnig zusammengestoppelten Biografien gegeben hat. Ein merkwürdiger Brief des Herzogs Ercola von Este, des Gemals Renée's, an deren Neffen König Heinrich II von Frankreich, vom 27. März 1554, einen ausführlichen Bericht über die durch die religiösen Meinungen der Herzogin veranlaßten häuslichen Miß-

verſtändniſſe enthaltend, findet ſich in den Handſchriften der K. Bibliothek zu Paris. Er iſt gedruckt in den Beilagen zu Nores' „Storia della guerra di Paolo IV contro gli Spagnuoli" (Florenz 1847), und überſetzt in den Leipziger Blättern für literar. Unterhaltung, 1848, Nr. 303.

(Zu S. 74, Zeile 11 v. u.) Supplik der Seidenwirker und Deliberation des Großraths, aus dem Luecheſer Archiv mitgetheilt von Minutoli in Tommaſi's Sommario, S. 87.

(Zu S. 77, Zeile 14 v. o.) Statut vom Jahre 1308. Rubrik CLXV. „De iis qui esse non possunt nec intelliguntur in societatibus esse etc." und Rubrik CLXVIII—CLXX. „De non condemnando popularem pro accusa non probata contra casasticum" u. ſ. w. Minutoli a. a. O. S. 23—27.

3) Proviſion vom 28. März 1525, mitg. von Minutoli a. a. O. S. 162. — Die übrigen bedeutenderen auf die Religionsangelegenheiten in Lucca ſich beziehenden Actenſtücke befinden ſich ebendaſelbſt S. 163—185, darunter die Briefe des Cardinals Bartolommeo Guidiccioni.

4) Opere di Monsignor Giovanni Guidiccioni vescovo di Fossombrone. Genua 1767. S. 85 ff.

5) Der Herzog an Serriſtori, Poggio a Cajano 31. Auguſt 1546. Original-Entwurf im Mediziſchen Archiv.

6) Angelo Niccolini an den Herzog, Lucca 30. Auguſt. Original im Mediziſchen Archiv.

Antonio Foscarini

und

Paolo Sarpi.

Die Poesie hat sich mit dem tragischen Ende Antonio Foscarini's mehr zu schaffen gemacht als die Geschichte. In dem Jahre welches den ersten Einbruch der französischen Republikaner in die sardinischen Staaten sah, besang Ippolito Pindemonte, welcher an Innigkeit, Zartheit, Wärme der Empfindung wennnicht an Manchfaltigkeit und Energie alle dichtenden Zeitgenossen übertraf, die unglückliche Liebe des venezianischen Nobile und sein tragisches Ende. Andere, Italiener wie Ausländer, folgten ihm nach, alle verdunkelt durch die Tragödie des gerühmtesten dramatischen Dichters Italiens in unsern Tagen, welche mehr als irgend eines seiner Werke bühnengerecht ist und sich auf der Bühne zu erhalten Aussicht hat. Man darf aus diesem Drama Giovan Batista Niccolini's nicht Geschichte lernen wollen: es bietet uns nichts als ein, an sich lebenvolles und farbenreiches Gemälde der Nachtseite des venezianischen Staatswesens, jener Nachtseite welche so oft dargestellt

und verſchwenderiſch mit den ſchwarzen Schatten effekt-ſuchender Romantik ausgeſtattet, mit dem falſchen Co-lorit democratiſcher oder abſolutiſtiſcher Abneigung gegen die mächtigſte und geſchloſſenſte Adelsherrſchaft zugerich-tet worden iſt, daß man gewöhnlich darüber vergeſſen hat, den Tugenden, den Vorzügen und der unüber-troffenen Staatsweisheit der glorreichſten aller moder-nen Republiken das ihnen gebührende Lob zu zollen, bis die neuere Zeit dieſer wie ſo mancher andern Un-gerechtigkeit wenigſtens zum Theil, wo ſie nämlich nicht eine prinzipielle war, ein Ende gemacht hat.

Das Factum iſt auch in ſeiner einfach ungeſchmink-teſten Faſſung ergreifend genug. Antonio Foscarini ge-hörte einer der edelſten Familien an. Sein Vater war nicht Doge wie die Dichtung erſonnen hat um ein Ge-genſtück zu dem tragiſchen Schickſal der Foscari zu ſchaffen: erſt in den letzten Zeiten der Republik gab dies Geſchlecht dem Staate ein Oberhaupt in dem ge-lehrten und weltkundigen Marco Foscarini. Aber An-tonio war Mitglied des großen Raths, er war Ritter der goldnen Stola, er war in den Jahren 1608—1610 in Frankreich, in den Jahren 1610—1615 in England Botſchafter geweſen. Er hatte dann eine Miſſion bei den drei Bünden übernommen deren Verhältniſſe zur Republik oft ſo verwickelter Natur waren. Er war be-ſonders in Frankreich um die Zeit der Ermordung Hein-rich's IV, des Regierungsantritts Ludwig's XIII oder

richtiger der Regentschaft Mariens von Medici in schwierigen Geschäften gebraucht, in wichtige Staatsgeheimnisse eingeweiht gewesen. Aus den Briefen welche der mit ihm befreundete theologische Consultor der Republik, Fra Paolo Sarpi, an ihn richtete und wovon bald ausführlicher die Rede sein wird, ergiebt sich daß Foscarini mitten im strengsten Winter, im Januar 1608, die Reise nach Paris machte — „seit hundert Jahren, schreibt Fra Paolo, hat sicherlich nie ein Botschafter auf der Fahrt nach Frankreich solche Mühseligkeit erduldet.“ Er knüpfte dort genauere Verhältnisse mit vielen angesehenen Leuten an, und stand in besonders freundschaftlichem Verkehr mit dem Parlaments-Präsidenten de Thou, welcher wegen der Entschiedenheit womit er den Gallicanismus wider die römische Curie vertheidigte, die hinwieder sein Geschichtswerk in den Index setzte und seine Ernennung zum ersten Präsidenten verhinderte, die Aufmerksamkeit der Venezianer auf sich ziehn mußte, welche mit Sarpi an der Spitze einen ähnlichen aber noch ernstern Kampf gegen das Pontificat führten. Bei der Geburt des Herzogs von Anjou, im Mai 1608, zeichnete sich der venezianische Botschafter durch den Glanz der von ihm gegebenen Feste aus, bei denen öffentliche Gastmale stattfanden und mit vollen Händen Geld unter das Volk geworfen wurde.

In so glänzenden Verhältnissen hatte Antonio Foscarini gelebt, als ihn ein entsetzliches Schicksal ereilte.

Von seiner Sendung nach der Schweiz in die Heimat zurückgekehrt, wurde er, so heißt es, eines Abends spät in Verkleidung ertappt, im Augenblick wo er den Palast, nach einer andern Version den Garten des spanischen Botschafters verließ. Vier Jahre vorher hatte die weltberühmte Verschwörung, welche man die der Spanier wider Venedig nennt, Alles in Schrecken versetzt — eine Verschwörung, deren geheimnißvolles Dunkel, neuerlich erst und auch jetzt nicht vollständig durch die historische Kritik erhellt, unendlich mehr als die mit ihr zusammenhangenden Thatsachen zu dem Aufsehen beitrug, das sie erregt hat. Jeder, hätte er auch nur Saint Réal's historisch-romantische Darstellung oder Otway's auf den französischen Halbroman begründete Tragödie Venice preserved gelesen, weiß, von wo die Fäden des Complotts ausgingen in welchem ein Haufen Abenteurer die activen Rollen übernahmen. Man weiß daß drei hochstehende spanische Staatsmänner die Hand in dem Unternehmen hatten, welches die Sanct Marcus-Republik bedrohte — der Botschafter König Filipp's III Marquis von Bedmar, der Gouverneur von Mailand Don Pedro de Toledo, der Vicekönig in Neapel Herzog von Ossuna. Es ist wahr daß der madrider Hof, als die Sache schief ging, seine Werkzeuge in Italien preisgab und fallen ließ, nachdem er vorher geduldet hatte daß der Vicekönig förmlich Krieg führte gegen Venedig, venezianische Schiffe

aufbrachte, deren Ladung er öffentlich verkaufen ließ, und das Adriatische Meer mit Piraten füllte. Es ist wahr daß Bedmar und Toledo abberufen wurden, daß Ossuna, welcher im Mißvergnügen über das Mißlingen seiner hochfliegenden Pläne sich zum unabhängigen Herrn in Neapel zu machen strebte, nach längerer Haft geistverwirrt in einem spanischen Gefängniß starb. Aber die spanische Ländergier hat auch heute dem Verdacht der Mitwissenschaft des Hofes festen Grund geliehen. Venedig, Italiens einziger unabhängiger und mächtiger Staat im 16. Jahrhundert, wenn wir die auf ganz andern als territorialen Verhältnissen beruhende Papstmacht ausnehmen, Venedig war längst beiden Linien des Hauses Habsburg, der spanischen wie der teutschen, ein Dorn im Auge, und der feindlichen Politik König Filipp's II mehr als der türkischen Macht durfte Venedig den Verlust Cyperns beimessen, welcher den von Candia nothwendig nach sich ziehen mußte und die venezianische Herrschaft in der Levante, für welche der Sieg bei Lepanto so glänzende Aussichten wiedereröffnet hatte, auf immer vernichtete. Von zwei mächtigen Feinden offen oder versteckt auf zwei Seiten gedrängt, sah Venedig sich in Italien selbst nach Bundesgenossen um, und wenn es einen solchen im Hause Savoyen fand, das damals die merkwürdige politische Rolle zu spielen begann auf welche schon die Herzoge des 15. Jahrhunderts hingewiesen hatten, so ward die Abneigung

der Spanier, welche um jeden Preis in Italien dominiren wollten, dadurch nur heftiger: diese Abneigung stieg in dem Maße, wie nach des zweiten Filipp Tode die spanische Macht beim starren Festhalten an den alten Ansprüchen mehr und mehr sank unter seinen Nachfolgern, unter dem Einen beinahe eben so sehr durch das Friedenssystem Lerma's wie durch Olivares' Kriegssystem unter dem Andern.

Wie viel stärker mußten Verdacht und Abneigung in jenen Tagen sein, als die Erinnerung an die Gefahr, welche die Existenz der Republik bedroht hatte, bei Allen noch lebendig war. Der Argwohn gegen Fremde war überhaupt eingewurzelt. Es ist bekannt wie die Gesandten auswärtiger Mächte von der Regierung mit Argusaugen bewacht wurden, wie streng der Umgang mit ihnen verpönt war. Antonio Foscarini wurde beim Rath der Zehn verklagt, dem berühmten Magistrat welcher im Verein mit den ihm affiliirten Staats-Inquisitoren die Polizei in politischen Dingen leitete, und dessen Hand schwer auf dem Adel lastete, wenngleich seine Mitglieder aus den vornehmsten Adelsfamilien hervorgingen. Die Anklage — so erzählt ein Historiker unserer Zeit, Agostino Sagredo — lautete auf Verrath der Staatsgeheimnisse, auf Umgang mit den Feinden der Republik, zu Hause und in der Fremde, mündlich und schriftlich. Vor das Decemvirat geladen, verbarg sich der Beschuldigte, der kurz vorher in Ferrara

gewesen war. Dies machte die Sache schlimmer. Seine Verhaftung wurde befohlen. Er ward sogleich gefänglich eingebracht und die Procedur begann ohne Säumen. Nach gehaltenem Zeugenverhör wurde Foscarini aufgefordert, seine Vertheidigung vorzubereiten. Es war der 13. April 1622. Sieben Tage darauf kam die Sache zum Spruch. Nachdem Anklage und Vertheidigung vernommen worden, erging an die Richter die Frage, ob sie den Verrath am Staate für erwiesen erkännten. Der Gerichtshof bestand aus siebzehn Mitgliedern, denn außer den Zehn saßen in demselben der Doge und seine Consultatoren. Dreizehn Stimmen erkannten Foscarini schuldig, viere hielten die Beweise für nicht zureichend. Für Schuldlosigkeit stimmte Keiner.

Nun galt es die Strafe zu bestimmen. Für die mildeste Form, immerwährendes Exil, sprachen sich nur Zwei aus. Vier für den Tod, ohne die Schmach der Oeffentlichkeit. Die Mehrzahl jedoch, der Doge Antonio Priuli, welcher seit vier Jahren an der Spitze der Republik stand, und zehn der Richter stimmten für geheime Hinrichtung und Aufhängen der Leiche an einem Fuß am Galgen. Am 21. April wurde Antonio Foscarini im Gefängniß erdrosselt, seine Leiche auf der Piazzetta öffentlich ausgestellt, sein Name in das Todtenregister der Sanct Marcus-Kirche eingetragen, mit einem Zusatz der des Verbrechens wie der Strafe gedachte.

Allgemein war das Entsetzen. Batista Nani, Ritter und Procurator von San Marco, mehre Jahre hindurch Botschafter in Frankreich, berichtet in seiner im amtlichen Auftrag, als Historiograf der Republik, verfaßten Geschichte, welchen Eindruck es machte, einen solchen Mann am Galgen zu erblicken. Ein wahrhaft entsetzliches Ereigniß, dies sind seine Worte, befleckte die Stadt. Die öffentliche Meinung war dem Verstorbenen freilich längst nicht günstig gewesen. Er galt für unruhig, unzufrieden, intrigant. Und diese Meinung war nicht blos in Venedig verbreitet. Vittorio Siri von Parma, einer der Tagesschriftsteller jener Zeit der uns über die politische und Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts reichliches Material hinterlassen hat und meist in Frankreich lebte wo Richelieu und Mazarin seine Feder brauchten, ein Mann dem man nicht immer noch überall trauen darf, der aber viel wußte und oft die Wahrheit gesagt hat selbst wo seine Wahrhaftigkeit angefochten worden ist, berichtet über Fosearini: „Von den Großen und Herren in Frankreich, welche diesen Mann zur Zeit gekannt als er Botschafter der Republik war, habe ich über ihn die schlimmsten Reden führen gehört, die ich nicht im Detail anführen werde, die aber alle von der Art waren, vor dem tiefen Sinn der göttlichen Gerechtigkeit Ehrfurcht einzuflößen. Nur die Worte will ich mittheilen, welche der Staats-Secretär Marquis de Puysieulx damals an Villiers, des

Königs Botschafter in Venedig, richtete. „Das Leben des Cavalier Foscarini, sagte dieser, ließ kein anderes Ende erwarten. Er war als boshaft und eigennützig bekannt, und galt für einen Mann, der sich in alle möglichen unerlaubten Dinge und Verhandlungen einließ."

Einen Commentar zu diesen Worten liefern Sarpi's schon erwähnte Briefe an Foscarini. Dieser muß bereits wenige Monate nach seiner Ankunft in Paris durch seine Beziehungen, Intriguen und Reden Anlaß zu Klagen gegeben haben. Man achte darauf, wie der schlaue Klosterbruder sich mit glatten Worten durchwindet, wo er den Botschafter warnen will. „Ein verständiger Mann wie Eure Excellenz, so schreibt Sarpi am 26. August 1608, wird nicht dadurch außer Fassung gebracht wenn er vernimmt, daß eine von ihm vorgenommene gute oder nothwendige Handlung von seinen Neidern entstellt wird. Im Gegentheil wird seine Vorsicht, wenn er gewarnt ist, um so größer je ärger die Bosheit seiner Gegner ist. Ihr steht hier im besten Ruf wegen der gediegenen und wahrhaften Nachrichten die Ihr gebet: fahret Ihr so fort, so werdet Ihr der berühmteste Botschafter den die Republik seit langen Jahren gehabt hat. Dies könnt Ihr jedoch nur thun, indem Ihr wie bisher euch einschmeichelt und die Dinge ergründet. Da es nun aber den Fürsten nicht lieb ist daß man zu tief in ihre Geheimnisse eindringe, so muß

man dabei mit Heimlichkeit verfahren und seine Wißbegierde verstellen, ja den Sorglosen spielen und thun als merkte und sähe man selbst das nicht, was Alle sehn und merken. Es ist gewiß daß nur Der dem offentlichen Dienst förderlich sein kann, der dem Könige genehm ist. Seiner Majestät dürfte aber eine zu offenbare Neugier nicht genehm sein, und Ihr werdet leichter hinter Geheimnisse kommen wenn niemand glaubt daß Ihr achtgebt; denn vor Dem der sorglos scheint pflegt man am wenigsten auf der Hut zu sein. Der Grund, weshalb ich euch diese Dinge zu schreiben wage, ist ein mir zu Gesicht gekommener Brief eines Mannes welcher der Republik wie euch wohlwill und darauf hindeutet, daß Ihr wohl thun würdet, eure Wißbegierde einigermaßen zu verstecken und euch zu stellen, als kümmerte euch alles das nicht was um euch herum vorgeht."

So schrieb Fra Paolo Sarpi an den ihm befreundeten Botschafter. Italien hat wenige berühmtere Namen aufzuweisen als den des Servitenmönchs. Der Widerstand, welchen die Republik den jurisdictionellen Ansprüchen der römischen Curie unter der Regierung Papst Pauls V leistete, war sein Werk. Dieser Widerstand, der die Aussprechung des Interdicts über Stadt und Gebiet herbeiführte und nach langem Hader wie gewöhnlich mit einem Compromiß endigte welchen Heinrich IV vermitteln half, machte Sarpi's Namen ebenso

und zur Zeit noch mehr bekannt als seine Geschichte des Tridentiner Conzils. Alles was in wie außerhalb Italiens dem römischen Hofe feindlich war, vergötterte den Consultor der Republik, der mit der Curie den Kampf auf Leben und Tod unternommen hatte, und ihre Macht practisch wie dogmatisch und historisch zu vernichten suchte. Die Leidenschaften sind so erregt gewesen, sie sind es zum Theil selbst heute noch, daß selbst heute das Urtheil über diesen merkwürdigen Mann das verschiedenartigste und schwankendste ist, wenngleich Vergötterung wie Verketzerung beide an Intensität verloren haben, und manche von Sarpi's Bewunderern der Ansicht sind, es würde besser gewesen sein, wenn dieser Mann, dessen glänzende Gaben Feinde wie Freunde, Galileo wie Passionei anerkannten, nie in die dornenvollen Fragen des canonischen Rechts und der Politik verwickelt worden wäre. Das kälteste Urtheil findet an ihm noch genug zu loben, genug zu tadeln. Sein außerordentlicher Scharfsinn, seine umfassende Gelehrsamkeit, seine historische Combinationsgabe werden verdunkelt durch den Haß womit er das Papstthum verfolgte; durch die künstliche Berechnung womit er in der Geschichte des Conzils, zum Theil wider sein eigenes besseres Wissen, alles das geltend machte was dem heiligen Stuhl Nachtheil bringen konnte, wodurch ein in mancher Beziehung so ausgezeichnetes Werk zur Parteischrift wurde; endlich durch seine versteckten

Bemühungen, in Venedig ſelbſt die kirchliche Einheit zu ſtören.

Als Antonio Foscarini Botſchafter in Paris war, in den Jahren 1608—1610 (er befand ſich dort wie geſagt zur Zeit des Meuchelmords Ravaillac's, über welchen einer ſeiner ungedruckten Berichte Auskunft giebt), ſtand Fra Paolo mit ihm in lebhaftem Briefwechſel, wovon ſchon einige Proben mitgetheilt worden ſind. Der Servit ſchrieb ihm nicht nur ſelbſt eine Reihe Briefe, ſondern bediente ſich ſeiner auch als eines Vermittlers ſeiner Correſpondenz mit verſchiedenen Franzoſen. Es iſt bezeichnend, daß Fra Paolo's Correſpondenten großentheils Calviniſten waren, Düpleſſis-Mornay unter andern, des Bearners Freund und Rathgeber vor ſeinem Uebertritt, den man wol den Hugenottenpapſt genannt hat, und Giovanni Diodati, der Genfer Prediger und berühmte Bibel-Ueberſetzer. Wenngleich die in Venedig abſchriftlich vorhandenen Briefe, welche in die Hände des verdienten Geſchichtforſchers Grafen Almorò Tiepolo kamen, verfälſcht ja theilweiſe untergeſchoben ſein mögen, ſo iſt doch an der Wahrheit ſeiner antikatholiſchen Intriguen nicht zu zweifeln und dieſe Wahrheit iſt Fra Paolo Sarpi's Ruf nicht günſtig. Seine Briefe, theilweiſe in dritter Perſon geſchrieben, oder von Fra Paolo als einem Bekannten des Correſpondenten redend und an ein imaginäres Individuum gerichtet, gingen durch die Hände eines ferrareſiſchen

Ausgewanderten, Francesco Castrino, welcher in Frankreich zum Calvinismus übergetreten und manchfach gebraucht worden war, insgeheim aber in Verbindung mit dem päpstlichen Nuntius stand, Monsignor Roberto degli Ubaldini, der einem der ältesten toscanischen Adelsgeschlechter entsprossen und mit dem regierenden Hause der Medici verwandt, in wichtigen und verfänglichen Momenten den päpstlichen Hof in Paris vertrat und im Jahre 1615 von Papst Paul mit dem Cardinalspurpur bekleidet ward. Diesen setzte einmal Heinrich IV selbst mittelst seines Botschafters Léon Bruslart von Sarpi's Intriguen mit den Hugenotten in Kenntniß. Es ist eine Thatsache daß Sarpische Briefe solcherart nach Venedig zurückkamen und in die Hände des Senats gelangten, Briefe die, mit ihren Angriffen auf den französischen Hof welchem die Republik viel zu danken hatte, ihren Autor compromittirten, während der Doge Lionardo Donato (1606—1620), die Senatoren Molino, Quirini und andere, wegen religiöser Meinungen blosgestellt wurden. Der Rath der Zehn lud den Serviten vor, gab ihm einen scharfen Verweis, und vernichtete die Briefe. Sarpi ward durch die Erfahrung wenigstens insoweit klüger, daß er nicht mehr eigenhändig an Heterodoxe schrieb. „Ich freue mich, heißt es in einem Schreiben an Foscarini vom 5. Januar 1610, daß die Sache mit den Briefen in Vergessenheit gerathen ist. Denn wenn man auch auf

Einwürfe erwidert, ſo glauben die Leute dennoch was ſie wollen, und es iſt gut ſich nicht vertheidigen zu müſſen ſondern vielmehr dem Gerede zuvorzukommen. Schon ſeit einigen Monaten hat Fra Paolo ſich entſchloſſen, keinem Proteſtanten mehr mit eigner Hand zu ſchreiben: er hält's und wird's halten und ſchlägt ſo einen Mittelweg ein, ſtatt ſich ganz zurückzuziehn, wozu der Herr Foscarino nicht rieth. Kurz, Fra Paolo zieht Alles wohl in Betracht, denn er kennt die Bosheit ſeiner Feinde und die Schwäche der Ohren des Collegiums."

Fra Paolo's proteſtantiſirende Anſichten ſind von Schriftſtellern beider Confeſſionen zugeſtanden. Giovanni Diodati legt mehrmals Zeugniß dafür ab. Er erzählte wie er in ſeinen häufigen Unterredungen mit dem Serviten deſſen in manchen Punkten proteſtantiſche Meinungen erkannt und ihn zu offenem Uebertritt aufgefordert, Sarpi aber zur Antwort gegeben habe, er glaube dem Proteſtantismus nützlichere Dienſte in der Mönchskutte zu leiſten als indem er ſie ablege. Briefe Düpleſſis-Mornay's an Diodati, ſo wie ein langer Brief von Diodati ſelbſt, in welchem er über ſeine Reiſe nach Venedig im Jahre 1608 und ſeine Unterhandlungen mit Fra Paolo berichtet, laſſen daran keinen Zweifel aufkommen, während ſie die Fuchsnatur Sarpi's an den Tag bringen, welcher offnen Bekenntniſſen heimliches Wühlen vorzog indem er ſagte dies ſei geeigneter „à sapper

secrettement la doctrine et authorité papale," worin, wie der Briefſteller hinzufügt „il a extrêmement profité." Anderer Natur war Sarpi's Freund und Gehülfe deſſen er ſich bei ſeinen Intrignen meiſt bediente, Fra Fulgenzio Micanzio: „sans doute (ſchreibt Diodati) il auroit effectué quelque notable exploit s'il n'étoit continuellement contrepesé par la lenteur du P. Paul." Der Biſchof Burnet, der an Allem was nach Intrignen ſchmeckte beſonderes Gefallen fand, erzählt von dieſen Vorgängen im Leben William Bedell's, des Kaplans des engliſchen Botſchafters in Venedig Sir Henri Wotton, welcher um all dies Treiben wußte und ſich daran betheiligte.

Domenico Paſſionei, der nachmalige Cardinal und einer der gelehrteſten Männer des vorigen Jahrhunderts, hatte während ſeiner Nuntiatur in Holland, wohin er durch Papſt Clemens XI Albani geſandt worden war, die Correspondenz Düpleſſis-Mornay's mit Diodati zu Geſicht bekommen. Darauf bezieht ſich ein merkwürdiger Brief welchen er von Rom aus, am 23. Februar 1753, an Marco Foscarini ſchrieb, als Dieſer den erſten, leider den einzigen, Theil ſeines großen Werkes: Della Letteratura Veneziana herausgegeben hatte. In ſeinen Bemerkungen über Sarpi, die an vielen Stellen ſeines Buches vorkommen, iſt Foscarini nicht ohne Befangenheit. Als Venezianer will er einen in Venedig von den Meiſten ſo hoch gehaltenen Mann

nicht eigentlich tadeln, Rom will er ebensowenig verletzen. Statt also, wo er es nur immer vermeiden kann, ein eigentliches Urtheil über Fra Paolo's Gesinnungen und Ansichten abzugeben, zieht er vielmehr, besonders bei Erwähnung der Geschichte des Tridentiner Conzil's, das blos Kritische und Literarische in Betracht und spricht von der Entstehung des Buches und dem Material welches dem Serviten vorgelegen. Die im Jahre 1662 in Genf gedruckten Briefe hält er mit Amelot de la Houssaie, dem mit venezianischen Dingen so vertrauten französischen Diplomaten, u. A. für verfälscht. Auf diese Urtheile bezieht sich, was Passionei in dem gedachten Schreiben äußert, nachdem er das Buch des Freundes nach Verdienst gepriesen hat.

„Vom Lobe gehe ich nun zur Kritik über. Vorerst was Ihr über Fra Paolo sagt, ist wenig im Vergleich mit Dem, was ich euch in verschiedenen Lectionen dargethan habe. Ziehe ich aber eure persönlichen Verhältnisse in Betracht, so nehme ich an daß Ihr vielleicht nicht die Freiheit gehabt habet, Alles zu sagen was hätte gesagt werden sollen. Fra Paolo's zu Genf mit dem Druckorte Verona herausgekommenen Briefe sind durchaus ächt und authentisch, wie ich, so Gott mir das Leben giebt, eines Tages mathematisch beweisen werde. Dieser schurkische, aber über allen Begriff gelehrte Mönch („frate furfante, dottissimo però oltre ogni espressione") hatte die Absicht den Cal-

vinismus in Venedig einzuführen: dies war das Ziel seines ganzen Handelns. Das ist eine zweite Wahrheit, die ich nicht nur beweisen, sondern unumstößlicher als irgend ein Satz des Euklid an den Tag bringen werde. Euer großer Ohm Bastianone (Sebastiano Foscarini) pflegte zu sagen, wenn ich auf die Kanzel gestiegen wäre um über diese Angelegenheit zu reden, so würde der Senat in seinem Eifer die Gebeine Fra Paolo's haben ausgraben und auf dem Marcusplatz verbrennen lassen. Was ich sage, sind keine Conjecturen noch Folgerungen noch Deutungen einzelner Stellen: es sind authentische unwiderrufliche Thatsachen. Ich bin erst Katholik, dann römischer Priester: es ist kein Vorurtheil was mir die Worte eingiebt. Betet zu Gott daß er mir das Leben erhalte, und Ihr werdet an den Beweisen erkennen, daß ich noch weniger sage als ich weiß. Das unvollendete Werk: Arcana Papatus (von Manchen dem Sarpi zugeschrieben was Foscarini in Zweifel zieht) habe ich von Clovio erhalten, dem Sohn jenes Prädicanten und holländischen Botschaft-Kaplans, welchen Fra Paolo absichtlich nach Venedig hatte kommen lassen, damit unter dem Schutze der Gesandtschafts-Kapelle eure Collegen Gelegenheit hätten sich zu erleuchten, das heißt vom Glauben abzufallen. Ich bedaure daß Ihr nicht ein Schreiben des Mönchs angeführt habt, das unter denen des Simon Abbes Gabema gedruckt und an Heinsius, den Secretär der

Dortrechter Synode, gerichtet iſt. Soviel darüber da es mir an Zeit mangelt."

Soweit Domenico Paſſionei. Hatte er Unrecht in ſeinem Urtheil über Sarpi? Schwerlich — zuverläſſige Documente, in neueren Zeiten und nicht in feindſeliger Abſicht veröffentlicht, beſtätigen die Wahrheit ſeiner Ausſagen. Schrieb er doch ſelbſt am 8. Juni 1610 an ſeinen verkappten franzöſiſchen Correſpondenten: „Ich mögte gerne wiſſen ob Hoffnung vorhanden iſt daß die Reformirten in Glaubensſachen eine beſſere Stellung erlangen, was für mich vom höchſten Intereſſe iſt, da ich überzeugt bin daß es dazu dienen würde, dem Evangelium Eingang in Italien zu verſchaffen." Und ungefähr um dieſelbe Zeit in einem der in Genf gedruckten Briefe: „Bricht in Italien Krieg aus, ſo geht es gut für den Glauben: Rom fürchtet das, denn dann wird die Inquiſition aufhören und das Evangelium verbreitet werden." Ich welchem Sinn dies zu nehmen iſt, kann wol keinem Zweifel unterliegen, und will man auch Sarpi's Anſichten nicht geradezu verketzern, wie der Haß der Jeſuiten und Curialiſten gegen ihn gethan hat, ſo legen doch ſeine eignen Worte zu ſehr Zeugniß wider ihn ab, als daß man heute noch das günſtige Urtheil unterſchreiben könnte, welches, bemerkenswerth genug, der berühmte Racine über ſeine Orthodoxie fällte.

Dem Karakter Fra Paolo's macht die Rolle, die

er, von seiner Polemik verführt und zu weit getrieben, spielte, keine Ehre. Ebensowenig Ehre macht ihm der Ausgang seiner, in den Zeiten des Glanzes und Einflusses des Botschafters, freundschaftlichen und vertrauten Beziehungen zu Antonio Foscarini.

Am 20. April 1622, am Tage seiner Verurtheilung, am Tage vor seiner Hinrichtung, machte Antonio Foscarini sein Testament. Nachdem er seine Seele der göttlichen Barmherzigkeit empfohlen und mancherlei Verfügungen getroffen, setzt er hinzu: „Hundert Ducaten hinterlasse ich dem Padre Maestro Paolo, Servitenordens, zum Herrn Gott für mich zu beten."

Am 28. desselben Monats richtete Fra Paolo Sarpi folgendes Schreiben an den Senat.

„Hochedle und vortreffliche Herren. Fra Paolo von Venedig, Eurer Herrlichkeiten unterthänigster Diener, davon unterrichtet daß der verstorbene Cavalier Antonio Foscarini in seinem letzten Willen ihm ein gewisses Legat ausgesetzt hat, und im Bewußtsein daß Pflicht und Treue ihm verbieten, mit einem Manne, welcher sich der Gnade des Fürsten unwürdig gemacht, sei es im Leben sei es im Tode etwas zu schaffen zu haben, glaubt die Annahme bewußten Legats ausdrücklich verweigern zu müssen. Da er nun auch von seinem Orden ein für allemal mit der Vollmacht versehn worden ist, über das was ihm zufallen dürfte frei zu verfügen, so weist er das Vermächtniß und den daraus

für ihn entſpringenden Vortheil auf alle Art zurück, indem er E. H. demüthig bittet zu befehlen, daß von dieſer ſeiner Weigerung Notiz genommen werde. Unterthänigſter Diener Fra Paolo von Venedig, eigenhändig."

Nach Leſung des obigen Schreibens, das augenſcheinlich von der Furcht ſich zu compromittiren eingegeben worden, das die fromme Klauſel des Vermächtniſſes eines Sterbenden, den er in beſſern Tagen „il mio Foscarini" nannte, ſchnöde mißachtet, möge man noch verſuchen, Sarpi's Karakter als Menſch zu retten! Ich wenigſtens vermag nicht zu begreifen wie Agoſtino Sagredo, bei ſeiner gewohnten Schärfe und Richtigkeit des Urtheils, die venezianiſche Vorliebe für Fra Paolo zu dem Punkt hat treiben können, ihn wider den Vorwurf der Feigheit und des Verraths am Andenken eines unglücklichen Freundes in Schutz zu nehmen, indem er hinzufügt, Sarpi ſei ein Mann geweſen, der ſich vor Keinem in der Republik zu fürchten gehabt habe. Sarpi fürchtete ſich vor der Staats-Inquiſition wie alle Venezianer: er hatte die Hand in zu vielen Intriguen um ſich nicht zu fürchten, mogten dieſe Intriguen auch, nach ſeiner Anſicht, dem Staat zum Vortheil gereichen.

Die Peripetie in der Foscariniſchen Tragödie blieb nicht aus. Aber ſie kam nach dem fünften Akte — das Opfer war gefallen. Am 18. Januar 1623, alſo neun Monate nach dem Prozeß, wurde die Sache aufs neue

vor denſelben Rath der Zehn gebracht, welcher das Urtheil geſprochen hatte. Der Antrag ging darauf hin, die Anklage gegen Antonio Foscarini als verleumderiſch zu erkennen, die Beweiſe als falſch, die Verleumder zum Tode zu verurtheilen, die Sentenz umzuſtoßen und das Andenken des Hingerichteten wieder ehrlich zu machen. Nur fünfzehn Mitglieder des Tribunals waren zugegen als über den Antrag entſchieden wurde. Acht Stimmen ſprachen ſich für die Unſchuld aus, ſechs blieben beim frühern Spruch, eine erklärte die Facta unerwieſen. Antonio Foscarini wurde für ſchuldlos erklärt. Die Rehabilitirung des Andenkens wurde im Todtenverzeichniß von San Marco angemerkt und durch die Geſandten der Republik den fremden Höfen verkündet. Vom Namen der Familie war jede Makel getilgt.

Der Hiſtoriker deſſen ſchon Erwähnung geſchehen iſt, Batiſta Nani, ſpricht ſich über den Vorgang in folgenden nicht ganz klaren Worten aus: „Der Trug einiger verworfenen Leute hatte ſich in der Hoffnung auf Gewinn wider das Leben der unſchuldigſten und angeſehenſten Patrizier verſchworen. Denn da die Regierung in ſtürmiſch bewegter Zeit von den Erinnerungen an vergangene Nachſtellungen, wie von der Einwirkung noch lebendigen Haſſes hin- und hergezogen ward, verwandelte Verdacht ſich leicht in Schuld. Jene Leute fanden Zugang zu dem geheimen Magiſtrat der Staats-Inquiſitoren, und indem ſie die Rollen unter

ſich theilten, die Einen als Ankläger auftretend als Zeugen die Andern, verriethen ſie Gerechtigkeit und Gerechte. Dieſe nichtswürdige Bande konnte aber nicht lange ſchalten. Als die Scheußlichkeit der That an den Tag kam, erlitten von den Rädelsführern Girolamo Vano von Salò und Domenico von Venedig verdiente Todesſtrafe. Wenn man durch öffentliche Erklärung der Unſchuld dem Foscarini das Leben nicht wiedergeben konnte, gab man ihm wenigſtens die Ehre zurück, während der alte Glanz ſeiner Familie wiederhergeſtellt, ja dieſelbe durch die allgemeine Theilnahme noch höher gehoben wurde."

Fra Paolo Sarpi war drei Tage vor der Rehabilitirung des Andenkens Antonio Foscarini's geſtorben. Seine Reſte wurden nicht etwa ausgegraben und auf dem Marcusplatz verbrannt, wie Paſſionei halb droht, aber ſie wurden aus der zerſtörten Kirche ſeines Ordens (I Servi) im Jahr 1828 nach der Camaldulenſerkirche S. Michele auf der kleinen Inſel nicht ferne von Murano gebracht und dort vor der Schwelle im Atrium begraben, mit einer Inſchrift die den berühmten Namen verkündet und einſt zur Nachtzeit verſchwand, aber bald wieder die Stelle bezeichnete, wo ein ſo geiſtvoller aber oft auf Irrwegen begriffener Mann ruht. In der Kirche Sant' Euſtachio (San Stae) erinnert ein Sühnungsmal an den zweiten Spruch des Raths der Zehn in Foscarini's Prozeß — die Marmorbüſte des Hin-

gerichteten, welche man neben dem zweiten Altar an der linken Kirchenwand aufgestellt sieht.

Nie ist in dieser tragischen Begebenheit die Wahrheit klar und offenbar geworden. Sie vermogte den dichten Schleier des Geheimnisses nicht zu durchdringen, welcher in Venedig Alles verhüllte, wobei Staats-Interessen im Spiel waren — ein Justizgeheimniß, das sich in diesem wie in manchen andern Fällen an Gesetzgebung und Gerichten, die es für nöthig hielten, selber gerächt hat, indem die Welt die edlern Motive in Zweifel zog weil man sie ins Dunkel hüllen zu müssen glaubte. Der Umstand jedoch, daß ein so gefürchtetes Tribunal, vor dem auch der Höchste zitterte, wie denn die Verschwörung eines Dogen, des unglücklichen Marin Falier, wider die Staatsverfassung wenn nicht der Anlaß zur ersten Gründung doch zur dauernden Umgestaltung gewesen, daß ein solches Tribunal seinen Spruch öffentlich als irrig erklärte und einen Justizmord bekannte, scheint wol hinlänglich für die Unschuld des Hingerichteten zu reden, fehlte es gleich an Einstimmigkeit unter den Richtern. Es hieß freilich, Rücksichten für eine große und angesehene Familie hätten den Widerruf der Sentenz veranlaßt, die den Beklagten nicht nur, sondern seine Verwandten und Nachkommen der Unehre preisgab. Dies ist aber nicht leicht zu glauben, wenigstens scheint der Karakter des Raths der Zehn der Annahme zu widersprechen.

Die Volksmeinung in Venedig hielt Antonio Foscarini für unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen, obgleich sie ihm sonst nicht günstig war. Wo die Geschichte schweigt, ist die Tradition fast zur Geschichte geworden. Foscarini, so hieß es, liebte Terese Contarini, die ihm einst anverlobt gewesen, die dann während seiner Abwesenheit vom Vater einem Andern gegeben worden war. Nach Venedig zurückgekehrt, sah er die vormalige Braut wieder: des Gatten Nahen störte ihre Zusammenkunft. Ein einziger Weg zur Flucht blieb ihm offen — er führte durch den Hofraum des spanischen Botschaftpalastes. Das Gesetz verhängte Todesstrafe über den Venezianer der sich im spanischen Palast blicken ließe. Foscarini wählte den Weg, ohne sich um die Gefahr zu kümmern welcher er sich blosstellte. Spione sahen und erkannten ihn. Sträflichen Umgangs mit dem Nachfolger des gehaßten und gefürchteten Bedmar beschuldigt, ward er ein williges Opfer des Geheimnisses welches die Ehre der Geliebten rettete.

Darin liegt der Knoten- wie der Wendepunkt der ganzen Begebenheit, nach der Version welche der Volksglaube, vielleicht sie poetisirend, ihr gegeben hat, wie jener der Niccoliniſchen Tragödie, die dem in dieser Auffassung wahrhaft tragischen Gegenstande, wenngleich wie gesagt mit willkürlicher Behandlung von Geschichte und Karakteren, die meiste Gerechtigkeit erzeigt hat. „Schande — antwortet Foscarini seinen Richtern, nach-

dem das Urtheil ihm verkündet, nachdem er auf deſſen Folgen, die ſchlimmer denn Tod, hingewieſen worden — nur durch Euren Mund kann Schande mich treffen! Die Stimme zukünftiger Tage wird mich rächen: verklagen wird Euch der Wehruf von Müttern und Bräuten, von Söhnen und Vätern, und mein Schweigen."

Die Familie Foscarini blüht heute noch, eine der älteſten Venedigs. Sie ſtammte von Altino, das mit Aquileja und andern blühenden Städten Venetiens bei den Angriffen der barbariſchen Völkerſchaften verwüſtet, Jahrhunderte lang als Steingrube benutzt ward, von wo die Anſiedler auf den Lagunen-Inſeln, größtentheils einſt Bürger jener Städte und manche von ihnen römiſchen Urſprungs, das Material zu ihren Bauten holten, bis nur der Name und die öde verſumpfte Stätte geblieben war. Bei der Schließung des Großen Raths im Jahr 1297, dem politiſchen Akt welcher die Exclusivität der venezianiſchen Ariſtocratie beſtimmte und ſicherte, kam den Foscarini ein Platz unter den Herrſchenden zu. Senatoren und Procuratoren von San Marco hatten ſie in Menge — die Ehre der Dogenwürde ward, wie ſchon berichtet, im Jahr 1762 Marco Foscarini zu Theil, der in ſeinen hiſtoriſchen Werken wie in ſeinen großartigen Sammlungen ein glänzendes Denkmal ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit, wie ſeines edeln Patriotismus hinterlaſſen hat. Seine

Laufbahn endete schon 1763, im achtundsechzigsten Jahre seines thätigen Lebens, zu früh für die Wissenschaft, zu früh für seine Heimat, welcher er als Magistrat, als Botschafter, als Gelehrter mit Auszeichnung gedient hatte.

Anmerkung.

Ippolito Pindemonte's Novelle in Ottavarima Antonio Foscarini e Teresa Contarini erſchien zu Neapel 1792. Niccolini's Tragödie wurde zuerſt im Jahre 1827 zu Florenz aufgeführt und gedruckt (Opere, Flor. 1844, Bd. II S. 1 ff) und veranlaßte eine ſtrenge hiſtoriſche Kritik von G. B. Gaspari (Venedig 1827), von welcher P. A. Paravia in den Memorie Veneziane di Letteratura e di storia (Turin 1850, S. 3 ff.) handelt. F. Cicognani und Luigi Carrér behandelten denſelben Gegenſtand in dramatiſchen Werken, doch ließ der Letztere nur eine Scene ſeiner Tragödie drucken.

Ueber das Hiſtoriſche vergl. man B. Nani Historia della Republica Veneta (Venedig 1662, Bd. I S. 277), Darü in ſeiner Histoire de Venise, XXXII Buch (ital. Ueberſ. mit Anmerkungen von A. Bianchi-Giovini, Capolago 1834, Bd. VII S. 157 ff.), Agoſtino Sagredo im Abriß der politiſchen Geſchichte Venedig's (in Venezia e le sue Lagune, Venedig 1847, Bd. I Th. 1 S. 157 ff.). Nach einer Notiz von John Holmes in dem Verzeichniß der venezianiſchen Botſchafter in England (vor der Relation of the Island of England &c. London 1847) ſoll Foscarini der Mittheilung von Staatsgeheimniſſen an die Gräfin von Arundel angeklagt und auf dieſen Grund hin verurtheilt worden ſein. Hinzugefügt wird, daß ſich über die Gräfin eine Denkſchrift im Britiſchen Muſeum befinde. (A. a. O. S. XIV.). Die Beziehungen Foscarini's zu Sarpi hat namentlich Bianchi Giovini in ſeiner Biografia di Fra

Paolo Sarpi (Zürich 1836 — im II Bande) erläutert. Derſelbe hat auch des Serviten merkwürdige Briefe an Foscarini und den ohne Zweifel pſeudonymen „Roſſi“ herausgegeben (Scelte Lettere inedite di Fra Paolo Sarpi, ora per la prima volta pubblicate, Capolago 1833), mit einer geharniſchten Vorrede, in der er indeß die Aechtheit der (ohne Zweifel interpolirten) Genfer Briefe wider Marco Foscarini's Meinung zugeben muß. Ueber Sarpi's Verhältniß zu den Genfer und franzöſiſchen Hugenotten: F. Münter in Egger's teutſchem Magazin, Leipzig 1789, G. Mohnicke's „Verſuche zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Reformation in Venedig einzuführen“ (in Schuberts Denkſchriften der Königsberger teutſchen Geſellſchaft, 1832, Bd. II S. 165—208) und Paſſionei's Brief an Marco Foscarini in den Opuscoli inediti o rari, Florenz 1845, Bd. I S. 331 ff. (vergl. Blätter für literariſche Unterhaltung, Leipzig 1845. No. 239). Der Père Daniel (Histoire de France, X, 394 — Ausgabe von 1729) bezeugt Heinrich's IV Kunde der Sarpiſchen Correspondenz. Er hat Recht, gegen Voltaire's Widerrede im Essai sur l'esprit des nations, daß Fra Fulgenzio in Briefen an Genfer Prediger ſich ſeiner Bemühungen zu Gunſten des Proteſtantismus in Venedig rühmte. — Racine's Urtheil über Fra Paolo's Katholizismus, gegen Vittorio Siri's Angriffe gerichtet, findet ſich in deſſen Fragmens historiques (in Auger's Ausgabe der Oeuvres complètes, Paris 1838, II, 198.). Es heißt darin am Schluſſe: „Siri auroit mieux fait, ou de bien prouver la chose, ou de ne pas noircir légèrement la mémoire d'un homme qui vaut infiniment mieux que lui, et qui, peut-être, avoit plus de religion que Siri même.“

Fra Paolo's Schreiben, wodurch er auf Foscarini's Legat verzichtete, ſteht bei Cicogna, Inserizioni Veneziane, Bd. V (1851) S. 620. Das reichhaltige Werk enthält eine Menge Daten zur Lebensgeſchichte des Serviten.

Paoli und Corſica.

„Die Insel Corsica — so beginnt Napoleon Bonaparte die grafische Schilderung seines Heimatlandes in den Denkwürdigkeiten, welche er auf Sanct-Helena den Genossen seiner Gefangenschaft dictirte — liegt zwanzig Stunden (Lieues) von der toscanischen Küste entfernt, vierzig von denen der Provence, sechzig von Spanien. Geografisch gehört sie zu Italien; da aber die Halbinsel nicht zu einem Staat verbunden ist, so bildet sie ziemlich natürlich (?) einen integrirenden Theil von Frankreich. Ihre Oberfläche mißt fünfhundert Quadrat-Lieues, sie hat vier Seestädte, Bastia, Ajaccio, Calvi, Bonifacio, dreiundsechzig Thäler oder Pfarren (Pieven), fünfthalbhundert Ortschaften, drei große Rheden, geräumig genug, die mächtigsten Flotten aufzunehmen, San Fiorenzo, Ajaccio, Portovecchio. Die Insel ist gebirgig: von Nordwest nach Südost durchschneidet sie ein hohes Granitgebirge, dessen Spitzen stets im Schnee glänzen. Von den Bergen strömen nach allen Rich-

tungen die Flüſſe und Gewäſſer, deren bedeutendſte der Golo, der Liamone und Tavignano. Bei ihren Mündungen ziehen ſich, eine bis zwei Stunden im Umfang, Niederungen hin: der italieniſchen Küſte gegenüber ſäumt die Inſel von Baſtia bis Aleria eine Ebene, die etwa zwanzig Stunden in der Länge mißt, nur dreiviertel in der Breite. Die Inſel iſt waldig. Oel- und Maulbeerbäume, Fruchtbäume mancher Art, Orangen und Granaten wachſen in den Ebenen und auf den Hügeln. Die Bergabhänge bekleiden Kaſtanienwaldungen, aus deren Mitte, von Natur feſt, die Dörfer hervorſchauen. Fichten, Tannen, Steineichen decken die Höhen. Oel, Wein, Seide, Bauholz bilden die wichtigſte Ausfuhr. Die Bevölkerung iſt unter hundertachtzigtauſend Seelen (im Jahre 1841: zweihundertzwanzigtauſend): fünfhunderttauſend würden Raum und Nahrung finden. Im Januar und Februar iſt Corſica ein ſchönes Land. Im hohen Sommer aber iſt die Dürre hinderlich: es fehlt an Waſſer namentlich in den Ebenen. Die Bewohner ziehen dann gerne nach den mittleren Berggeländen hin, von wo ſie im Winter in die ſumpfigen Niederungen herabſteigen, ſei's um das ebene Land anzubauen, ſei's um ihre Heerden auf die Weide zu führen."

Im Jahre 1730 begann der Aufſtand der Corſen gegen die Republik Genua, welche von dem alten Privilegium der Freiſtaaten, ihre Unterthanen ſchlecht zu

behandeln, im vollen Maße Gebrauch gemacht hatte. Zankapfel für Pisa, Genua, Aragonien, war Corsica um die Mitte des 15. Jahrhunderts ganz in die Gewalt der Genuesen gekommen. Jahrhunderte blutiger Parteikämpfe waren voraus gegangen, Jahrhunderte blutiger Parteikämpfe folgten mit entsetzlicher Verwilderung. Genua ließ die corsischen Adelsfamilien sich untereinander aufreiben, um ungestörter zu herrschen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts führte Sampiero d'Ornano, von welchem die in Frankreichs Militärgeschichte mit Ruhm genannte Familie stammt, mit französischer Hülfe unter dem nachmaligen Marschall de Thermes langen Kampf gegen Genua, aber innerer Zwiespalt und fremder Wankelmuth gaben die Insel aufs neue an ihre Bedränger zurück. So blieb's bis zum genannten Jahr, in welchem der Haß des unterdrückten Volkes alle Schranken durchbrach. Durch Dazwischentreten Kaiser Carl's VI, dessen Generale Wachtendonk und Prinz Ludwig von Württemberg, der im Jahre 1734 in der Schlacht von Gnaftalla blieb, die Tapferkeit der Corsen erprobt hatten, wurde zwei Jahre darauf eine Einigung erzielt, die aber wegen des Treubruchs der genuesischen Regierung nicht von Dauer war. Mit erneuter Heftigkeit brach 1733 der Kampf wieder aus. Nahrung erhielt er durch jenen seltsamen Abenteurer Theodor von Neuhof, welcher am 15. April genannten Jahres zum König ausgerufen ward, ohne die

Rolle, welche er übernommen hatte, länger als einige Monde hindurch spielen zu können, eine Rolle, in welcher man ihn Jahre hindurch bald hier bald dort erscheinen und wieder verschwinden, intriguiren und sich mühen, bald diese bald jene Unternehmung wagen, nach mysteriösen Anstalten mit halb mysteriösen Mitteln plötzlich auftreten und eben so schnell die Sache wieder aufgeben sah, bis er, nach planlosem Umhertreiben in London verhaftet und ins Schuldgefängniß gebracht, dasselbe nur verließ um zu sterben. Seine erste Entfernung von der Insel machte dort dem Kampfe umsoweniger ein Ende, da immer wieder sagenhafte Nachrichten vom König Theodor einliefen, welche den Beistand großer Mächte verhießen. Dieser Kampf gestaltete sich dann so ungünstig für Genua, daß die Republik im Jahre 1737 die Intervention Frankreichs anrief. Sie erfolgte ungeachtet der Bemühungen und Gegenvorstellungen der Corsen. Französische Truppen unter dem Grafen von Boissieux landeten zu Ende des Winters 1737 — 1738. Einen Augenblick schien es als wäre eine Verständigung zu bewirken. Aber die Inselbewohner geriethen am Ende mit den Franzosen in Kampf, und nun schleppte sich Jahre lang, wenn auch mit bedeutenden Pausen, der Aufruhr hin, unter heftigem Blutvergießen, inmitten unglaublicher Anarchie und unaufhörlicher Spaltungen, da eine genuesische Partei unter den Corsen die Insurgenten hemmte, während Genua selbst in allen erdenk-

lichen politiſchen Nöthen ſteckte. Im Jahre 1753 zog Ludwig XV ſeine Truppen zurück und Corſica wäre von da an für Genua verloren geweſen, hätte nicht die Uneinigkeit der Corſen ſelbſt die Sache der Gegner gefördert. In dieſem Moment war es wo Pasquale de' Paoli auftrat.

Er war im April 1724 in Moroſaglia, einem Dorfe der Pfarre Roſtino in der Provinz Aleria geboren, für die er bis an ſeinen Tod in fremdem Lande die wärmſte Zuneigung bewahrte. Das Haus, in welchem er das Licht erblickte, liegt auf einer niedern Anhöhe die von bewaldeten Bergen umgeben iſt und an deren Fuß ein klarer Bach ſtrömt. Die ländliche Einfachheit ergiebt ſich aus dem Umſtande daß, als er nach langer Abweſenheit heimkehrte und fand daß ſein Bruder Clemente die Fenſter mit Scheiben verſehen zu müſſen geglaubt hatte, er den Stab ergriff und ſie zertrümmerte, indem er ſagte, die ſeien früher nicht dageweſen. Sein Vater Giacinto war Arzt: König Theodor ertheilte ihm den Titel eines Marcheſe. Nachdem er durch Wort und That und mit Aufopferung des Seinigen das Wohl der Heimat zu fördern verſucht hatte, wählte er 1739 ein freiwilliges Exil und ging nach Neapel wo er als Oberſtlieutenant in das corſiſche Regiment trat. Pasquale empfing eine gute Erziehung (Antonio Genoveſi gehörte zu ſeinen Lehrern), dann widmete er ſich neapolitaniſchem Kriegs-

dienſt. Er hat Neapels ſtets mit Liebe gedacht, und wünſchte, als er alt geworden, dort neben dem Vater ruhen zu können. Im Jahre 1755 ward er, ein und dreißigjährig, zum General-Commandanten der inſurgirten Corſen berufen. Seine Befugniſſe erſtreckten ſich nicht auf das Militäriſche allein: er ſtand zugleich an der Spitze der ausübenden Gewalt, der oberſten Regierungsbehörde, die außer ihm noch aus vier Staatsräthen zuſammengeſetzt war, welche dreimal im Jahre wechſelten.

Kaum war Paoli gelandet, berichtet Niccolò Tommaſéo in den einleitenden Worten, welche er der Sammlung der Briefe dieſes merkwürdigen Mannes vorausgeſandt hat, ſo waren ihm nicht die Befugniſſe nur, ſondern die Pflichten auch und Gefahren ſeiner Stellung gegenwärtig. Die Gefahren, denn nicht lange zuvor hatte Verrath dem Leben ſeines wackern und tapfern Vorgängers Giampietro Gaffori ein Ende gemacht. Als er ihm nachfolgte, erinnerte er gewiß an die ſchönen Worte, welche die Conſulta des Jahrs drei und fünfzig, Gaffori's gedenkend, an alle Corſen gerichtet hatte: „Gleichet ihm im Glauben, in der Liebe, in der Standhaftigkeit, in der Wachſamkeit für das Wohl des Vaterlandes; ſeid aufmerkſam im Erfüllen der Pflicht, unermüdlich in den Anſtrengungen, unerſchrocken in der Gefahr; ſeid unbeſtechlich durch Gold, durch Gunſt, durch Verwandtſchaft, durch Freundſchaft; ſeid Aner-

bietungen wie Drohungen unzugänglich; dann werden in euch der Muth, die Klugheit, die Vorsicht unseres verblichenen Kämpen wieder aufleben, dann werden wir zugleich frei, einig, ruhig und sicher sein."

Mit bescheidener aber fester Hoffnung ging Paoli ans Werk. Er wußte, daß die tiefe Wunde seines Vaterlandes der Haß war, der Haß welchen die beiden alten Städte Mariana und Aleria, der Sage nach die eine von Marius gegründet, von Sylla die andere, symbolisch repräsentirten: der Bluthaß und der Haß des Ehrgeizes und der Parteihaß, angestachelt durch die alten Herrscher welche nach dem Divide et impera verfuhren; der Haß, verschwärt in Folge des mit Ueberlegung geübten gemeinschen Unrechts. Seine Einsicht wie das dringende Bedürfniß zeigten ihm sogleich den einzigen Weg, den er einzuschlagen hatte, um das Volk zu erheben und zugleich zu leiten. Eine Nation galt es zu begründen, wo es nur Faktionen gab; alle ohne Ausnahme Einem Gesetze, das sicher und rasch in der Ausführung, gehorsam zu machen. Als Paoli im Jahre 1755 den Eid leistete, Gerechtigkeit ohne Verzug zu üben, und er die Nothwendigkeit eines solchen Eides dermaßen empfand, daß, nach seinen Worten, der kleinste Aufschub ihm Entsetzen einflößte; als er 1765 festsetzte, der Magistratur sollte die ordentliche Verwaltung in den Provinzen zustehen; als er 1802 schrieb, der Corse sei nicht grausam von Natur, verlange aber strenge

unparteiische Gerechtigkeit, und beruhige sich, nachdem sie ihm zu Theil geworden: bewies er daß er die menschliche Natur wie die Kunst des Regierens kannte und richtig beurtheilte. Ein schwerer Irrthum ist es bei Vielen, in Sachen der Politik wie der Erziehung, der Liebe wie der Hygiene, zu glauben, weichliche Behandlung führe zum Besten: weder das Kind, noch das Weib, noch das Volk, weder Körper noch Geist fürchten Strenge; Strenge ertragen sie viel gefügiger als Nachsicht, welche, Schwäche verrathend, die Urtheilskraft herabstimmt indem sie die Gelüste reizt.

Paoli begann sogleich seine Heimat mit strenger Liebe zu behandeln und widersetzte sich den Sitten seines eisernen Zeitalters mit gereiftem Verstande nicht nur, sondern mit der Festigkeit eines eisernen Mannes. Die Wohnungen der mächtigen Corsen waren Burgen, den Armen war die Waldung Kampfplatz und Asyl. Mordthaten füllten die Felsenklüfte mit Banditen, die Orte mit Entsetzen. Die Vendetta glich einer nie ermüdenden Kugel, welche Tod bringend umhersauft, ging von Familie auf Familie, von Generation auf Generation über, und die Generationen hatten ein zähes Gedächtniß, und die Familien umfaßten ganze Ortschaften, und Liebe verbreitete die Gluth des Hasses durch weitere Kreise. Mehr Liebe als es den Anschein hatte, verbarg sich in diesem Haß. In der Wildheit lag tiefe Zuneigung, das Verbrechen selber schloß ein

gewiſſes Rechtlichkeitsgefühl ein. Denn indem er ſich rächte dachte der elende Corſe an ſeine Lieben, deren Durſt er durch Blut nur ſtillen zu können wähnte; er dachte an die Grauſamkeit ſeiner Bedrücker die den Mord beſoldete, und dafür beſoldet ward: eine Grauſamkeit von der er ſich nur durch neuen Mord befreien zu können glaubte. Dies iſt ſo wahr, daß außerhalb der heimatlichen Berge dem Corſen nie Blutdurſt zum Vorwurf gemacht ward, und ſein Herz ihm nie erlaubte an dem ſich ihm freiwillig ergebenden Beleidiger Rache zu nehmen. So wurden in dem Corſen, welcher aus dem Anlaß des natürlichen Rechtsgefühls haßte und mordete, inmitten ſeines verwilderten Zuſtandes dennoch die häuslichen Tugenden bewahrt, welche der Keim der politiſchen ſind, und jene Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit, welche Diodor bei dieſem Volke entwickelter fand als bei andern Nicht-Griechen. So war mit der Kraft Schlauheit vereint, mit der Leidenſchaft Vernunft. Nur zu wohl wußten die Unterdrücker was ſie thaten, indem ſie den Haß ſchürten, die Liebe ſchwächten. Sie verboten die Heirathen unter den Vornehmen ohne vorherige Erlaubniß des Gouverneurs, ſie verboten Brautgelage und Bankette, ſie verboten ſogar die altherkömmlichen Geſänge.

Hätte aber auch Paoli der corſiſchen Nation keine andere Wohlthat erwieſen, als daß er zeigte, wie ſie, nach zwei Jahrhunderten des Haſſes, der Verzeihung

fähig ſei, daß er dieſe Nation vor dem Spiegel ihres eignen Gewiſſens menſchlicher und edelmüthiger erſcheinen ließ, als ſie ſich ſelbſt glaubte; ſo würde er ſchon dadurch auf ewige Dankbarkeit Anſpruch erworben haben. Er glaubte ſeine Landsleute könnten mit einemmal, gleich einem alten blutbefleckten Gewand, die Vendetta abwerfen; und indem er's glaubte befahl er's ihnen und ſie gehorchten. Auch der zwei Jahrhunderte früher von Sampiero geführte Krieg hatte den Einzelhaß beſchwichtigt: denn dies iſt Geſetz der moraliſchen Uebel wie der körperlichen, daß eins das andere aufhebt oder unterbricht. Aber die Uebereinſtimmung in der Thatſache läßt zugleich den großen Umſchwung zum Beſſern, vom Condottieren Sampiero zum Regenten Paoli, erkennen. In zweiunddreißig Jahren genueſiſcher Regierung waren über achtundzwanzigtauſend Corſen durch die Vendetta gefallen, beinahe neunhundert im Jahr, viel mehr als durch Kriege. In den vier erſten Jahren Paoli's ſtarben nur vier im Bezirk dieſſeits der Berge und die Zahl nahm ſpäter noch ab. Mehr als ein halbes Jahrhundert nachher konnte die kräftige und gut geordnete franzöſiſche Regierung nicht hindern, daß hundertſiebenundzwanzig Mordthaten in Einem Jahre vorkamen, daß in zwei Jahren die Munizipalwahlen viermal durch Blutvergießen unterbrochen wurden, daß in einer Stadt Corſica's die Parteien zu Hunderten zum Kampf gegeneinander zogen und Weiber und Kinder

mitſchlugen, daß heute noch, nachdem ſo Vieles ſich gebeſſert und während wiederum ein Abkömmling corſiſchen Geſchlechts an der Spitze Frankreichs ſteht, der Schrei der Vendetta aus Ort und Wald erſchallt. Jenen Erfolg, vielleicht ohne Beiſpiel in der Geſchichte, verdankte Paoli dem Umſtand, daß er durch ſein eignes Handeln neben dem Befehlen ein Muſter aufſtellte. Einen ſeiner Verwandten, der Vendetta ſchuldig, ſtrafte er ſtreng; den Verwandten eines andern Schuldigen, der ihm in Zeit der Noth tauſend Zechinen und Bewaffnete anbot, frug er ob er in ſeinem Gewiſſen einen ſolchen Handel ehrenvoll fürs Vaterland halte, und der Gefragte erwiderte weinend: ich würde die Ehre des Vaterlandes nicht um tauſend Zechinen verkaufen. Er achtete nicht ſoſehr auf die Feindſchaft der Widerſacher und auf den Lärm von Rebellen, als auf dieſen das Innere der Familien verzehrenden Haß. Die Banditen, die wegen irgend eines Anlaſſes in den Wald gegangen, wie der Italiener ſich ausdrückt, verabſcheuete er mehr noch als eigentliche Mörder; denn er ſah wohl daß der Wald das Neſt war, in welchem die Unthat ſich mehrte und von wo aus ſie ihren verwegenen Flug wagte. Er erkannte daß, gäbe es keine Banditen, auch die Mörder bald verſchwunden ſein würden. Beleidigungen die anderwärts leichter Natur geweſen wären, hier aber Vendetta veranlaſſen konnten, wie Schmähungen und Hohn, ſtrafte er ſtreng, außer wenn der Beleidigte von ſelbſt

verzieh. Indem er ſo dem Geſetz die ſtrengere Pflicht zutheilte, den Bürgern aber den mildern Theil ließ und mit der Drohung die Verheißung verband, hielt er vom Schlimmen zurück, während er zum Guten heranbildete. Die Vendetta, welche das Siegel der Ehre war, verwandelte er in den Stempel zum Brandmark der Schande. Die Verwandten des Schuldigen, kurz zuvor noch zu ſeinem Schutz verbündet, wußte er zu ſeinen Richtern zu machen.

Die Verfaſſung Corſica's, auf uralter Grundlage beruhend, gedieh unter Paoli zur Entwickelung. Munizipale und politiſche Verfaſſung griffen in einander. In jeder Ortſchaft wählte die Geſammtheit der Familienhäupter die zwei Gemeindeväter (padri del comune), welche im Verein mit dem Richter (Podeſtà) die Gemeinde auf ein Jahr verwalteten. In den größeren Städten wurden ſie in ihren Functionen durch Beiſitzer unterſtützt. Ein Abgeordneter des Provinzial-Magiſtrats war bei der Wahl zugegen und gab ſeine Zuſtimmung. In den Gemeindeverſammlungen ſtand die Initiative nur dem Podeſtà und den Vätern zu, zur Vermeidung von Zeitverluſt und Unordnungen. Dieſe Munizipien nun ernannten ihre Abgeordneten oder Anwalte (Procuratori) zu der Pieve oder dem Pfarrbezirk; die Pieve ſandte den Anwalt zur allgemeinen Conſulta, welche das Centrum der nationalen Einheit bildete. Die Conſulta erwuchs aus dem altherkömm-

lichen allgemeinen Parlament, zu welchem alle Waffenfähigen unter freiem Himmel ſich einfanden, und das mit altem Namen Vedute, Volksſchau, hieß. Die Ebene von Moroſaglia, Paoli's Geburtsort, ſowie die von Campiolo, von Bergen umgeben, das Meer im Hintergrunde, waren Orte, wo ſolche Vedute gehalten wurden. Rinuccio della Rocca, einer der eifrigſten Gegner der Genueſen, und der letzte der großen Feudatare der Inſel, berief nach Campiolo zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Volk, wie nachmals der greiſe Sampiero in dem Kampfe, in welchem franzöſiſche Ermunterung und Hülfe Denen, welche auf ſie bauten und ſich zuletzt verlaſſen ſahn, wie gewöhnlich verderblich ward. Die Conſulta ſollte Anfangs die Vedute in außerordentlichen Fällen erſetzen, trat indeß ſpäter, weil leichter zu handhaben, ganz an deren Stelle, wie man das in ähnlichen Fällen oft geſehen hat, ſo in der Umwandlung der alten Verfaſſung Neapels, wo der Munizipalrath der Hauptſtadt im Verlauf der Zeit das alte Parlament gewöhnlich vertrat. Bei der Sendung der Abgeordneten zur Pieve wie zur Conſulta fand indirekte Wahl ſtatt. Die Familienhäupter wählten aus einer durch die Munizipal-Magiſtrate ihnen vorgeſchlagenen Trias; zwei Drittel der Stimmen waren erforderlich. Unter der genueſiſchen Herrſchaft war die Conſulta wenig mehr denn eine Form: unter Paoli erlangte ſie wirkliche Bedeutung. Jährlich einmal auf etwa

vierzehn Tage verſammelte ſich die Conſulta zu Corti im Mittelpunkte der Inſel. Die Kirche des benachbarten Franziskanerkloſters war der Verſammlungsort: die Kanzel diente zur Tribüne. Der anſtoßende Platz war dann in ſtürmiſchen Zeiten oft vom Volke eingenommen. Carlo Andrea Pozzo di Borgo, ein in der Revolutionsgeſchichte wie in der Diplomatie zur Genüge bekannter Mann, hielt hier im Schreckensjahre 1793 Reden von einem Baume herab. Alle öffentlichen Angelegenheiten wurden von der Conſulta verhandelt, zu welcher ſeit 1764 auch die Provinzial-Magiſtrate, die Kapitel und Klöſter ihre Abgeordneten ſandten, wobei nicht außer Acht gelaſſen werden darf, daß die Anwalte der Geiſtlichkeit nur in geiſtlichen Angelegenheiten ein deliberatives, in den übrigen blos ein conſultives Votum hatten. Geſetze, Abgaben, das Budget im Großen nicht im Detail, Normen der Adminiſtration, Ernennung der Provinzial-Magiſtrate, alle dieſe Dinge wurden von der Conſulta votirt. Für die Ernennung der Magiſtrate hatte jede Provinz das Vorſchlagrecht mittelſt ihrer Anwalte: die Conſulta hatte nur die Beſtätigung. Anfangs reichte eine Stimme über die Hälfte hin den Ausſchlag zu geben: ſpäter wurden wenigſtens zwei Drittel der Stimmen erfordert. Wenn die Conſulta ein Geſetz votirt hatte, ſo konnte die Executivgewalt, deren Mitglieder der Conſulta beiwohnten, ohne Stimme zu haben, die Ausführung verſchieben, um es bei der

nächstfolgenden Versammlung mit ihren Gegengründen noch einmal zur Sprache zu bringen. Diese Befugniß war allerdings eine große, und da die Volksversammlung in der Regel nur einmal jährlich tagte, so erlangte Paoli dadurch ausgedehntere Machtvollkommenheit als ihm, welchem selbst nicht die Ernennung der Magistrate zustand, durch die Form der Verfassung übertragen war.

Dem Historiker muß die Schilderung des ewig denkwürdigen Kampfes überlassen bleiben, den dies vereinzelte Inselvolk gegen seine Bedrücker führte. Anfangs wenig glücklich, weil Uneinigkeit die Nation theilte, errang sodann Paoli Sieg auf Sieg. Er siegte zu Lande, er siegte zur See. Die Marine mußte er erst gründen, aber er that's indem er auf die frühere Geschicklichkeit der Corsen in Schifffahrt und Seegefecht baute. Die alte Beherrscherin des Mittelmeeres verlor selbst Barken und kleine Fahrzeuge, die ihren Gegnern sehr zu nutze kamen. Die Genuesen waren auf einige der Küstenplätze beschränkt: das ganze Innere der Insel war in den Händen der Insurgenten. Mitten unter den Mühen und Gefahren des Kampfes ordnete Paoli Gesetzgebung und Verwaltung, hier war so zu sagen Alles neu zu schaffen, und was er, oft unter den ungünstigsten Umständen, geleistet, wird stets Bewunderung erregen. Die Permanenz der Gerichtshöfe, die er einsetzte, ging Hand in Hand mit einem neuen Gesetzbuche,

welches angenommen ward, aber wegen der nachherigen Wirren nicht zur Ausführung kam. Man hat ihm grausame Strafen, herrisches Wesen, gewaltsames Uebergreifen in die Volksrechte vorgeworfen. Aber man hat dabei wol außer Acht gelassen, in welchem Zustande er Corsica fand und wie fest das Vertrauen auf seine Gerechtigkeitsliebe sich im Lande begründet hat. „Die Garantienleute, sagt Tommaséo, an denen unsere Zeit Ueberfluß hat, die nach Art der Wucherer dem Armen die Kehle zuschnüren, um vom Reichen geprellt zu werden, die auf der einen Seite den Beutel fest zuhalten, um ihn auf der andern weit offen zu lassen, und, indem sie sich vornehmen allem zu mißtrauen, nicht sehen wie elend es ist in eigenes Mißtrauen Vertrauen zu setzen, — die Garantienleute werden die Gefahr von Mißbräuchen ausspüren, wenn sie finden, daß die Ernennung der Gerichtsjunten (welche mit den Assisen der französischen Gerichtsverfassung Aehnlichkeit haben) nicht nur den Vertretern der Nation (der Consulta) zustand, sondern auch dem obersten Rath und Paoli. Aber sie bedenken nicht daß Paoli es im hohen Grade verstand, dem Gesetz Ehrfurcht, sich selbst die Liebe des Volkes zu verschaffen. Sein Votum, welches in allen Angelegenheiten für zwei galt, behielt diese Geltung auch im Tribunal beim Freisprechen; beim Verurtheilen galt es einfach. Indem er mit den Junten von Pfarre zu Pfarre zog, was indeß nur bisweilen geschah, mehrte

er eher das Anſehen der Magiſtrate als ſein perſönliches. Dies vielfache Umherziehen, ohne Furcht vor dem Anblick der unteren Klaſſen noch vor klagenden Stimmen, noch vor ungebahnten Wegen und Gefahren, dies innige Zuſammenleben mit der Nation wie mit einer geehrten und geliebten Gattin, zeugt für reines Gewiſſen und beherzte Klugheit und ſteht nicht in letzter Reihe unter den Dingen, welche Paoli die Liebe der Corſen erwarben, jene Liebe welche eine unerklärbare Miſchung von Vertrauen und Ehrfurcht iſt. Er geſellte ſich dem Volke bei, doch nicht um ihm nach dem Munde zu reden; er verlangte nichts über Das hinaus was er ſelbſt bewilligte; er ließ die Magiſtrate nach ihrem beſten Wiſſen verfahren; er lehrte ſie gehen ohne zu ſtraucheln, und wenn er über einen zu klagen hatte, ſo ſprach er (und er konnte ſprechen!) nicht von ſeinem Unwillen, ſondern von dem der Nation." Einheit der Maße und Gewichte wurde eingeführt, ein bequemerer Münzfuß angenommen, der darniederliegende Ackerbau auf alle Weiſe gefördert. In ſeinem letzten Lebensjahre noch zählte er das Aufblühen der Agricultur und Induſtrie zu den Hauptvortheilen, welche das corſiſche Volk von ſeinem Verhältniß zu Frankreich ziehe.

Auf den Volksunterricht war, ſobald er ſich um die innern Angelegenheiten mühen konnte, ſein Hauptaugenmerk gerichtet, und in den letzten Jahren ſeiner traurigen Verbannung ſorgte er in ſeinen Letztwillens-

verfügungen durch Stiftungen für die Jugend seines Heimatlandes. „Daß das genuesische Patriziat in gewisser Hinsicht seine Autorität nicht mit derselben Eifersucht, wenigstens nicht mit derselben Consequenz behauptete wie das venezianische, zeigt die Geschichte der Republik, namentlich die der Insel. Denn so schlecht die Genuesen diese behandelten, so vernichteten sie doch nicht die gewaltige Macht der Geistlichkeit, ohne deren unablässige Ermunterung, ohne deren Tag wie Nacht erschallendes kriegerisches Gebet die Nation sich nie wieder hätte erheben können. Dafür also muß man Genua danken. Und in jener Zeit der Versunkenheit gab es auf Corsica mehr wahrhaft gelehrte Männer als heutzutage, und wenn auch auf der ganzen Insel nur ein einziger Buchhändler, ein Lucchese, zu finden war, so gab es doch verschiedene Bibliotheken, bei Privatleuten und in Klöstern. Die Hirten auf den Bergen lasen italienische Dichter, die jetzt nur noch dem Literärhistoriker bekannt sind, und Paoli wußte seinen Virgil auswendig. Wenn an der von ihm gestifteten jungen Universität beschlossen ward, die Vorlesungen in lateinischer Sprache zu halten, so dürfte dies jedenfalls zeigen, daß die Zöglinge verstehen konnten was jetzt manchem italienischen Professor schwer fallen würde. Paoli wünschte, die Jugend mögte nicht die Heimat verlassen, um mit knechtischen oder liederlichen Gesinnungen zurückzukehren, und wenn nicht schädlich, doch unnütz zu

werden. Wenn er bestimmte, daß die Universitätsstudien vorzugsweise für die Wohlhabendern sein sollten, so wollte er doch keineswegs die Kinder der Armen davon ausschließen, für welche neue Dorfschulen errichtet, schon bestehende bestätigt wurden. Er sah wohl ein, daß, da die Wohlhabenden im Verhältniß zu ihren Mitteln und ihrem Einflusse an den wichtigeren öffentlichen Angelegenheiten theilnehmen müssen, und da bei ihnen nicht der Stachel des Bedürfnisses wirkt, er ihnen Langeweile, Laster, Schande ersparte, indem er sie zu den Studien hinwies und so zwischen ihnen und den Armen eine Gemeinschaft nützlichen und verständigen Wirkens bildete. Vielleicht ahnte er die Gefahr die das gebildete Europa immer mehr bedroht, die Gefahr der mit grausamer Freigebigkeit allen Ständen zugänglich gemachten Studien, welche die Gesellschaft mit halbunterrichteten und schlimmer denn halbgebildeten Armen überschwemmt, die trunken sind von käuflichen Hoffnungen und räuberischem Muthe, sich mühend eine Stellung zu erringen durch Lärmen und Drängen, bald durch laute Schmähungen auf den Gassen, bald durch heimlich brudermörderisches Geflüster. Freilich sah er nicht voraus, daß es in manchen Dörfern seiner Heimat eines Tages Schullehrer geben würde, deren Leben und Glauben in Widerspruch stände mit Leben und Glauben des Volkes, geringgeschätzt und aus Noth Parteimänner, weil ihr elender Gehalt von zweihundert-

dreißig Franken ſie, bei erhöhten Bedürfniſſen und Forderungen, unter den Ackerer und Hirten ſtellt. So wenig vernachläſſigte er den Unterricht des Armen, daß ſelbſt der Klerus, ſonſt von Abgaben frei, für die Volksſchulen zahlen mußte. Paoli's Univerſität erreichte mehr während dreier Jahre voll Krieg und voll Unſicherheit, die ſchlimmer iſt denn Krieg, als alle Vorkehrungen des mächtigen Frankreichs während der folgenden zwanzig Jahre. Ueber den Verfall des Unterrichtsweſens klagte er im Exil mehr als über jedes andere Unrecht, und als er, gegen das Jahr 1800, hoffte, man werde in ſeiner Heimat Schulen und Anſtalten wieder eröffnen, ſchrieb er: „dieſe Gedanken verſüßen mir die wenigen noch bleibenden Momente meines Lebens.“

Und was war der Lohn fünfzehnjähriger Mühen und beinahe übermenſchlicher Anſtrengungen? Exil für ihn, für ſein Vaterland neue Fremdherrſchaft. „Will Gott uns nicht ſtrafen, ſo ſiegen wir,“ ſagte Paoli. Und ſie hätten geſiegt ohne Dazwiſchenkommen eines Dritten. Paoli's Irrthum beſtand darin, daß er Frankreich für zu edelmüthig hielt, während doch die naiven Worte des Miniſters Choiſeul ihn hätten warnen ſollen: „Il n'est point naturel que vous pensiez que Sa Majesté se mêlera des affaires des Corses sans en tirer un avantage.“ Genua verkaufte Corſica, welches der Republik nicht mehr zu retten war; Frankreich ſchloß den Handel, von welchem Napoleon

ſagt, daß der Tractat in Frankreich das Gefühl des Abſchens geweckt habe.

„Bevor man ſich an den franzöſiſchen König wandte, wurde im genueſiſchen Senat der Zweifel laut: ob man es thun dürfe. Manche der Verſtändigeren waren dagegen; aber auch dieſer Schandfleck war der gedemüthigten Republik als letzte Strafe beſchieden. Der Name des Marſchalls de Thermes, zwei Jahrhunderte früher auf die Wälle der Citadelle Ajaccio's geſchrieben, ſchien aufs neue franzöſiſche Waffen nach der Inſel zu rufen. Carl V und Heinrich II wollten damals Corſica haben: Jener ſandte Andrea Doria hin, Dieſer den Sampiero. Wie de Thermes auf Sampiero eiferſüchtig ward, ſo erging's im letzten Akte des modernen Drama's dem Engländer Elliot mit Paoli, und die Eiferſucht der Verbündeten ſchadete dem Lande nicht weniger als die Tapferkeit der Feinde. Fünfmal ernente Genua den unwürdigen Handel mit Frankreich, und mehr denn ein Tractat ward in Compiègne unterzeichnet, wo die zu glänzender Revue verſammelten Truppen den alten künftigen König Corſica's den Hut in der Hand die Dubarry grüßen ſehen ſollten. Wiederholt kehrten die Franzoſen als bewaffnete Vermittler nach Corſica zurück. Man ſagt, Frankreich habe der Republik für eine Geldanleihe im ſiebenjährigen Krieg einen dieſer Liebesdienſte geleiſtet. So viel iſt gewiß, daß im Moment wo Paoli im Begriff ſtand, die bewaffneten Plätze zu nehmen, die

Vermittler eintrafen, das falſche Spiel zu erneuen, ſo daß der gequälte Mann noch vor dem letzten Krieg ausrief: „Wird denn unſer Loos, durch dies unſelige Volk („questa benedetta nazione") gehindert zu werden, nie ein Ende nehmen?" Nicht als hätten Paoli und die Corſen die Franzoſen gehaßt. Nicht die Sache erbitterte ſie ſo ſehr wie die Art und Weiſe. Um nur von einer Regierung befreit zu werden, welche ſie einen beſtändigen Meuchelmord nannten, hätten ſie nach dem Jahre Dreißig jede Bedingung unterſchrieben. So wandte ſich Sampiero in ſeiner Verzweiflung bald an den Herzog Cosmus von Florenz mit der Bitte: er möge die Corſen zu Unterthanen annehmen, mit dem Verſprechen er werde die Stimmen des Adels und des Volkes alle dazu vereinigen; bald kehrte er wieder zu Frankreich zurück, obgleich mißhandelt und um alles gebracht und ohne Brod für Weib und Kinder. Die Corſen verſchmähten nicht einem fremden Herrſcher ſich zu unterwerfen. Im Jahre Einunddreißig boten ſie ſich dem Papſt an, der das Anerbieten weiſe ablehnte, da er ſah wie ſein altes Beſitzthum ihm ſchon genug zu ſchaffen machte. Drei Jahre darauf boten ſie ſich Spanien an, welches nach einigem Zögern auch Nein ſagte. Der Prieſter Salvini ſchlug dem Grafen Boiſſieux vor: Frankreich ſollte die Inſel für ſich nehmen oder ſie dem Papſt oder irgend einem tributären Fürſten geben. Und Genua ſeinerſeits hatte

mit Toscana und anderen Höfen unterhandelt und dadurch Frankreichs Mißgunst und Besorgniß erregt. Die Corsen waren den Franzosen so geneigt, daß sie dieselben die ehrhafteste und liebenswürdigste Nation nannten, und den König zum unbeschränkten Gebieter über Personen und Habe herbeiriefen; so wahr ist's, daß der Abscheu vor der Dienstbarkeit selbst zur Dienstbarkeit werden kann. Die Zeiten änderten sich dann; aber mehr als veränderte Zeit und veränderte Menschen mußte die Art wie Choiseul sich benahm, den Corsen Das als eine Ruchlosigkeit erscheinen lassen was sie Jahre zuvor selbst gewünscht hatten."

Zu erzählen *wie* der Handel abgeschlossen ward, wie der französische Minister den corsischen Befehlshaber täuschte und Frankreich Herrin der Insel wurde, würde hier eine zu lange Erzählung sein. Man findet die Begebenheiten bei den neueren Historikern Corsica's, bei Sismondi sodann in den späteren Bänden seiner Histoire des Français, in den Denkwürdigkeiten und Briefwechsel des bekannten Dumouriez, der in diesen Angelegenheiten eine so zweideutige Rolle spielte. Mit unglaublicher Naivität erzählt der Eroberer Belgiens in seinen Memoiren wie er erst für die Genuesen, dann, zurückgewiesen, wider dieselben zu kämpfen sich erbot, und wie er dann, nach einem „refus très-poli de Paoli," geheim und offen, mit Worten und Waffen, mit Paoli's Gegnern auf der Insel kabalirte und

kämpfte, jene Familie der Abbatucci an der Spitze, deren Namen in den französischen Revolutionskriegen oft genannt und wie so manche corsische Namen nach dem Staatsstreich des 2. Dezember nochmals aufgetaucht ist. Die Briefe Paoli's zeigen wie er alles that die Unabhängigkeit zu erhalten, wie er den schwächsten Hoffnungsschimmer begrüßte, wie er in einem Netz von Intriguen, offnen und heimlichen Feindschaften, Sorgen und Mühen steckte, aus welchen nicht mehr herauszukommen war. Es ist Dumouriez der uns die anekdotische Geschichte des Verkaufs von Corsica am anschaulichsten auftischt, wobei Manche die Hände im Spiel hatten, die sich an allem Schmutz der damaligen Hof-Intriguen betheiligten: selbst Jean du Barry's Name läuft mitunter und jener der Mademoiselle Lange, welche bald darauf diesen Namen durch den Koth schleppte. Tommaséo, der schon mehrmals angeführt worden ist, erzählt dem Franzosen das Histörchen nach: seine Erzählung möge hier stehn, umsomehr als er gleich darauf sagt, man dürfe darum nicht glauben daß er zu Denen gehöre die den Zufall zum Wesen machen, und aus kleinem Anlaß große Dinge herzuleiten sich quälen: auch ohne das würde Corsica französisch geworden sein. „Der edle Agostino Paolo Domenico Sorba, Abgesandter Genua's am französischen Hofe, welcher auch aus Nebenabsichten wünschte Frankreich auf Corsica in offensiven Krieg verwickelt zu sehen, suchte Seine allerchrist-

liche Majeſtät dafür zu ſtimmen. Des bekannten Arguments des Themiſtocles ſich bedienend, wodurch es klar ward daß ein Kind die Geſchicke Griechenlands lenkte, bedachte der edle Agoſtino Paolo Domenico Sorba in ſeinem Bedenken daß über den Allerchriſtlichſten der Herzog von Choiſeul viel vermöge, über den Herzog ſeine Schweſter die Herzogin von Grammont, über die Herzogin ihre Kammerfrau Julie, über Julie die Doppelzechinen Genua's. Indem nun Agoſtino Paolo Domenico Sorba der Kammerfrau fünfhunderttauſend Franken in Canadaſchen Billetten, welche 75 Prozent verloren, gegen gute Billette der genueſiſchen Bank von S. Giorgio umſetzte, bewog er Julie zum Mitleid mit Genua, und Frankreich zum Kriege. Und die genueſiſchen Doppien brachten es dahin daß Napoleon franzöſiſch redend auf Sanct Helena ſterben mußte, und die Billets des ritterlichen Heiligen Georg wunderten ſich wie ſie in die Taſche der Zofe kamen. Als Choiſeul hinter einen Theil der Schliche kam, ſagte der Fromme mit betrübter Miene zu Dumouriez: Avoue, mon enfant, que les ministres sont bien à plaindre!"

Die Correſpondenz Paoli's mit dem franzöſiſchen Miniſter iſt ein glänzendes Zeugniß für die ehrliche und gerade Geſinnung und Standhaftigkeit des corſiſchen Führers, wenn auch der Erfolg ſeiner Unterhandlungen ebenſowenig ein glücklicher war wie der des ſpätern Kampfes, und wenn man auch einwerfen mag

daß Genua auf der von den Corsen verlangten Grundlage kaum unterhandeln konnte. „Ich kann mich nicht einmal auf einen Vorschlag zu einer Verständigung mit der Republik einlassen, schreibt Paoli am 12. März 1765, wenn dieselbe nicht auf die Präliminarien eingeht welche in den Verordnungen der Consulta folgendermaßen ausgedrückt sind: Wir werden keine Erbietungen zu einem Abkommen anhören, wenn die Republik nicht unsere Freiheit und die Unabhängigkeit unserer Regierung anerkennt, und letzterer die wenigen befestigten Plätze einräumt die sie noch inne hat. Sollte Genua in seinem eigenen wahren Interesse geneigt sein darauf einzugehen, so könnte man zu andern Vorschlägen in Betreff einer Entschädigung der Republik schreiten. (?) Aber die Hindernisse haben sich jetzt auf Seite der Corsen gemehrt, indem diese eine ihnen zusagende Form der Verwaltung angenommen haben, unter welcher sie heute des Friedens und der Vortheile sich zu erfreuen beginnen, die sie unter genuesischer Herrschaft nie gekannt haben. Man müßte sie für die unverständigsten und feigsten Leute halten, wollten sie sich einer Republik wieder unterwerfen die vielleicht nichts als ihren Grimm an ihnen auszulassen suchen würde, und schon wegen ihrer eigenen Regierungsform ihnen nicht jene Vortheile gewähren kann worauf die Lage der Dinge und die Verhältnisse der Insel ihnen Anspruch geben."

Dies ist die Sprache eines ehrlichen Mannes,

will man ſelbſt die Berechtigung der Anſprüche nicht anerkennen. Der Brief ſchließt mit dem Geſuch daß die franzöſiſchen Truppen die Inſel verlaſſen mögen um den Krieg nicht in alle Ewigkeit zu verlängern. Choiſeul erwidert am 21. Mai, der König habe ihn mit der Erklärung beauftragt, „das Verweilen der franzöſiſchen Truppen auf der Inſel habe den einzigen Zweck, der corſiſchen Nation unter ſeiner Garantie die Ruhe und Freiheit zu verſchaffen, welche ſie nach dem Decret der Conſulta wünſche.“ Genua habe nur einen einzigen Platz auf der Inſel, alle übrigen ſeien von Frankreich beſetzt. Wolle Corſica auf annehmlicher Baſis unterhandeln, ſo ſei die beſte Gelegenheit geboten; wolle man die Unruhen in die Länge ſchieben, ſo werde der König die ihm geeignet ſcheinenden Maßregeln ergreifen. Er, Paoli, ſei der Mann für das Wohl und den Ruhm ſeines Volkes zu handeln, die Freiheit und Ruhe der Inſel und ſich eine feſte und rühmliche Stellung zu ſichern. Ein Abgeordneter, der mit ſich reden und unterhandeln (raisonner et traiter) laſſe, ſolle die Sache mit dem Grafen Marbeuf beſprechen; das königliche Miniſterium würde ihm manches ſagen was man nicht ſchreiben könne. Seine Majeſtät habe für ihr corſiſches Regiment noch keinen Oberſt-Inhaber gewählt: könnte dieſes Corps ihm angenehm ſein, oder ſeinem Bruder etwa falls er es ſelbſt nicht wolle, ſo würde es den König ſehr freuen ihn in ſeinen Dienſt treten zu ſehen.

Paoli antwortet gemeſſen. Er dankt für die geneigte Geſinnung des Königs, aber er bleibt dabei die Baſis einer Unterhandlung könne nur der erwähnte Beſchluß der Conſulta bilden. Gegen die franzöſiſchen Truppen ſei, nach der königlichen Erklärung, mit der größten Rückſicht verfahren worden, und die ganze Inſel ſtehe ihnen offen. „Was meine Perſon betrifft, ſchließt der Brief, ſo bin ich von wahrer Dankbarkeit für die Berückſichtigung durchdrungen, welche Seine Majeſtät mir aus bloßer Güte angedeihen läßt. Nur dann aber würde ich mir ſchmeicheln des Königs Achtung irgendwie zu verdienen, wenn mein ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung ginge, die Freiheit und Ruhe meiner Nation unter ſeinem hohen Schutze ſichern zu können.“

Erſt im März des folgenden Jahres wurden die Unterhandlungen wieder angeknüpft. Man ſprach hin und her, man ſchrieb hin und her — es half zu nichts. Marbeuf hielt mit ſeinen Truppen die Küſtenplätze beſetzt: dies hinderte indeß Paoli nicht durch einen kühnen Handſtreich die Inſel Capraja zu nehmen. Das franzöſiſche Miniſterium wurde immer dringender in ſeinen Forderungen. „Hätten wir, ſchreibt Paoli am 5. Februar 1768, den Prieſter Gavi angehört, welchen die Genueſen heimlich zu mir ſandten, ſo unterliegt's keinem Zweifel daß die Republik ſich mit weit wenigerem begnügt haben würde als Frankreich jetzt für ſich verlangt. Ich bin vollkommen damit einverſtanden daß

der Herr Herzog (Choiſeul) den Vortheil Frankreichs im Auge behalten muß, aber dieſer Vortheil läßt ſich erzielen ohne Corſica zu Grunde zu richten. Er läßt ſich erzielen in Kriegs- wie in Friedenszeiten durch einen unauflösbaren Bund und einen Vertrag welcher die Politik Corſica's nach der franzöſiſchen regelt, und die Inſel dem Familientractat beigeſellt. Wenn der Herr Herzog, als es ſich um ein Verſtändniß mit Genua handelte, unſere Vorſchläge für alle Intereſſenten befriedigend erachtete, wie kann er denn jetzt von den Corſen für Frankreich ſelber heiſchen was er für die Genueſen nicht gefordert haben würde? Geht er nicht ab von dieſen Forderungen, ſo iſt es klar, daß eine große Veränderung im Cabinet erfolgt, und vielleicht der politiſche Plan erſonnen worden iſt unſerm Volk das Mißlingen der Unterhandlung allein zur Laſt zu legen, um einen Vorwand zu deſſen Unterdrückung zu haben. Dann bleibt uns nichts übrig als uns, ohne daß wir uns etwas vorzuwerfen brauchen, der gütigen Vorſehung ganz zu überlaſſen."

So geſchah's. Das franzöſiſche Miniſterium warf die Maske weg und beſtand auf dem völligen Beſitze der wichtigſten Plätze, Baſtia, San Fiorenzo und Capocorſo. Dem corſiſchen Bevollmächtigten Buttafuoco wurde am 2. Mai gemeldet, daß er abreiſen könne, indem die Anſichten des Generals Paoli mit den vom König beſchloſſenen Maßregeln im entſchiedenen Wider-

ſpruch wären. Noch einmal ſchrieb Paoli an Choiſeul um ſich von dem Vorwurfe zu reinigen als ſei ſeine Abneigung gegen den Frieden an dem Bruche ſchuld. „Sein Brief, bemerkt Choiſeul, hatte keinen andern Zweck als mich durch Antworten meinerſeits in eine Falle zu locken. Er iſt ſehr fein, aber er wird noch einige Feinheit erlangen müſſen uns zu überliſten. Uebrigens glaube ich daß unter den gegenwärtigen Umſtänden er nichts beſſeres thun kann, als ſich ruhig verhalten und in allem und überall dem Impulſe Frankreichs zu folgen. Doch ich zweifle daran daß er's thun wird; in dieſem Fall bedaure ich ihn."

Sich ruhig verhalten — war das möglich dem Verfahren Frankreichs gegenüber? Am 31. Julius begannen die Franzoſen die Feindſeligkeiten.

„Kaum war, ſo berichtet Paoli in einem zu Corti am 28. Auguſt an das corſiſche Volk erlaſſenen Aufruf, der General-Commandant der franzöſiſchen Truppen, Marquis de Chauvelin, in San Fiorenzo gelandet, ſo erließ er ohne irgend eine vorgängige Formalität ein Edict im Namen Seiner Allerchriſtlichen Majeſtät, durch welches er erklärte daß, da die Republik Genua Seiner Majeſtät ihre Rechte auf dies Reich übertragen und den franzöſiſchen Truppen alle noch in ihrem Beſitz befindlichen feſten Plätze überantwortet habe, Seine Majeſtät die Abſicht hege die von der Republik Genua abgetretenen Rechte auf das ganze Land ebenſowol wie auf

Digitized by Google

die benannten festen Plätze geltend zu machen. Und in einer angeschlossenen Verordnung wird Jeder zum Rebellen erklärt der die Freiheit, die eine mit uns geborne wie durch vierzig Kriegsjahre wiedergeborne ist, nicht aufgeben sondern Widerstand leisten will, mit Aufwendung aller jener Mittel welche die Vernunft zur nothwendigen Vertheidigung der eigenen Rechte an die Hand giebt."

Paoli verhehlte sich nicht die große Gefahr. „Ein so mächtiger Herrscher gegen eine Handvoll armer Leute!" sagte er. Er wußte wie Viele ihm entgegen waren, wie Viele verrätherisch mit dem Feinde unterhandelten, wie Viele nicht aus Schlechtigkeit wol aber aus Besorgniß vor Schlimmerem für die Unterwerfung stimmten. Er wußte wie wiederholte Anschläge auf sein Leben gemacht wurden. „Keiner kann wahrhaft zu Grunde gehen der dem Vaterlande treu bleibt, schrieb er im Jahre 1768 an den Grafen Rivarola, der von genuesischem Vater und corsischer Mutter geboren, von der Insel abwesend ihre Interessen treulich förderte. Mein Bruder und ich erproben's; wir werden uns opfern, doch allein können wir das Vaterland nicht retten. Ihr seid uns nützlich in der Fremde, hier würdet Ihr noch nützlicher sein. Wenn Ihr könnt, kommt. Ihr würdet ein Engel des Heils sein! Kommt, wenn Ihr könnt! Ihr würdet uns das Berglaud retten." Er hätte in alles gewilligt, salva la libertà. Und als er sah,

daß die Unabhängigkeit nicht zu retten war, hätte er Fremdherrschaft für sein Land angenommen, nur nicht genuesische Herrschaft. „Ist die Freiheit nicht zu erlangen, schrieb er in demselben Jahre 1768, immer wird das Volk sich glücklich schätzen aus den Händen der Genuesen gerettet zu sein.“ Ohne diese Bedingung aber, sagt ein Geschichtschreiber Corsica's im vorigen Jahrhundert, der Florentiner Caubiagi, konnte er sich nicht dazu verstehen die Nation Frankreich zu unterwerfen. Mogte ihm auch der Fortgang des Krieges Gefangenschaft oder Tod bringen, so wollte er doch nicht daß Mitwelt oder Nachwelt sagen könnte: dem corsischen Volke sei eine Kette gereicht worden, und der Oberbefehlshaber dieses Volkes habe es beredet sie sich anlegen zu lassen.

Er mußte kämpfen. Welch Zeugniß seiner Anstrengungen, seiner Herzensangst, seiner Mühen und Vorsorge während dieses Kampfes geben die wenigen, kurzen Briefe die uns aus dieser bewegten Zeit geblieben sind. Seine Gesundheit schwand. „Freund, schrieb er am 21. März 1768 an Rivarola, die Brust ist mir zugeschnürt, und beim geringsten Anlaß schießt mir das Blut in die Augen.“ Die Gefahr drängte. Die ersten nicht unbedeutenden Vortheile welche die Corsen über Chauvelin errungen hatten, stählten den Muth, konnten aber nicht auf die Dauer helfen. Zwölftausend Franzosen waren am 8. October 1768 völlig aufs Haupt

geschlagen worden. Sie ließen über tausend Todte und neun Geschütze auf der Wahlstatt, über sechshundert Gefangene in den Händen der Sieger — und diese Sieger siegten ohne Kanonen, ohne Munition, ohne Disciplin. Dann war der Graf de Vaux mit neuen Truppen gelandet: dreißigtausend Franzosen standen den durch Abfall und Verluste decimirten Corsen gegenüber, denen es an allem fehlte, selbst an Blei, an Flintensteinen, an Salz. Alle vom sechzehnten zum sechzigsten Jahre waren zu den Waffen gerufen worden, die Priester selbst, die nicht zur Seelsorge unumgänglich nöthig waren. Es half nicht. Sie waren, einen Ausdruck Paolis zu gebrauchen, im Innern des Herzens besiegt.

Bei Lento, am Pontenuovo, fand der entscheidende Kampf statt. Nach dem muthigsten Widerstande und fürchterlichem Gemetzel unterlagen die von Paoli's Bruder Clemente geführten Corsen.

Derselbe Mann, den wir vor dem Beginn des Krieges gegen Frankreich in so seltsamen Verhältnissen und Verbindungen kennen lernten, der dann unter dem Marquis de Chauvelin und dem Marschall de Vaux als Offizier diente, Dumouriez, hatte Gelegenheit gehabt, während des langen und hartnäckigen Kampfes Corsica und die Corsen kennen, Paoli schätzen zu lernen. Sein Urtheil ist um so wichtiger, da die meisten andern Historiker Italiener und Nicht-Militärs sind. „Der Krieg war beendigt, sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, und

Corsica unterworfen. Paoli entwickelte in diesem Kriege viel Genie und einen großen Karakter. Hätte er militärische Talente gehabt, hätte er das Volk in jener Art Krieg, zu welchem es höchst tauglich ist, zu gebrauchen verstanden, so würde er im Jahre 1768 unsere kleine Armee vernichtet, im Jahre 1769 uns noch viel bedeutenderen Schaden zugefügt haben. Die Corsen legten sehr achtungswerthen Muth an den Tag. Während zweier Feldzüge hielt diese Handvoll Insulaner, ohne Artillerie, ohne feste Plätze, ohne Magazine, ohne Geld, die französische Nation in Schach welche damals keine andern Gegner hatte. Die Freiheit verdoppelt des Menschen Kraft und Tapferkeit. Wären die Corsen nicht unter sich uneins gewesen, hätte ihr Anführer das volle Vertrauen genossen, welches er verdiente, wäre er im Stande gewesen, sich zwei oder vier Genossen zu verschaffen, Kriegsmänner die einen ordentlichen Vertheidigungsplan zu entwerfen fähig gewesen wären: so ist es sehr zweifelhaft, ob man sie unterworfen hätte. Man hätte die Seeplätze besetzt, man hätte ihnen die Verbindung mit dem Rest der Welt abgeschnitten. Aber in ihren unzugänglichen Gebirgen hätten sie dem Golde wie den Heeren Frankreichs Trotz bieten und sich halten können, bis durch einen Krieg zwischen den großen Mächten fremder Hülfe das Thor geöffnet worden wäre. Man konnte diesem auf den Bergen lebenden Volke nicht seine Ziegenheerden, seine Kastanien, das Wasser

ſeiner Waldbäche nehmen: dieſe einfache Nahrung genügte ihnen. Eine ungeſchickte Münze mit dem Mohrenkopf war ihr Reichthum. Paoli prägte aus einem Sechsfrankenthaler zweihundertvierzig Sous, und ein Numerar von etwa dreitauſend Livres in dieſer Scheidemünze genügte ihnen für den Geldverkehr. An Waffen und Munition fehlte es ihnen nicht. Aus dem Haar oder der Wolle ihrer Heerden woben ſie die groben braunen Stoffe die ſie zu ihrer Kleidung brauchten. Das Volk iſt muthig, geiſtvoll, freudig im Entſagen. Aber es hat einen Nationalfehler welcher immer ſeinem Glück im Wege ſtehen wird: Haß und Rachſucht. Seit undenklichen Zeiten karakteriſirt dies Laſter den Corſen; Seneca bezeichnete es einſt mit den Worten „prima est ulcisci lex." Es iſt wirklich ihr erſtes Geſetz: oder es giebt vielmehr kein göttliches noch menſchliches Geſetz welches ſie von der Rache abzuhalten vermögte. Die Corſen haben zu keiner Nation Europa's natürliche Beziehungen (?) und gleichen keiner. So werden ſie ſtets ungefügige Unterthanen ſein, ſtets das Joch eines andern Volkes mit Ungeduld ertragen. Sie ſind zu ariſtocratiſcher Regierungsform geneigt, wie alle primitiven Völker. Sie bedürfen eines Chefs der ſie regiert und einer ſehr einfachen Conſtitution. Sie ſind religiös, gaſtfreundlich, hochherzig, ſtolz: in ihnen liegen die Keime großer Tugenden.

Den Corſen gehört die Ehre des Feldzuges von 1768.

Der französische Uebermuth hatte den Marquis de Chauvelin verleitet sein kleines Heer zu theilen, so daß dieses auf allen Punkten schwach war. Die Gegner benutzten diese Schwäche mit Geistesgegenwart und Intelligenz. Aber sie versäumten es zu ihrem Schaden einen größeren Schlag auszuführen. Im Feldzug von 1769 verlor Paoli den Muth nicht, ungeachtet der Ueberlegenheit der feindlichen Streitkräfte. Der verwegene und verzweifelte Kampf von fünfzehnhundert Corsen gegen das französische Heer bei Pontenuovo zeigt was sich aus diesen tapfern Leuten würde machen lassen. In diesem Feldzuge mußte Paoli unserm Nachtrab und unsern Provianteonvois mehr den Krieg machen. Alle seine Handstreiche dieser Art gelangen: häufte er sie, machte er sie zu seinem eigentlichen Operationsplan, so wären wir aus Mangel an Lebensmitteln vielleicht zum Rückzug genöthigt gewesen, und hätte er den Anfang der Regenzeit erreicht, so würde die Insel vielleicht noch für einen Feldzug ihre Freiheit gerettet haben. Und damit wäre viel gewonnen gewesen: denn die fremden Mächte hätten interveniren können, oder die Intriguen am französischen Hofe hätten den Herzog von Choiseul gestürzt und dadurch der Sache eine andere Wendung gegeben. Da Paoli Genie genug hatte, um keine dieser Combinationen unbeachtet zu lassen, so muß man wol nicht die Mängel, sondern den Mangel an Vollkommenheit, seines Vertheidigungsplans den

Umständen beimeſſen, wie den Hinderniſſen auf die er bei ſeinem eigenen Volke ſtieß. Was er geleiſtet, wird ſtets ein glorreiches hiſtoriſches Denkmal bleiben, für ihn wie für dies ungewöhnliche Volk.

Die Eroberung Corſica's iſt ein Akt nicht zu rechtfertigenden Unrechts ſeitens des franzöſiſchen Hofes. Genua hatte kein Recht des Verkaufs, Frankreich kein Recht des Kaufs. Seit dreißig Jahren waren die Genueſen factiſch nicht mehr Herren Corſica's. Und Choiſeul verleitete ſeinen König zum Ankauf ſtreitiger Rechte und zu einem ſchlechten und theuren Prozeß. Außer dem vielen vergoſſenen Blute koſteten die beiden Feldzüge mehr denn achtzig Millionen — alles das für eine Inſel, deren Adminiſtrationskoſten damals, ungeachtet aller Quälereien des habſüchtigſten Fiscalſyſtems, jährlich um ſechsmalhunderttauſend Livres die Einnahme überſtiegen. Colonien, Conceſſionen, Alles mißglückte und entfremdete nur umſomehr das Volk, deſſen einfache Sitten und freie Denkungsart ſich wider all die Hemmſchuhe empörten die man ihm anzulegen verſuchte.

Herr von Lomellini, der ſonſt ein ſehr verſtändiger Mann war, ſagte eines Tags, es würde ein Glück ſein, wenn man in Corſica's Mitte ein großes Loch bohren und die Inſel unter Waſſer ſetzen könnte. Er wollte damit ausdrücken, daß ſie für ihre Beherrſcher ſtets ein Gegenſtand großer Noth und Unruhe ſein

würde. Aber Herr von Lonellini irrte sich, denn er stellte sich auf den Standpunkt einer Fremdherrschaft."

So schrieb Dumouriez im Jahre 1794. Man sieht welchen Eindruck die Kenntniß vom corsischen Volkskarakter und die Beobachtung von Paoli's Handlungsweise und Hülfsmitteln auf den Franzosen gemacht hatten.

Am 13. Juni verließ Paoli heimlich Corsica am Bord eines englischen Schiffes. Gegen siebenhundert seiner Landsleute retteten sich nach der toscanischen Küste. Dorthin ging auch ihr alter Führer, der sich dann über Mantua nach London begab. Besiegt, ward er überall wie ein Sieger gefeiert. Das englische Gouvernement setzte ihm eine Pension aus um ihm den Unterhalt zu sichern; er legte davon zurück was er konnte, um seine exilirten Landsleute zu unterstützen. In die corsischen Angelegenheiten scheint er sich wenig oder gar nicht gemischt zu haben. „Sorget heiter zu bleiben, und denket nicht an mich," schrieb er seinem Bruder Clemente, der ihm der thätigste Helfer gewesen, und nun in dem friedlichen Toscana einen Zufluchtsort gefunden hatte. Jahrelang finden wir keine Briefe von ihm. Die Ereignisse des Jahres 1789 belebten seinen Muth und seine Hoffnung wieder. Mit Tausenden und Hunderttausenden, welche die entsetzliche Versunkenheit der jüngsten Vergangenheit in tiefster Seele empfunden hatten, wandte er das müde halbentwöhnte Auge dem anbrechenden Licht entgegen, welches bald so gräßlich leuchten

sollte. „Die Angelegenheiten nehmen eine solche Wendung, schrieb er am 21. Juli an den Abate Andrei, daß, verfährt man mit Ruhe, die französische Nation ihre politische Constitution regeneriren kann. Die Unsern sind zu arm und zu entfernt, um in Verhältniß zu den Andern die daraus entstehenden Vortheile genießen zu können. Indeß hat die Zwingherrschaft Frankreich zu viel gekostet als daß es nicht suchen sollte sich ihrer zu entledigen. Die Herren können sehen daß Corsica, sich selber zurückgegeben, aber unter Frankreichs Schutz, in politischer wie in commereieller Hinsicht gleichen Nutzen bringen und der ganzen Welt eine hohe Meinung von ihrer Gerechtigkeitsliebe geben würde. Frankreich verdient die Freiheit, und jeder wünscht daß es sie erlange und durch gute Gesetze schütze. Corsica hatte sie! Und sie hatte soviel Blut gekostet! Wenn die Franzosen sie ihm jetzt vorenthielten, wär's eine Sünde wider den heiligen Geist. Ihr Interesse kommt dabei in's Spiel, die Politik sodann, vor allem aber die Gerechtigkeit. Sie müssen jetzt der Welt zeigen daß Gerechtigkeit ihr einziges politisches Idol ist." Und am 6. October, als die corsischen Angelegenheiten schon in der Constituante zur Sprache gekommen waren, und man eine Commission zur Untersuchung derselben bilden wollte: „Corsica kann und soll für Frankreich kein Finanzgegenstand sein. Es hat so viele Millionen für die Insel ausgegeben; sie haben blos dazu gedient dieselbe zu

Grunde zu richten. Frankreich laſſe Corſica in Ruhe, und es wird allen Vortheil von ihm ziehen, den ihm die Inſel vermöge ſeiner Lage gewähren kann. Man fürchte ja nicht Corſica werde ſich andern Mächten in die Arme werfen, wenn es zu Frankreich gut ſteht. Warum ſollte es ſich dies Land, ſo nahe und mächtig, aus einem wohlmeinenden Freunde zum Feinde machen? Die Corſen haben im Kriege genug Erfahrungen gemacht; hätten ſie einmal Friede und Freiheit, ſie würden ſich wohl hüten dieſe Güter um des Ehrgeizes eines Einzelnen willen aufs Spiel zu ſetzen. Gehöre ich zu den verdächtigen Einzelnen, ſo will ich ſo weit mich entfernen, daß ſie nicht den Klang meines Namens mehr hören ſollen. Frankreich müßte die Conſtitution der Inſel garantiren; es könnte Vorzugsrecht auf Bauholz wie zur Anwerbung von Soldaten und Matroſen haben, in Kriegszeit die Häfen feindlichen Fahrzeugen verſchließen, ja, ſcheut es ſich nicht vor den Koſten, in einigen Feſtungen Garniſon halten. Auch zu einem periodiſch ſich wiederholenden Huldigungsact könnte man ſich verſtehen, zur Sicherung der Abhängigkeit. Verlangt es mehr, ſo wird es mit der Zeit weniger erhalten. Ermahnet die Unſern (ſo ſchließt der Brief) alle perſönlichen Gedanken fahren zu laſſen in dieſem Moment, von welchem das Heil des Vaterlandes abhängt."

Wird man es dem Heimatloſen, nach dem Vaterlande ſich Sehnenden, nach jedem Hoffnungsſchim-

mer Spähenden zum ernstlichen Vorwurf machen daß er über den Karakter den die französische Revolution annahm, sich fortwährend täuschte, zu Ende 1789, als der Pariser Pöbel den König schon nach Paris genöthigt hatte, im Jahre 1790, als Schlag auf Schlag eine Institution nach der andern, Gutes wie Schlechtes, fiel? Er erkannte doch in mancher Hinsicht die Uebel, an denen das neue Wesen krankte. So schreibt er am 27. October 1789: „Ich wollte sie wären in der constituirenden Versammlung einmal weniger beredt und filosofisch. Die Magna-Charta der Engländer ist in wenigen Paragrafen enthalten, und die Bill-of-Rights auch kurz genug, und diese Monumente und Grundlagen der englischen Freiheit sind nicht die Frucht einiger Stunden des Nachdenkens. Die Franzosen suchen das Beste, und ich fürchte sie sind in Gefahr das Gute zu verlieren. Sie verachten die Constitution Großbritanniens und laufen der jungen amerikanischen nach; sie bauen Chalcedon gegenüber Byzanz. Wenn die englische Constitution irgendeinen Mangel hat, so kann sie ihn leicht verbessern: ja sie bessert sich von Tag zu Tag. Die Franzosen wollen alles auf einmal machen, und nichts haben sie bis jetzt geschaffen was man nicht sogleich zu Boden werfen könnte."

Am 22. Februar 1790 berief die zu Bastia in der Kirche der SS. Conczione zusammengetretene Generalversammlung der Abgeordneten der corsischen Ortschaften

den General Paoli, sich an die Spitze der zur constituirenden Versammlung gehenden Deputation zu stellen. Der Styl der Adresse schmeckt mehr nach dem neugebornen Franzosenthum als nach der alten corsischen Einfachheit. Paoli ging nach Paris, aber er blickte nicht ohne große Unruhe auf den innern Zustand Corsica's. „Man hat hier die besten Absichten für unser Land, schreibt er am 10. April 1790 an den Obersten der Nationalgarde zu Corti, Gio. Tommaso Arrighi (ein in der Napoleonischen Zeit vielgenannter Mann), welchem er von seinem Empfange bei Ludwig XVI Nachricht giebt. Ich wollte nur daß bei euch die unvernünftigen Anfeindungen ein Ende nähmen. Die guten Patrioten sollten das Beispiel der Mäßigung geben; ich versichere Euch, sie werden es nicht zu bereuen haben meinen Rathschlägen zu folgen. Die Versammlung und die Regierung sind von allem in Kenntniß gesetzt; mögten sie nur nicht genöthigt werden zu Maßregeln zu greifen, um die verschiedenen Factionen zu einigen welche das arme Corsica zerreißen, nicht ohne Die zu betrüben denen die gute Sache am Herzen liegt." — „Wir werden frei und zufrieden sein, wenn wir es sein wollen, schreibt er zwei Tage später an den Minoriten-Pater Grimaldi. Einmal aber müssen bei uns die Parteiungen und die selbsüchtigen Absichten aufhören. Ich habe mein Opfer gebracht. Das Vaterland, wenn in Frieden, wird mich reich an Eifer

für ſein Wohl wiederſehen, doch arm an Gut. Ich habe vom Gelde beſſern Gebrauch gemacht; ich beſitze nicht Silberzeug noch Edelſteine, ich habe keinen Beſitz erworben: aber ſoviel an mir lag habe ich zum Frieden und zur Freiheit meiner braven Landsleute beigetragen. Die Beweiſe ihrer Anhänglichkeit ſind nicht karger Lohn meines Wirkens."

Paoli leiſtete den Eid auf die franzöſiſche Conſtitution, und wurde vom König zum General-Lieutenant und Militär-Commandanten von Corſica ernannt. „Was mich betrifft, ſchrieb er am 6. Mai 1790 an die Repräſentanten der Inſel, ſo ſollte wol die gegenwärtige glorreiche Zeit für mich die Zeit der Ruhe ſein. Da ich aber glaubte daß meine perſönliche Gegenwart erfordert ſei um hier ſchlimm gehegten und gepflegten Verdacht zu entfernen, ſo habe ich nicht angeſtanden mich von einer mächtigen und edlen Nation zu entfernen, welche mich jahrelang auf ſo ehrenvolle Weiſe unterſtützt hat. Ich habe eine geachtete Stellung verlaſſen und ein neues großes Vaterland, was England mir geworden war; ich bin nach Frankreich gekommen, habe die Verfaſſung beſchworen und den Souverän anerkannt. Die edelmüthigen Abſichten des Königs und der Verſammlung haben mir Erſatz geboten: denn das Wohl meiner Heimat, gegen meine Intereſſen und Ruhe in die Wagſchale gelegt, wird immer das entſchiedene Uebergewicht behalten."

Der Empfang der ihm in Frankreich zu Theil wurde, war der glänzendste. Alles was damals noch an eine glückliche Wendung der Revolution glaubte, drängte sich um ihn, Vittorio Alfieri unter andern, den er schon in London gekannt hatte. Wie bald sollten Beide ihre Ansichten von dem Geiste der Umwälzung ändern! Ueber Marseille ging er nach Corsica; unter den in genannter Stadt zu seinem Empfang Eingetroffenen waren Napoleon und Josef Bonaparte. Beim Landen küßte er weinend die heimatliche Erde. Sie sangen ein Tedeum im Dom und stellten das Allerheiligste aus; er aber war niedergeschlagen und fühlte sich alt und blickte besorgt in die Zukunft. Er nahm die ihm angebotene Stellung an, die Präsidentschaft über das Departement und das Commando der Bürgergarden; Gehalt nahm er nicht. Auf die hochtrabenden Reden und den Antrag von Ehrendenkmalen antwortete er einfach: „das ehrenvollste Denkmal habe ich in den Herzen der Corsen. Verschwendet nicht Ehrenzeichen an Bürger die ihre Laufbahn noch nicht zurückgelegt haben. Wer sagt Euch daß die letzten Schritte meines Lebens eure Meinung nicht ändern werden? Wartet mit eurem Urtheil: mein Ende ist nicht ferne."

Es waren ahnungsvolle Worte. Blickt man auf den Zustand Frankreichs in den Jahren 1790 bis 1793, so kann man sich vorstellen wie es auf der abhängigen Insel bei der leidenschaftlichen Parteisucht ihrer Bewoh-

ner aussehen mußte. Paoli ward bald inne daß nicht durchzukommen war, und wenn er auch auf Augenblicke wieder Muth faßte, so stieß er gleich auf neue Schwierigkeiten. Bis zum letzten Moment hoffte er auf Ueberwiegen der bessern Prinzipien in Paris, selbst als alles schon verloren war — den Grund davon suche man in seinem eigenen Republikanismus, der ihm vieles im falschen Licht erscheinen lassen mußte. Seine meist kurzen Briefe geben auf jeder Seite Zeugniß des Kampfes in seinem Innern; heftig bricht wol sein Unwille oder seine Trauer aus. Man sieht daß er mit dem Muth zum Weiterschreiten auch die Fassung ja das Vertrauen zu der Nation verlor. „Ich schrieb Euch schon, meldet er am 21. Januar 1791 dem Abate Andrei, daß das Glück mir den Rücken zu wenden beginnt; nur elende Feinde stellt es mir entgegen.“ Und bald darauf: „Die Bewohner Bastia's sind großentheils zu nichts gut — O gentem ad servitutem natam! Wie lastet auf mir das Blut so vieler Märtyrer, Blut unter meinen Befehlen vergossen, um einem Volke die Freiheit zu geben das ihrer so unwürdig ist!“ Ueber die schlimme Justiz: „Ich wollte irgend ein braver französischer Richter bliebe bei uns, damit das Volk sich wenigstens an einen Unparteiischen wenden kann. In unserem schwach bevölkerten Lande giebt's zu viel Verwandtschaft.“ Ueber die Quälereien von Paris her: „In wichtigen Dingen werde ich meiner nicht schonen

zur Vertheidigung des Vaterlandes, aber ich will keine verwickelten Geschäfte, keine langweiligen Discussionen und viel weniger noch Hin- und Herzerren mit Ministern." — „Mag kommen was will: Herz auf der Stirn und gerader Weg, wird unsere Devise sein." Bisweilen schien sein Muth ganz zu sinken: „Ich bin allein; es ist zum Krankwerden," schreibt er am 2. Januar 1792. Es ging immer schlimmer; er schlug sich mit der gesetzgebenden Nationalversammlung herum; Corsen thaten ihm in Paris schlimme Dienste. Marseiller Freiwillige, das berüchtigte zuchtlose Gesindel, mehrten nur die Unordnung und Factionswuth auf der Insel; sie kamen zum Lanternisiren, und nur Paoli's entschlossenem Dazwischentreten war's zu danken daß die Greuel nicht gelangen. Zu Paoli's heftigsten Gegnern gehörte Volney, der in Corsica Generaldirector des Handels und der Agricultur gewesen war. „Die Machthaber in Paris, schreibt Paoli, legen an den Tag wie leicht man sie täuschen kann, und wie sie sich zu despotischen Maßregeln hinreißen lassen, die selbst im alten Staat ein Scandal gewesen wären." Innig beklagt er die Aufhebung und nutzlose Verwüstung der auf der Insel so nützlichen Klöster. In Betreff der unaufhörlichen Intriguen und der verleumderischen Zeitungsartikel schreibt er an Andrei, einen der corsischen Deputirten: „Ich denke man will durch solche Manöver unsere Anhänglichkeit an die Freiheit verdächtigen. Wenn

die Herren dort gegen uns Verdacht hegen, die wir die Liebe zur Freiheit und Gleichheit mit der Muttermilch eingesogen, die wir so viele Beweise dieser Liebe gegeben, die wir so viel gelitten, so möchte ich sie fragen ob wir auf unserer Hut sein sollen vor den Absichten gewisser Patrioten, die nicht über drei Jahre zählen und für das Vaterland nicht die Habe verloren, nicht einen Blutstropfen vergossen, nicht Verbannung erduldet haben!"

Um die Zeit von welcher hier die Rede ist, war Paoli's Aufenthalt meist in Corti. Nicht blos die centrale Lage der Stadt, von wo nach allen Seiten hin mit größerer Leichtigkeit als von einem der Küstenplätze Verfügungen zu treffen möglich war, zog ihn an, sondern auch der überwiegende nationale Karakter und die militärische Bedeutung die einst von den alten Feudalherren der Insel erkannt worden war wie von den Genuesen und Franzosen die unablässig um ihren Besitz kämpften, von Vincentello Colonna d'Istria und Simon da Mare, von Paul de Thermes und Giordano Orsini welche mit Sampiero die von König Heinrich II gesandten französischen Truppen befehligten, von den Spinola und Doria. Noch einen andern Reiz aber hatten Corti und seine Umgebung für Paoli: sein Vaterhaus in Morosaglia lag in dem Bezirke der Stadt. Schon ist desselben im Eingange gedacht worden. Das Landvolk des Kreises von Rostino hat für Paoli's Namen

eine hohe Verehrung bewahrt. Sie erzählen noch, wie er, wenn er nach Morosaglia kam, seine gewöhnliche Kleidung, grünen Tuchrock mit Goldborten, ablegte und in der Tracht des Bergvolkes erschien. Wenn er ausging, kamen von allen Seiten die Leute aus der Umgebung herbei, ihn zu sehen und mit ihm zu reden: er erkannte Viele noch aus früheren Zeiten her und nannte sie bei ihren Namen. Er ist auch heute noch der nationale Held der Insel geblieben, obgleich diese Insel einen größeren Mann, Napoleon, hervorgebracht hat. Die Bonaparte standen in vielfachen Beziehungen zu Paoli, bis sie im Jahre 1793 sich ganz auf Seiten seiner Widersacher stellten. Carlo Bonaparte hatte sich im Jahre 1768 nach Corti zu Paoli begeben — seine Frau Letizia war bei ihm und sie wohnten im Hause Giampietro Gaffori's, des muthigen und beredten Vorgängers Paoli's im Commando, der, wie bereits erzählt wurde, im Jahre 1753 genuesischen Intriguen und Verrath zum Opfer fiel. Nach dem Kampfe von Pontenuovo gegen die Franzosen flohen von Corti Weiber, Kinder und Greise nach dem Monterotondo, dem höchsten Berge der Insel, von wo der Blick die Küsten der Provence und Italiens bis Civitavecchia umfaßt. Unter den Fliehenden war Letizia Bonaparte welche ihren zweiten Sohn, Napoleon, unter dem Herzen trug. Als im Jahre 1790 Napoleon und Luzian Paoli im Franziskanerkloster zu Morosaglia besuchten, zeigte der greise

Mann dem ältern der Brüder auf dem Abhang von Pontenuovo die Anordnung und die Bewegungen während des zweitägigen Kampfes, als die Gepuderten, wie ein alter Corse sich ausdrückte, Paoli verriethen und der Golo, Corsica's Hauptstrom und doch nur ein Bergwasser, Blut und Leichen wegschwemmte. Napoleon soll damals strategische Bemerkungen gemacht haben, welche Paoli aufs höchste überraschten. Daß dieser von dem Jünglinge als Freund wie als Feind nicht gering dachte, ist bekannt. Mehr denn einmal schüttete er sein Herz aus gegen den an Jahren ihm so ungleichen Landsmann. „In meiner Uneigennützigkeit liegt kein Verdienst, schrieb er ihm in der Epoche des französischen Terrorismus, der auf Corsica seinen blutigen Wiederschein warf. Ich wußte daß die Summen die ich für mein Vaterland ausgab, daß das Geld welches ich ausschlug, meinem Rufe bessere Dienste leisteten, als wenn ich sie angewandt hätte, um Häuser zu bauen und mein Vermögen zu mehren. Ich bin zufrieden, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen. Noch wenige Jahre, und Mißgunst und Abneigung werden aufgehört haben sich wider mich zu verschwören: meine Freunde werden mich dann in Sicherheit vor den Ereignissen sehn. Ich werde bald zu sagen haben: warum hat die Welt mich nicht weniger, warum habe ich mich nicht mehr gekannt! Rhoebe, diu viximus. Ich wünsche daß die nach uns Kommenden sich so benehmen mögen,

daß man von mir nur wie von einem Manne rede, deſſen Abſichten gut geweſen ſind.“ Aber das gute Vernehmen währte nicht, und die Bonaparte wie die Abbatucci, Arena, und Saliceti ſtanden unter Paoli's heftigſten Gegnern.

Seit dem Siege des Terrorismus in Frankreich, ſeit der Hinrichtung des Königs, war Paoli's bisherige Stellung eine unmögliche geworden. Aber wie einen Ausweg finden? Man erleichterte ihm in Paris die Entſcheidung.

Auf den Antrag des Toulouer Clubs verordnete der Nationalconvent zu Anfang Aprils 1793 Paoli's Abſetzung und Prozeß. „Die Bosheit hat keinen Rückhalt mehr, ſchrieb er am 24. deſſelben Monats. Rechtfertigen kann ich mich nicht, denn ich kenne die Anklagepunkte nicht; ſie haben übrigens keine zur Unterſtützung ihres Decrets. Die corſiſche Nation rechtfertigt mich; mir genügt das Zeugniß meines Eifers und meiner Grundſätze. Fahren ſie fort zu decretiren, ſo kann's mir nur zum Ruhm gereichen.“ Sein Schreiben an den Convent iſt edel und gemäßigt; er zeigt wie lächerlich die Vorwürfe ſind daß er nach dem Throne geſtrebt, daß er zu vielen Einfluß erlangt habe, daß ſeine Dankbarkeit gegen England die Erfüllung ſeiner Pflichten gegen die Heimat beeinträchtigt habe. „Wenn Beweiſe der Anhänglichkeit der Mitbürger hinreichen, in der Heimat einem Manne Einfluß

zu verschaffen der kein Gold zu vertheilen hat, noch andere Mittel besitzt sich eine Partei zu schaffen, so bekenne ich hinreichenden Einfluß unter den Meinigen zu haben, solchen Einfluß wenigstens wie ein braver Mann ihn wünschen muß. Mein Gewissen aber giebt mir das mir genügende Zeugniß daß ich diesen Einfluß nie gebraucht, als um Witwen und Waisen zu vertheidigen und zu schützen, um die Freiheit in Corsica zu befestigen, um den Fanatismus niederzuhalten, um diejenigen unter den neuen Gesetzen einzuführen welche den Meinungen des Volkes nicht widerstrebten, um Frieden und Ruhe zu bewahren inmitten der Aufregung welche jede Revolution zu begleiten pflegt, um endlich diese Insel vor den Greueln und Scheußlichkeiten zu schützen womit die Feinde der Freiheit an so vielen andern Orten der Republik die Revolution entehrt haben."

Darin lag ja aber gerade sein Verbrechen! Und was konnte vom Convent ein Mann erwarten der, so sehr er Republikaner sein mochte, Ludwig XVI einen Heiligen nannte?

Eine vom Convent bestellte Commission sollte die Departements-Verwaltung absetzen. Paoli hatte anfangs die Absicht sich zu entfernen, wie er auch dem Convent angeboten hatte. Die Menge ließ es nicht zu. Das Comité du salut public suspendirte provisorisch die Vorladung, als aber der Departementsrath der Insel die Generalversammlung der Deputirten zusammen-

rief, brach die Heftigkeit der Leidenschaften los. Während Napoleon Bonaparte den Angegriffenen in einem lebendigen wenn auch bombastischen Schreiben an seine Richter vertheidigte, hatte er auf der Insel selbst einen seiner heftigsten Gegner an dem Regiciden Saliceti, seinem Landsmann und spätern Minister Neapels, der von Bastia aus unaufhörlich die Gewalt gegen ihn anstachelte. „Wir sind sicher nicht gehört zu werden, schrieb dieser am 14. Mai an den Convent. Die Rebellion ist da, und unter dem Namen Paoli's stürzt das Volk sich in einen Abgrund aus welchem es sich nicht mehr herausziehen wird. Im Innern der Insel zündet man die Häuser an, verfolgt und ruft: Es lebe der General Paoli! In einigen Tagen werden wir an der Spitze der hier befindlichen Streitmächte der Republik gegen sie ausrücken; wir haben nach Marseille und Nizza geschrieben, um vom Continent Verstärkung zu erlangen." Das Volk sandte Berichte und Vorstellungen an den Convent und verlangte Gerechtigkeit, indem es von der Willkür der Commissarien appellirte; Saliceti soll in Toulon die Briefe haben aufgreifen und verbrennen lassen. Dieser That klagte ihn wenigstens Pozzo di Borgo an, welcher damals einer der eifrigsten Anhänger Paoli's war und dessen Laufbahn so seltamen Wechsel darbieten sollte, wie denn sein erster Meinungswechsel darin bestand, daß er Paoli anfeindete nachdem er eben erst sein Parteigänger gewesen war. Am 22. Mai schreibt

Paoli an Vincentello Colonna: „Die Commiſſarien haben alle meine Bemühungen zur Herſtellung der Harmonie zu Schanden gemacht. Vorgeſtern ſandten ſie fünfhundert Mann den Borgo zu beſetzen; die Municipalität und Bewohner warfen ſie zurück. So ging's auch zu Biguglia. Wir erfahren eben daß ſie vierhundert in San Fiorenzo haben, an der Spitze Saliceti und der Commiſſar Lacombe, mit ihnen die Bonaparte's, Abbatucci's und andere Leute von dort, wo ſie mit Gewalt oder Liſt einzudringen ſuchen. Ich benachrichtige euch zur Zeit; die nöthige Vertheidigung entbindet uns von jeder weitern Rückſicht." Eine Conſulta von tauſend Abgeordneten trat am 27. Mai 1793 zu Corti zuſammen um den Widerſtand zu organiſiren. Hier war es wo Paoli von Pozzo di Borgo begleitet war. Dieſer ſtellte den Antrag drei der corſiſchen Deputirten beim Nationalconvent, Saliceti unter ihnen, ihres Mandats unwürdig und verluſtig zu erklären. Auch die Bonaparte's traf damals die ſtrenge Volksahndung. Ein Decret des Convents erklärte die Inſel als im Zuſtande der Rebellion und Contre-Revolution befindlich. Man kämpfte; die Beſetzung von Toulon durch die Engländer hinderte den Convent an den Maßregeln gegen die Inſel. Kaum war die Stadt genommen, ſo ſchrieb Saliceti an ſeinen Landsmann und Freund Arena (22. Dezember 1793): „Ich arbeitete daran einige Schiffe mit Truppen für Corſica armiren zu laſſen. Paoli und

seine verblendeten Anhänger mögen zittern! Il ne peut, ce lâche scélérat, trouver plus de secours que dans une honteuse fuite, ou dans la guillotine."

Paoli sah ein, daß Corsica sich nicht halten konnte dem siegreichen republikanischen Frankreich gegenüber. Er trat in Unterhandlung mit England. Nachdem die einzelnen Punkte verabredet waren, meldeten ihm die britischen Bevollmächtigten Hood und Elliot (21. April 1794), nach der Anerkennung der Unabhängigkeit Corsica's und dem Versprechen dessen alte Constitution, Gesetze und Religion unangetastet zu lassen, der König werde nichts beschließen ohne die allgemeine und freie Zustimmung des corsischen Volkes, welchem Paoli die Convention vorzulegen habe. „Freuet Euch, schreibt dieser am 24. April an Galeazzi, der König (so können wir ihn nennen) wird König von Corsica sein. Hätte aber die englische Verfassung Mängel, so könnte Corsica sie in der seinigen verbessern, um sein Glück und seine Freiheit zu sichern. Und, was mehr gilt, wir verlieren nicht den Namen einer Nation. Mit Frankreich vereint war Corsica nicht mehr Corsica; jetzt wird das Königreich Corsica zum mindesten frei sein wie England, ja sicherer noch vor innerer Umwälzung. Ich hatte nicht gehofft, daß ein so vortheilhafter Abschluß sich darbieten würde. Meine Brust wird beengt, ich fürchte bei mir fällt bald der Vorhang. Doch das kümmert mich nicht, wenn die Angelegenheiten so gut

ſtehen.“ Am 10. Junius 1794 fand die Generalverſammlung des corſiſchen Volkes ſtatt, in welcher beſchloſſen ward ſich unter die unmittelbare Protection und Regierung des britiſchen Königs zu ſtellen. Das Decret iſt von der Hand Pozzo di Borgo's.

Man mag Paoli's Anſicht und Verfahren einen Irrthum nennen, man mag ihm den Vorwurf machen, daß er in dieſem Fall ſeine Perſon nicht genug von der Sache getrennt habe. Es war ein Irrthum, aber einer von denen die ſich nur in der Folge in ihrem wahren Lichte zeigen. Er meinte es redlich und aufrichtig. Und man vergeſſe nicht was für eine Regierung die des Convents war, mit welchen Schenſalen er zu thun hatte, wie er auf allen Seiten umringt, gedrängt, gleich einem Wild gehetzt war, dann wird man ſeinen Worten glauben: „Ich rufe die Menſchen und Gott zu Zeugen meiner Loyalität gegen Frankreich an, und daß ich nicht durch Wort noch That meinen Eid verletzte, meine Ehre ſchändete. Aber die Kabale meiner Feinde wußte ſehr wohl, daß ich nie die Hand zu Maßregeln bieten würde welche nur die Knechtſchaft meiner Heimat zum Ziele hatten.“

Gilbert Elliot wurde Vicekönig Corſica's. Paoli blieb noch eine Zeitlang als Privatmann, wo er einſt ſo zuſagen Herrſcher geweſen war. Als er aber ſah, daß die Angelegenheiten von neuem eine bedenkliche Wendung nahmen, daß man ſeinen Namen von neuem

auf die Fahne der Factionen zu ſetzen trachtete, begab er ſich, dazu aufgefordert, nach London.

„Elliot, ſagt Napoleon, war ein Mann von Verdienſt: er war General-Gouverneur von Indien geweſen, aber er überwarf ſich bald mit Paoli. Der alte Mann hatte ſich in die Bergeinſamkeit zurückgezogen: er war unzufrieden mit dem Benehmen des Vicekönigs, auf welchen namentlich zwei junge Leute Einfluß übten, Pozzo di Borgo und Colonna, der Eine ſein Secretär, der Andere ſein Adjutant. Man warf Paoli vor, unruhiger Natur zu ſein, ſich nicht in die Verhältniſſe eines einfachen Privatmannes ſchicken zu können, immer als Herr im Lande betrachtet werden zu wollen. Der Einfluß aber den er hatte und der unbeſtritten war, die großen Dienſte die er in dieſer Angelegenheit England geleiſtet, die hohe Achtung welche ſeine Laufbahn und ſein Karakter heiſchten, veranlaßten das engliſche Miniſterium zu ſchonendem Verfahren. Paoli hatte mehre Conferenzen mit Elliot und dem Staatsſecretär. In einer derſelben brach er, gereizt durch deren Bemerkungen, in die Worte aus: „Ich bin hier in meinem Reiche. Zwei Jahre lang habe ich Frankreichs König bekämpft; ich habe die Republikaner verjagt. Verletzt Ihr die Privilegien und Rechte des Landes, ſo kann ich eure Truppen noch leichter verjagen.“ Einige Monate darauf ſchrieb Georg III ihm einen den Umſtänden angemeſſenen Brief, worin der König, bewogen durch den

Antheil an seiner Ruhe und seinem Glücke, ihm rieth seine letzten Tage in einem Lande verleben zu kommen, wo er hochgeehrt und wo er glücklich gewesen. Der Staatssecretär brachte ihm diesen Brief nach Pontevecchio. Paoli empfand, daß dies ein Befehl war. Er zögerte: aber nichts verkündete damals, daß die Schreckensherrschaft in Frankreich sich ihrem Ende nahe. Er ergab sich in sein Geschick."

„Paoli hätte widerstehen können, und wäre der Zustimmung des ganzen Innern der Insel gewiß gewesen. Aber er verschmähte es neuen Krieg zu entzünden. Er war über siebzigjährig als er das Vaterland auf immer verließ.

Wie unpolitisch es von Seiten Englands war, denjenigen Mann, der allein eine wahre Macht in Corsica war, der Corsica seinem neuen Herrn zu erhalten im Stande gewesen wäre, sich zu entfremden und zu entfernen, spricht Napoleon unverholen aus.

Auch von London aus bemühte er sich Corsica's Interessen zu fördern. Doch er schrieb: „Sie wollen Alle ich soll ihnen Mirakel senden!" Und dann: „Die Leute denen die englische Regierung der Insel Vertrauen geschenkt hat, haben keinen Credit, ja sie sind allgemein verhaßt und man kann auf ihre Treue nicht bauen. Wer das Vaterland einmal verrathen hat wird es immer verrathen, wenn sein Privatinteresse ins Spiel kommt."

Am 27. October 1796 landeten die Franzoſen bei Capocorſo. Die Engländer räumten die Inſel. Der General Bonaparte ergriff bald Maßregeln die Unruhigſten zu entfernen. Er hatte ein gutes Mittel: er ließ ſie in ſeine italieniſche Armee ſtecken. Von corſiſchen Mißhelligkeiten hatte er ſelber genug erfahren. Paoli weilte in England ohne Abſicht dort zu bleiben. „Der Friede kann nicht mehr ſehr fern ſein, ſchreibt er am 11. April 1797 an Antonio Padovani. Zu Anfang des Sommers hoffe ich daß die Wege mir offen ſtehen werden mich nach Italien zu begeben, dort die wenigen mir noch bleibenden Tage in Ruhe zu verbringen. Nach Corſica denke ich nicht zurückzukehren. Ich bin es müde verächtlicher Eiferſucht zum Spielball zu dienen. In Italien werde ich ein unabhängiges friedliches Leben führen. Jedenfalls ſcheint's daß unſere Heimat der Freiheit wird genießen können. Dies iſt mein ſehnlichſter Wunſch geweſen — von welcher Hand die Wohlthat komme gilt mir gleich. Wird nur der Zweck erreicht, das genügt jedem deſſen Streben uneigennützig und edel iſt."

Am 9. Februar 1801 ward der Friede von Lüneville geſchloſſen. Paoli meinte er werde dauernd ſein, weil der entſetzliche Krieg in den Kaſſen der großen Mächte keinen Pfennig gelaſſen habe und die Nationen nicht noch mehr belaſtet werden könnten. „Die Proclamation der franzöſiſchen Regierung, fährt er fort, in

welcher ich ohne genannt zu ſein von der Amneſtie ausgeſchloſſen bin, erlaubt mir nicht auf dem Continent zu reiſen wo Franzoſen ſind oder Einfluß haben, und den haben ſie überall und großen! Vielleicht würden ſie mich nicht ſuchen: aber ich darf mich der Discretion von Subalternen nicht ausſetzen. Ueber unſern Landsmann kann ich mich bei dieſer Gelegenheit nicht beklagen; er handelt als Chef der franzöſiſchen Republik, gegen welche ich Krieg geführt, der ich Schaden zugefügt habe. Unſer Aufſtand war ohne Schuld, war abgenöthigte Vertheidigung: aber Er kann und darf ſeinem Gouvernement nicht Unrecht geben. Die geringſte Nachgiebigkeit zu unſern Gunſten würde ihm den Vorwurf der Parteilichkeit zugezogen haben. Wer das allgemeine Beſte liebt, muß ſeine perſönlichen Empfindungen zum Opfer bringen. Doch mögte ich, daß er ſich ſeiner Heimat erinnerte! Ich liebe ihn weil er gezeigt hat, daß die Bewohner dieſer mißhandelten, verachteten, unterdrückten Inſel, einmal erlöſt aus den kalten Händen einer tyranniſchen Regierung, ſich in jeder Laufbahn auszeichnen können. Er hat uns an Denen gerächt, welche die Schuld unſers Verſunkenſeins trugen. Unſer Loos iſt nun entſchieden."

Darauf kommt er ein andermal (Briſtol, 3. September 1802) zurück, und wer wird die Bilder welche ſeine letzten Tage erheiterten, Illuſionen nennen, wenn er auf die allmäligen Fortſchritte der corſiſchen Verhält-

niſſe zum Beſſern blickt? „Laſſet uns dem Himmel für die Wendung der Dinge in unſerer Heimat danken. Freiheit und gute Geſetze, Corſica hat ſie in Gemeinſchaft mit Frankreich von einem ſeiner Söhne erhalten. Bei dem gegenwärtigen politiſchen Syſtem Europa's hätten wir als unabhängiger Staat dieſer Güter nicht ſo genießen können.“ Und dann „Erneuert mein Andenken bei unſern guten Patrioten und verſichert Alle, daß ich gegen Niemand Groll hege, ſollten auch perſönliche Mißverſtändniſſe ſtattgefunden haben. Auf Beleidigungen in Privatdingen habe ich niemals geachtet. In öffentlichen Verhältniſſen habe ich gethan, was ich in Gemäßheit der Geſetze nöthig glaubte die Ruhe aufrecht zu halten. Ich hoffe die Nachwelt wird meine aus Unwiſſenheit hervorgegangenen Fehler entſchuldigen, und meinen guten Abſichten für das Wohl der Heimat Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“ Es iſt wohlthuend, es iſt zugleich ein Zeugniß für die wahre Trefflichkeit ſeiner Natur, daß das Exil im Greiſenalter ihn nicht bitter machte, daß er im Gegentheil immer milder erſcheint und alle Härte abſtreifte, während ſeine Liebe zum Vaterlande ſtets wärmer und lebendiger hervortrat. „Ich liebe den Ruhm, ſchrieb er, aber Corſica mag immerhin mein vergeſſen, wenn es nur glücklich iſt.“ Später noch einmal: „Die Heimat iſt jetzt frei wie das übrige Frankreich — weshalb ſollte ich nicht zufrieden ſein? Geſegnet ſei die Hand aus der die Gabe

kommt! Sind die Corſen frei? Hoc erat in votis. Ich werde die Augen zum langen Schlafe ſchließen, zufrieden und ohne Gewiſſensbiſſe über mein politiſches Leben. Das Uebrige wolle Gott mir verzeihen."

Er ſtarb am 5. Februar 1807 im Alter von zweiundachtzig Jahren.

In den Briefen ſpricht ſich Paoli's Perſönlichkeit klarer und entſchiedener aus, als in Allem was ſeine Zeitgenoſſen über ihn geſchrieben haben — und doch iſt deſſen nicht wenig. Die Unabhängigkeit und Freiheit ſeiner Heimat liebend, aber der Licenz und Demagogie feind; entſchloſſen und durchgreifend wo er die Nothwendigkeit feſten Handelns erkannte und darum oft dem Vorwurf der Eigenmächtigkeit und Willkür blosgeſtellt, ein Vorwurf welchem, nach den jüngſten Proben von Begriffs- und Rechtsverwirrung und theils wilder theils gelinder Anarchie in einem großen Theil Europa's, traurige aber wohlthätige Erfahrung hoffentlich die Spitze abgebrochen hat; ein tüchtiger und umſichtiger Adminiſtrator, der nicht blos auf den Tagesbedarf blickte ſondern auch für die Zukunft zu bauen ſich beſtrebte, mogten die Ausſichten immer noch ſo trübe ſein; der Grundlagen ſeiner Kraft und Macht ſich bewußt aber eben

ſowol die Gefahren und Schwächen ermeſſend, welche in der langen politiſchen Unterwürfigkeit der Inſel, in der Uneinigkeit und Leidenſchaftlichkeit ihrer Bewohner, in der für die Beherrſchung des Mittelmeeres günſtigen Lage, die ſie zu einem für Frankreich ſowol wie für Großbritannien wichtigen Beſitz macht, ihren Urſprung hatten. Die Worte, welche er die corſiſche Nation an den britiſchen König richten ließ, als ſie ſich England in die Arme warf, „bei allen unſern Umwälzungen haben wir uns die Ausübung einer verſtändigen Freiheit als Ziel vorgeſetzt; wir haben unſere Rechte mit Eiferſucht gewahrt, mit Mäßigung ausgeübt; der Wechſel in unſern Entſchließungen iſt nicht Folge von Unbeſtand, ſondern Ergebniß eines feſten und beſtändigen Willens unter einer wohlgeordneten Regierung zu leben" — dieſe Worte geben auch den Maßſtab ſeiner eigenen Handlungsweiſe. Er war ein Mann der Ordnung und des Rechts: aber er wollte nicht, daß der Name des Rechts nur zur Behinderung der Verwaltung diene. „Der Widerſtand der Munizipalität, ſchreibt er einmal, ſcheint Euch ein unſchuldig Ding: die Sache verhält ſich anders. Die Leute gehn nicht vorwärts und laſſen nicht vorwärts gehen." „Die Leichtigkeit, womit das Volk ſich zu Empörungen fortreißen läßt, ſagt er ein andermal, rechtfertigt ſeine Ausſchließung von den Rathsverſammlungen. Aber die Herren dürfen ſich überzeugt

halten, daß durch meine Hand die Stadt keines ihrer Privilegien beraubt werden wird.“ Er wußte wo die Wurzel allen Uebels lag, in der angeerbten Entzweiung im Volke. „Die gute Zeit kehrt auch für unser armes Heimatland zurück,“ schrieb er von Paris aus im Frühling 1790, noch bevor er Corsica's Boden wieder betreten hatte. „Unser Schicksal liegt jetzt in unserer Hand. Es kommt Alles darauf an, daß wir mit Eintracht und Mäßigung verfahren.“ Und wenige Tage darauf: „Das schlimmste ist Entzweiung. Vereint sind wir schon gering an Zahl und unbedeutend: getheilt werden wir verächtlich und unglücklich sein. Bleiben wir vereint so werden wir erlangen wonach wir streben.“

Ueber das militärische Talent dieses Mannes sind die Ansichten getheilt. Friedrich der Große erklärte ihn für den ersten Feldherrn Europa's, und sandte ihm einen Degen mit der Inschrift „Pugna pro patria” die einst auf den Fahnen stand, welche Catharine von Medici dem Sampiero zuschickte. Aber dies Urtheil ist auf begründeten Widerspruch gestoßen. Voltaire sagte: Paoli sei mehr Gesetzgeber als Krieger: sein Muth sei in seinem Geist. Dumouriez, wie wir gesehn, stellte sein militärisches Talent in Abrede: Napoleon ist derselben Meinung, wo er von dem Kriege des Jahres 1768 spricht: „Corsica, sagt er, ist ein Land von so eigenthümlicher und schwieriger Natur, daß es unter den

gegebenen Umständen einem Sampiero gelungen sein würde, sich auf die zerstreuten französischen Corps zu werfen, ihre Vereinigung zu hindern, sie auf die festen Plätze zu beschränken, was den Versailler Hof zu einer Aenderung seines Systems genöthigt hätte. Aber Paoli hatte nicht den militärischen Blick noch die Raschheit und Kraft des Entschlusses, welche nöthig gewesen wären einen solchen Plan ins Werk zu setzen."

Die persönliche Erscheinung Paoli's schildert Tommaséo nach solchen Mittheilungen, die ihm in Corsica selbst zu Theil wurden. „Seine Lebensweise war einfach, thätig, wachsam. Seine Gestalt schön und gedrungen, nicht gebeugt durch die Jahre, welche Ehrfurcht weckten ohne die Schönheit zu zerstören. Die Stirne hoch, gedankenvoll, heiter; das Haar lang; die Brauen stark und dräuend wenn sie sich zusammenzogen; das Auge blau, durchdringend, scharf bis ins Greisenalter; der Blick entschieden und nach Willen streng oder mild; im Mund Güte gepaart mit Festigkeit Seine Gesichtsfarbe war hell und blühend; in seiner Miene lagen Frieden und Bescheidenheit, aber auch männliche Entschlossenheit, gewaltiger Ahndung fähig. Seine Stimme war angenehm und wohlklingend, im Zorn zitternd, mit scharfer Betonung. Die Haltung edel, das Benehmen wohlwollend, die Gebärde nicht gerade lebhaft, der Gang rasch und frei. Er war kein guter Reiter; er

ſaß nicht gern: bei der Unterredung wandelte er auf und ab. Seine Redeweiſe war kurz und raſch, aber freundlich und nicht überrumpelnd wie die Bonaparte's: er drückte ſich präzis, fein, oft beredt, immer einfach aus. Sein ſicheres und gebieteriſches Auftreten war im Stande die Leidenſchaften zu zügeln und Schweigen zu gebieten. Seine Laune war heiter und er liebte geiſtvolle Bemerkungen, ohne ſich zu Späßen herabzulaſſen; ſein Lächeln war fein und ausdrucksvoll. Sein Geiſt war gebildet, wenn gleich ſein Styl ohne Zierde: er kannte und liebte die Alten und die Engländer, und ſeine Bücherſammlung war die gewählteſte. Das Schreiben war ihm unbequem: er dictirte und faßte ſich kurz. „Ich fühle, aber ich urtheile nicht“ (sento ma non ragiono), pflegte er zu ſagen. Er wußte nie den Tag des Monats, aber das Volk glaubte von ihm er ſehe in die Zukunft. Seine Tracht war bequem, nicht eng anliegend, anſtändig ohne Pracht: gewöhnlich trug er einen grünen Rock mit Goldſtickerei.“ So war Paoli in ſeinem Weſen und ſeiner äußern Erſcheinung. Zwei gute und karakteriſtiſche Bildniſſe ſind uns von ihm geblieben, beide von Engländern: ein Oelgemälde von Richard Cosway in der florentiniſchen Galerie, und Flaxman's Büſte an ſeinem Denkmal in Weſtminſter-Abbey.

Die Inſchrift dieſes Denkmals ſtehe hier; nicht

als wäre ſie ein Meiſterwerk, noch als könnte die Erwähnung der Penſion und väterlichen Güte König Georg's für beſonders geſchmackvoll gelten: „Zum Andenken an Pasquale de' Paoli, einen der ausgezeichnetſten und berühmteſten Männer der Zeit in der er lebte. Er war geboren zu Roſtino auf Corſica am 5. April 1725 (1724), wurde, dreißigjährig, einſtimmig zum oberſten Haupte der Inſel gewählt, und ſtarb in dieſer Hauptſtadt am 5. Februar 1807, zweiundachtzig Jahre alt. Den frühern und beſſern Theil ſeines Lebens widmete er der Sache der Freiheit und vertheidigte ſie heldenmüthig gegen genueſiſche und franzöſiſche Tyrannei, durch ſeine glänzenden Thaten, durch ſeine nützlichen und wohlthätigen Einrichtungen, ſeinen patriotiſchen Eifer für das Gemeinwohl, den er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Unter den Wenigen die auf einen ſo glorreichen Namen wahren Anſpruch haben, verdient er Vater des Vaterlandes genannt zu werden. Durch die überwiegende Zahl der Gegner genöthigt Corſica zu verlaſſen, ſuchte er eine Zuflucht in dieſem Lande der Freiheit, und wurde hier, unter allgemeinem Beifall einer edelmüthigen Nation, auf die huldreichſte Weiſe in den Schutz Seiner Majeſtät des Königs Georg III aufgenommen, durch deſſen pflegende Hand und Großmuth er nicht blos ein ſicheres und ehrenvolles Aſyl erhielt, ſondern in den Stand geſetzt ward während ſeiner übri-

gen Tage in würdevoller und wohlhäbiger Zurückgezogenheit der Gesellschaft seiner Freunde und Anhänger sich zu erfreuen. Bis zum letzten Moment seines Lebens drückte er seine innige Dankbarkeit gegen Seiner Majestät väterliche Güte aus, indem er für die Erhaltung seiner geheiligten Person und die Wohlfahrt seiner Staaten betete."

Anmerkung.

Hauptquelle für die Geſchichte Corſica's zur Zeit Paoli's ſind die Lettere di Pasquale de' Paoli con note e proemio di N. Tommaséo (Florenz 1846). Während eines längern Aufenthalts auf der Inſel im J. 1839 ſammelte Tommaſéo Briefe und Denkwürdigkeiten um dann in Venedig die Sammlung zu vervollſtändigen und zu ordnen. Es iſt darin viel und zuverläſſiges Material geboten, für die Geſchichte Corſica's nicht nur ſondern für die Beurtheilung der franzöſiſchen Verhältniſſe unter Choiſeul's Miniſterium und für Napoleon's Jugendzeit. Vor dem Erſcheinen dieſer Briefe haben italieniſche wie franzöſiſche Hiſtoriker viel über den Kampf der Corſen wider Genua und Frankreich geſchrieben, namentlich der Florentiner Giovanni Cambiagi im vorigen und der Corſe F. O. Renucci in dieſem Jahrhundert, Germanés und Pommereuil, Botta in ſeiner Geſchichte Italiens von 1532 bis 1789, Sismondi in ſeiner Geſchichte der Franzoſen. Dumouriez' Relation findet ſich in: La vie et les mémoires du Général Dumouriez (Paris 1823, Bd. I in der Collection des mémoires relatifs à la Révolution française); Napoleon's klaſſiſche Darſtellung in den Mémoires pour servir à l'histoire de France sous le règne de Napoléon (Paris 1830, Bd. II). Valery hat in dem erſten Bande ſeiner Voyages en Corse, à l'Ile d'Elbe et en Sardaigne (Paris 1837) eine Menge

Karakterzüge und Anekdoten geliefert, während Tommaséo in den Canti popolari Corsi (Venedig 1841, als II. Band der Sammlung der Volkslieder der südöstlichen Stämme Europa's) Historisches und Traditionelles mit Bildern aus dem Leben zusammenstellte und durch Lieder erläuterte. Nicht zu übersehn, für die Beurtheilung Corsica's zur Zeit Paoli's, ist eine Schrift James Boswell's, des bekannten Biografen Dr. Samuel Johnson's, jenes seltsam unglücklichen Autors von welchem Macaulay sagt sein Hauptwerk werde von Allen interessant, instructiv, originell gepriesen und der Verfasser habe doch nur Verachtung für seine Person damit geerndtet. Boswell's Bericht über Corsica erschien 1767 unter dem Titel: Account of Corsica, the journal of a tour to that island and memoirs of Pascal Paoli.

In unsern Tagen hat sich der im Mai 1852 verstorbene Rath beim Lyoner Appellhof, Giovan Carlo Gregorj aus Bastia, welchem man die neuen Ausgaben der Geschichtswerke des Petrus Cyrnäus und des Filippini so wie (auf Pozzo di Borgo's Kosten) den Druck der Corsischen Civil- und Criminal-Statuten verdankt, viel mit Paoli beschäftigt. Die von Gregorj verfaßte allgemeine Geschichte Corsica's war bei seinem Tode großentheils für den Druck vollendet.

Der Raub

florentiniſcher Kunſtſchätze durch die Franzoſen.

1799—1812.

Während der ersten Feldzüge der Franzosen in Italien, die mit dem Kriege gegen den König von Sardinien und der Wegnahme Savoyens und Nizza's in den Jahren 1792—1793 ihren Anfang nahmen, war Toscana ungeachtet seiner Beziehungen zu Oestreich durch die kluge Berechnung seiner Regierung den schlimmsten Wirkungen des Sturmes entgangen, der sich über Piemont, die Lombardei, Venedig, den Kirchenstaat entlud und bald auch Neapel erreichen sollte wo der Blitz vielleicht am plötzlich-verheerendsten zündete. Ein Neutralitäts-Tractat vom Februar 1794 hatte dem Großherzogthum die Existenz gefristet; auf eine zeitweilige Besetzung Livorno's hatte die Anwesenheit französischer Truppen sich beschränkt. Aber zwischen einem schwachen Staate, in welchem wenn nicht volksthümliche doch dynastische Sympathien mit den Gegnern Frankreichs unverkennbar waren, und einer Regierung welche, wie die des Directoriums, überall bewaffnete Propagande machte,

war kein Friede auf längere Zeit möglich. Im November 1798 war Livorno, wider den Willen des Großherzogs, aber unter dem Beistande Englands das den Franzosen nochmals in Italien zu schaffen machen wollte, von einem neapolitanischen Corps wenngleich nur auf kurze Zeit besetzt worden: am 1. Germinal des Jahres VII (22. März 1799) kündigte von Mantua aus eine Proclamation Scherer's, des damaligen commandirenden Generals des französischen Heeres in Italien, den Einmarsch der Franzosen in Toscana an. Es hieß in dieser Proclamation, der Großherzog, die Verträge wie sein eigenes Interesse mißachtend, habe durch geheime Intriguen den Krieg herbeigerufen. Das toscanische Volk, wenn es friedfertig bleibe, könne des Schutzes und der Wohlthaten einer gerechten Regierung gewiß sein. Zwei Tage später wiederholte der Divisions-General Gaultier in geschraubterem Ton von Bologna aus ungefähr dieselben Dinge. „Sie würden sich entsetzen, rief er den Toscanern zu, wenn sie erführen daß die Feinde der französischen Republik, welche zugleich die Feinde aller Völker, ihre friedlichen Städte und Triften mit jenen Horden von Barbaren zu überschwemmen beabsichtigt hätten, die kein geselliges Band kennten und überall Verwüstung und Verzweiflung mit sich brächten." Am 25. März rückten die Franzosen in Florenz ein: in der Morgenfrühe des 27. verließ Ferdinand III seine Hauptstadt, und wandte sich über Bologna

der Etsch zu, wo der Kampf zwischen den Republikanern und Oestreich schon wiederbegonnen hatte. Auf den Plätzen vor den Kirchen Santa Croce und Santa Maria Novella wurden die obligaten Freiheitsbäume aufgepflanzt, aber mit Ausnahme weniger sogenannten Patrioten war das toscanische Volk der gewaltsamen Veränderung durchaus abgeneigt. Die Leopoldinischen Reformen hatten dasjenige, was in den Prinzipien von 1789 wirklich gut und verständig und practisch war, meistens längst zur Thatsache gemacht: gegen die Franzosen selbst aber herrschte namentlich bei den untern Ständen entschiedener Widerwille.

Der bisherige französische Gesandte, Carl Reinhard, ein in der Geschichte der französischen Diplomatie vom Directorium an bis auf Ludwig Filipp unter mancherlei verschiedenartigen Conjuncturen und Glückswechseln, wie durch seine literarischen Verbindungen mit den glänzendsten Geistern Frankreichs und Teutschlands wohlbekannter Mann, übernahm als Commissar der Republik zugleich mit General Gaultier die Regierung. Einer der Minister Leopold's I, Francesco Gianni, und der Historiograf der Medici, Rigneeio Gallnzzi, ließen sich verleiten unter solcher Regierung zu dienen. Am 9. April wurde auch auf Piazza Grandnca der Freiheitsbaum errichtet: vor dem altersgrauen Palast der Signorie, auf dessen hohen Thurme das dreifarbige Banner wehte, vor der Loggia de' Lanzi, unter deren

Arcaden die Judith des Donatello an andere Revolutionstage erinnerte, wurde die von Paris her gewohnte Komödie aufgeführt. Zugleich aber rettete man nur mit Mühe Cosmus' I Reiterbildsäule, an welche ein Trupp Gesindels schon Seile befestigt hatte um sie vom Fußgestelle zu reißen, und wenn viele der Medizeischen Büsten, die man heute noch an den Häusern sieht, in Sicherheit gebracht wurden, so reden auch heute manche verstümmelte Medizeische Wappen von der Zeit, deren vandalisches Treiben Platen in seinem alten Gondolier so wahr wie beredt geschildert hat.

Kaum waren die Franzosen in Florenz, so gingen sie an die Wegnahme von Kunstgegenständen. In Rom und anderwärts hatten sie's ebenso gemacht. Eine sogenannte Civil-Commission inventarisirte und raubte corporativ. Individuen stahlen. Alles was den Namen des Großherzogs trug, wurde als gute Beute betrachtet. Es hielt schwer die Mitglieder der Commission zu überzeugen daß die Galerie der Uffizien und die übrigen Sammlungen nicht Familien- sondern Staats-Eigenthum seien. Sie trösteten sich, indem sie über den Palast Pitti und die großherzoglichen Magazine herfielen.

Die Galerie Pitti ist die gewählteste und schönste der Welt. Die edlen Verhältnisse der Säle denen Großherzog Ferdinand II Mediei um die Mitte des 17. Jahrhunderts größtentheils ihre Form und Einrichtung gab,

die mythologiſchen Deckengemälde Pietro's da Cortöna und Ciro Ferri's denen im letzten größern Saal Luigi Sabatelli ſich angeſchloſſen hat, der Reichthum und die Schönheit der kunſtreichen aus Moſaik von feinen Steinen gebildeten Tafeln ſo wie andern Hausgeräths, wirken mit dem unvergleichlichen Gemäldeſchatz zuſammen, ein Ganzes von ſeltener Harmonie zu bilden. In keiner Bilderſammlung, welche ſie auch ſein möge, gewinnt man einen ſo durchaus angenehmen, wohlthuenden, und zugleich behaglichen Geſammteindruck wie in dieſen prächtigen Räumen, deren Wände zuerſt Cosmus' III kunſtſinniger und kunſtverſtändiger Sohn, Prinz Ferdinand, mit einer ausgewählten Sammlung von Bildern ſchmückte, die zum Theil älterer Medizeiſcher Beſitz, zum Theil durch Ankauf in die Hände des Prinzen gelangt waren. Erſt durch die Lothringiſche Familie, beſonders durch Großherzog Leopold I, wurde indeß die gegenwärtige Galerie eingerichtet. Hier nun ſchalteten die Franzoſen nach Belieben. Zweiundzwanzig Tiſche von Pietradura, wie man die weltberühmte florentiniſche Moſaik nennt, wurden nach Paris geſandt — dreiundſechzig der beſten Gemälde folgten ihnen. Man kann den franzöſiſchen Commiſſarien nicht vorwerfen, daß ſie ſchlechten Geſchmack gehabt. Acht Bilder von Raffael Sanzio's Hand machten die Reiſe. Dieſe waren die Viſion des Ezechiel, die drei Madonnen welche man della Seggiola, dell' Impannata und del

Baldacchino nennt, die Bildnisse der Päpste Leo und Julius, des Cardinals Bibbiena und Tommaso Fedra Inghirami's. Von Andrea del Sarto die Pietà, die Darstellungen aus der Geschichte Josef des Egypters, das eigene Bildniß; Tizian's Magdalene und der Heiland, Ippolito de' Medici und das schöne Frauenbild; Fra Bartolommeo's S. Marcus und Christ mit den Evangelisten; Sebastiano del Piombo's Marter der heiligen Agathe; Giulio Romano's heilige Familie und Apoll mit den Musen; Perugino's Pietà; Parmegianino's Madonna mit dem langen Halse; Allori's Judith; Guido Reni's Cleopatra, mancher andern nicht zu gedenken. Und von den Werken fremder Maler wurden nicht wenige genommen, fünf von Rubens darunter die meisterhaften vier Männer-Bildnisse, und Van Dyck's Cardinal Bentivoglio. Sechsundfünfzig dieser Bilder gehörten nachmals zu den Zierden des Nationalmuseums das später ein Musée Napoléon ward: sieben derselben sind nicht ins Museum und nie wieder zum Vorschein gekommen.

Kaum war dieser Raub vollbracht, so verlangte der Commissar Calas die Uebergabe der kostbarsten Cameen und seltensten Münzen der Galerie der Uffizien. Daß die Franzosen ihren Zweck nicht erreichten, daß die Galerie der Uffizien überhaupt nicht geplündert ward wie andere Sammlungen und zahlreiche Kirchen, verdankt man namentlich ihrem Director Puccini.

Tommaſo Puccini, angeſehener und wohlhabender Familie angehörend, war im Jahre 1749 zu Piſtoja geboren. Seine erſte Erziehung erhielt er in dem Collegium ſeiner Vaterſtadt, der ſchönen Stiftung jenes Cardinals Fortegnerri, der im 15. Jahrhundert als Gelehrter und Staatsmann den römiſchen Purpur ehrte und welchem der jüngſtverſtorbene Niccolò Puccini, der Letzte ſeines Geſchlechts, durch ſein Teſtament eine Monumentalſtatue beſtimmte. In Piſa widmete er ſich der Rechtswiſſenſchaft, aber zugleich der alten Literatur und den ſchönen Künſten: Studien, welche er mit großem Erfolge beſonders in Rom fortſetzte, wo er eine Zeitlang an dem rühmlich bekannten Gerichtshof der Rota arbeitete. Von ſeiner Kenntniß der Alten giebt die erſt nach ſeinem Tode vollſtändig gedruckte Ueberſetzung des Catull Zeugniß, deren Gewand einem Teutſchen nicht ſelten faſt ſo modern erſcheinen dürfte wie Nürnbergerſche Uebertragungen, der es indeß an Geſchmack und Anmuth nicht fehlt, wie dieſen. Eine ihm ganz zuſagende Stellung erhielt er, als Großherzog Ferdinand ihn zur Direction der florentiner Galerie berief, womit er das Amt eines Secretärs der Kunſt-Akademie vereinigte. Hier war ſeine Thätigkeit nach allen Seiten hin fördernd und verſtändig. Während er für die paſſendere Anordnung der unermeßlichen Schätze, welche das obere Geſchoß der von Giorgio Vaſari für Cosmus I gebauten Uffizien in ſeinen Corridoren, Sälen

und Cabinetten enthält, Sorge trug, beschäftigte er sich mit einem erläuternden Verzeichniß der geschnittenen Steine und Münzen, eine Arbeit die auch heute als Material vielfachen Werth hat. Raffael Morghen wurde durch ihn und den verdienten großherzoglichen Minister Manfredini nach Florenz gezogen. Puccini, welcher in Rom in mehr oder minder vertrauten Beziehungen zu den Häuptern der Kunst und Kunstforschung, zu Mengs, Winckelmann, d'Agincourt, Ennio Quirino Visconti, d'Azara gestanden war, hatte dort auch Morghen als Volpato's Schüler und Schwiegersohn kennen gelernt, und veranlaßte mittelst des Marchese Manfredini die Berufung des ersten Kupferstechers der neueren Zeit nach Florenz, als Lehrer an der Akademie der Künste. Großherzog Leopold I, der den Niobidensaal und das Vestibulum der Galerie der Uffizien baute, hatte dieser Akademie ihr neues schönes Local im ehemaligen Kloster San Matteo angewiesen, ihre neue vielfach verbesserte Einrichtung gegeben. Morghen war von Geburt Neapolitaner, aber in Rom wohnhaft wo Giovanni Volpato, der Stecher der Vaticanischen Stanzen, ihn gebildet hatte: schon hatte er dort, in der Sammlung dieser Blätter nach den Raffaelischen Fresken, die Messe von Bolsena gearbeitet und die Aurora nach dem Rospigliosischen Deckengemälde und Van Dycks Francisco de Moncada. Daß Puccini auf den modernern Styl der italienischen Malerei, auf das Franzosenthum Appiani's,

Camuccini's und Benvenuti's, dieſer begabten aber bei all ihrer Begabtheit eine durchaus falſche Bahn verfolgenden Männer, zu vielen Werth legte und darin die Aurora regenerirter Kunſt ſah, wird man ihm wol nicht zu ſehr verdenken wollen. Sein Liebling unter den Neuern war Luigi Sabatelli, fantaſie- und erfindungsreich, tüchtig durchgebildet und reich an ſeltnen Mitteln, übrigens ein beſſerer Zeichner als Maler.

Des Verfahrens der Franzoſen in Rom kundig, wollte Puccini Einiges vor ihrer Habſucht in Sicherheit zu bringen ſuchen. Als der Großherzog den Palaſt Pitti verließ, ſtellte er ein Käſtchen mit den auserleſenſten geſchnittenen Steinen in deſſen Wagen; Ferdinand jedoch, nachdem er den Inhalt in Erfahrung gebracht, ſagte: „das gehört nicht mir ſondern der Nation," und befahl das Käſtchen dem wachhabenden Offizier zu übergeben. Ein einziges, mit ſeinem Gelde erkauftes Bild nahm der Großherzog mit ins Exil, die Raffaeliſche Madonna die man nach ihm „del Granduca" nennt und deren Erwerbung Puccini veranlaßt hatte. Die eingedrungenen Fremden waren weit entfernt davon, den ſcheidenden rechtmäßigen Herrſcher nachzuahmen. Sie verlangten wie geſagt die Uebergabe der wichtigſten Gegenſtände aus dem Gemmen- und Münz-Cabinet. Der Directer des Muſeums remonſtrirte mündlich und ſchriftlich. Die Entſchiedenheit womit er es that, erregte bei den Gewalthabern Bedenken. Es ward

beſchloſſen an das Directorium zu appelliren. Die ſchriftliche Eingabe Tommaſo Puccini's an die damaligen Beherrſcher Frankreichs, vom Mai 1799, findet ſich im Archiv der Galerie der Uffizien. „Ihr ſeid ſo groß und glorreich, heißt es darin — was würde es euch frommen uns dieſe Kunſtwerke wegzunehmen? Euren Ruhm werden ſie nicht mehren, denn Großmuth gegen Schwache iſt ruhmvoller als Ausbeutung des Rechtes der Eroberung. Glaubt ihr auf ſolche Weiſe die künſtleriſche Bildung bei euch zu fördern, die Kunſt in Frankreich zu heben? Aber ihr waret ſchon ſo reich an den ſchönſten Denkmalen und ſeid es noch weit mehr geworden durch eure Siege, und doch habt ihr ſelbſt das Bedürfniß empfunden, eure jungen Leute zum Studium nach Italien zu ſenden. Was in Toscana bleibt, wird euch ebenſo nutzen wie uns — fraget die eignen Landsleute, ob nicht an allen Tagen, zu allen Stunden die Schätze unſerer Sammlungen Allen zugänglich ſind, ob nicht jederzeit Allen Beiſtand geleiſtet wird? Nicht perſönliches Intereſſe leitet mich: es iſt die Sache der Nation die mich anſpornt. Dies Land iſt klein und nicht reich; es bedarf aller ſeiner Hülfsmittel, und die Künſte, die es von jeher gepflegt, ſtehen obenan in deren Reihe. Es wäre ein ſchöner Ruhm für das Directorium, wenn Toscana ihm die Erhaltung ſeiner Monumente zu danken hätte, die Quelle ſeines Glanzes wie ſeines Wohlſtandes. Eines aber noch ſolltet ihr bedenken, Bürger

Directoren. Nach einem bis heute gewiſſenhaft beobachteten Staats-Grundgeſetz gehört die Galerie nicht dem Großherzoge von Toscana ſondern der Nation. Ferdinand III hätte ſich vor ſeinem Weggehn derſelben bemächtigen können — er that es nicht weil er nicht das Recht dazu hatte, weil jeder Gedanke einer Aneignung Deſſen, was ihm nicht gehörte, ihm ſo ferne lag, daß er bis zu den letzten Tagen ſeiner Regierung auf die großmüthigſte Weiſe den eignen Beſitz minderte um dies Heiligthum der Kunſt zu bereichern und ſo die Schätze der Galerie zu mehren, ohne in dieſer bedrängten Zeit den Hülfsquellen des Staates zur Laſt zu fallen. Und ihr wolltet jetzt unſerer Nation, einer Nation die euch ſo lange anhänglich geweſen iſt, ihr Beſtes, ihren Augapfel nehmen?"

So ſchrieb Tommaſo Puccini. Aber es fragt ſich, ob ſeine Worte, ſo wahr und eindringlich ſie ſein mogten, die Kunſtſchätze gerettet haben würden. Der Proteſt des Canonicus Angelo Maria Bandini, des gelehrten und verdienten Hüters der Mediceiſch-Laurenzianiſchen Bibliothek, rettete nicht den koſtbaren Virgilianiſchen Codex, welchen einſt Cosmus I dem Cardinal Del Monte abgekauft und dieſer berühmten Sammlung einverleibt hatte. Und der Widerſtand des Clerus reichte nicht hin, die zum Theil durch ihren Kunſtwerth oder durch geſchichtliche Erinnerungen intereſſanten Kirchengefäße von edeln Metallen vor dem Schmelztiegel zu bewahren

— Florenz nicht allein, sondern alle Städte und Ortschaften Toscana's, alle Abteien und Klöster des Gebirges und der Ebene, San-Salvi, die Karthause der Acciajuoli wo Papst Pius VI eben noch ein Asyl gefunden hatte, Vallombrosa, Montoliveto maggiore, Montenero bei Livorno der Wallfahrtort der Schiffer u. v. a. wurden ausgeplündert. Was Puccini aber erlangte, war Aufschub, und dieser Aufschub brachte Rettung.

Im Mai brach in Arezzo der Aufstand aus. „Viva Maria! Es lebe Ferdinand III! Es lebe der Kaiser! Nieder mit den Freiheitsbäumen!" Das obere Arnothal, das Chianathal, das Sieneserland erhoben sich wider die Republikaner. Am 5. Juli räumten die Franzosen Florenz in Folge der Niederlage Macdonalds an der Trebbia. Bald darauf capitulirten Livorno und Portoferrajo auf Elba. Die Regierung wurde im Namen Großherzog Ferdinands wieder hergestellt.

Es ist hier nicht der Ort die Ereignisse dieser tumultuirenden Zeit mit ihren unerwarteten Erfolgen und Verlusten, mit ihren gehässigen Leidenschaften und Parteiungen zu erzählen. Die Freude der Anhänger der alten Regierung währte nicht lange. Die Staatsumwälzung vom 18. Brümaire (9. November 1799) brachte Napoleon Bonaparte an die Spitze der Republik. Am 14. Juni 1800 gab die Schlacht von Marengo Italien nochmals in seine Hand. Am 15. October rückte der General Düpont in Florenz ein, vier

Tage darauf wurde Arezzo genommen und geplündert. Portoferrajo allein hielt sich durch englischen Beistand.

Als die Dinge in Italien bedrohlich wurden, faßte man den Entschluß die schönsten Kunstschätze der Uffizien in Sicherheit zu bringen. Von wem der Gedanke ausging, ist nicht bekannt: Aktenstücke über den Vorgang sind nicht vorhanden oder wenigstens nicht aufzufinden gewesen. Wahrscheinlich aber war es Puccini selber, welcher der damaligen Regentschaft die Idee gab. Möglich ist es daß die Königin Caroline von Neapel, welche im Sommer des gedachten Jahres auf der Reise nach Wien durch Florenz kam und zur Entflammung des Widerstandes der Toscaner nicht wenig beitrug, auf den Plan oder wenigstens auf die Wahl des Zufluchtortes Einfluß geübt hat. Wie dem auch sein möge, kurz vor dem zweiten Einmarsch der Franzosen verschwanden mehre der kostbarsten Werke der Tribüne der Uffizien mit den seltensten geschnittenen Steinen und Münzen. Diese wurden in Florenz verborgen, mit jenen langte Tommaso Puccini nach schwieriger Fahrt in Palermo an. Hundert Beschuldigungen wurden wider den entschlossenen Mann gerichtet, hundert Verleumdungen suchten seinen fleckenlosen Ruf anzugreifen. Die Zeiten waren aber zu verstört, um viel an Bilder und Statuen zu denken. Im Januar des nachfolgenden Jahres 1801 drangen die neapolitanischen Truppen bis

nach Toscana vor, wurden aber diesseits Siena aufs Haupt geschlagen, bei dem verödeten Castell von Monteregioni, bekannt aus der Göttlichen Comödie wie aus der Geschichte der letzten Zeiten der Sieneser Republik. Durch den Lüneviller Vertrag, vom 9. Februar, verzichtete Ferdinand III auf Toscana, das durch den Vertrag von Madrid vom 21. März als Königreich Hetrurien dem Infanten Don Lodovico von Parma zugetheilt wurde. Im August 1801 empfing der französische commandirende General Joachim Mürat den neuen Souverän in seiner Hauptstadt.

Die nach Palermo geflüchteten Kunstschätze waren daselbst unter Puccini's Bewachung und unter dem Schutz der königlichen Regierung geblieben. Bei ihrem zweiten Einrücken in Toscana hatten die Franzosen die Unverletzlichkeit des nationalen Eigenthums proclamirt, aber der erste Consul, welcher den Belvedereschen Apoll im Louvre hatte, wollte, wie er sich ausdrückte, diesem die Medizeische Venus vermälen. Der König von Hetrurien selbst sollte dazu die Hände bieten. Der Minister des Innern der Republik, Chaptal, drängte den toscanischen Gesandten Grafen Serristori sowie den französischen Gesandten in Florenz, General Clarke, nachmaligen Düc de Feltre; Clarke drängte den toscanischen Minister Senator Giulio Mozzi. Dieser, mehr und mehr in die Enge getrieben, erwiederte in einer Note vom 4. März 1802, es hange nicht von des Königs

Willen ab den Wunsch des ersten Consuls zu erfüllen. Die Statue sei geheiligtes Eigenthum der Nation und dieser sie entziehen würde eine Verletzung allen Rechtes sein; die großmüthige Gesinnung der lothringischen Fürsten habe jenes Eigenthum stets unwiderruflich anerkannt. Er, der Gesandte, möge selbst beurtheilen welchen Eindruck es auf die Unterthanen des Königs machen müßte, wenn ein Kunstdenkmal, das selbst während der vergangenen trüben Zeiten unangetastet geblieben, in einer Epoche des Friedens und der Achtung vor dem Eigenthum der Nationen weggenommen würde — welche Meinung diese Unterthanen von der Unabhängigkeit ihres, von Frankreich selbst auf den toscanischen Thron gesetzten Souveräns gewinnen müßten, wenn er ein solches Werk, Gegenstand ihrer Bewunderung und ihres Stolzes sowol wie ihr heiliger Besitz, ihnen nicht zu bewahren vermögte. Zu gleicher Zeit schrieb Mozzi an Acton, den damals allmächtigen Minister in Neapel. Im Namen seines Souveräns dankte er für den gewährten Schutz, sprach die Zuversicht aus daß derselbe auch in Zukunft nicht fehlen werde, verkündigte die Absicht des Königs zu geeigneter Zeit ein Schiff zur Abholung der geborgenen Kunstwerke und ihres Hüters Puccini zu senden. Zugleich erklärte er nuverholen, daß man sich fest darauf verlasse, die neapolitanische Regierung werde etwaige Ansprüche irgend einer andern Macht auf die in Rede stehenden Schätze mitnichten anerkennen, son-

dern dieſelben als unverletzliches Unterpfand wie als geheiligtes Eigenthum Toscana's bewahren und ſchützen.

Das Geſchick der Mediziſchen Venus war aber ſchon beſchloſſen.

Der neapolitaniſche Miniſter hatte am 30. März geantwortet, die Kunſtwerke würden Toscana erhalten und auf Verlangen zurückgegeben werden. Man hatte ſich in Florenz damit beruhigt. Da erhielt Puccini am 9. September ein Schreiben des Präſidenten von Palermo, des Inhalts, der franzöſiſche Botſchafter in Neapel habe um Uebergabe der unter dem Namen der Venus von Medici bekannten Statue erſucht, unter der Verſicherung, ſein Gouvernement ſei in dieſer Beziehung mit Seiner Majeſtät dem Könige von Hetrurien einverſtanden; er, Puccini, möge folglich die betreffende Kiſte dem Commiſſar Manſſon übergeben. Puccini erwiederte auf der Stelle, er könne, dürfe und werde ſich der Weiſung nicht fügen: die Kunſtwerke alle ſeien ſeiner Verantwortlichkeit anvertraut — ſeine Habe, ſein Leben, und, was ihm mehr werth, ſeine Ehre ſtehe auf dem Spiele, wenn er ohne ausdrücklichen Befehl ſeines Herrſchers handle. Er empfand, daß ſein Proteſtiren nichts fruchtete. Man erſieht es aus dem Schreiben, welches er am 10. d. M. an Mozzi richtete:

„Eurer Excellenz überſende ich Abſchrift des königlichen Befehls und der Zuſchrift des Präſidenten Paternò, die mir aufgiebt unſere Venus dem franzöſiſchen

Commissar auszuliefern, sowie die Abschrift meines Protestes. Sie sehn es, daß Schicksal der Statue ist hier entschieden. Was aber wird das meine sein? Ich weiß es nicht — doch Geduld! Das Verlangen dem Vaterlande zu dienen und die Ehre zu retten, wird mich alle Uebel mit Fassung ertragen lassen. Da ich nicht glauben kann, daß der französische Gesandte in Neapel eine Einwilligung Seiner Majestät aus der Luft gegriffen habe, so bitte ich Sie inständigst mir dieselbe offiziell mitzutheilen, mir die Zustimmung zur Uebergabe zu ertheilen und zugleich meine Weigerung dem königlichen Hofe gegenüber zu rechtfertigen.

Da nun die Absichten der Franzosen vollständig erreicht sind und vielleicht im Augenblick, wo Gegenwärtiges Ihnen zugeht, die Venus Land und Klima gewechselt hat, es somit unnöthig ist meinen Aufenthalt in dieser Stadt, der so schwere Auslagen und große Uebelstände veranlaßt, noch zu verlängern, so bitte ich Sie sich mit meiner baldigen Abberufung ernstlich zu beschäftigen und Behufs des sichern Transports der übrigen Kunstwerke irgend ein Kriegsschiff zu beordern, unter Mitwissen der hiesigen Regierung.

N. S. In diesem Moment erhalte ich die schriftliche Bescheinigung der schon erfolgten Uebergabe, wovon ich der Kürze der Zeit wegen Ihnen nur Anzeige mache. Es bleibt folglich nichts übrig als an das Mittel zu denken, die übrigen Kunstsachen baldigst nach Tos-

cana zurückkommen zu laſſen, ſamt ihrem Director dem die ſiziliſche Luft nicht beſonders zuſagt."

Erſt im folgenden Jahre 1803 kehrte Puccini, ohne die Venus aber mit den andern ihm anvertrauten Schätzen, nach Florenz zurück. Er konnte ſich über den Verluſt des anmuthigſten Werkes der antiken Sculptur niemals tröſten. Wenn er die Hoffnung ausſprach, daß daſſelbe nicht auf immer für Florenz und Italien verloren ſein werde, ſo miſchte ſich herber Spott hinein. „Die Franzoſen haben die toscaniſche Venus mit dem römiſchen Apoll vermälen wollen, ſagte er, aber die werden ihnen bei Gott keine Kinder zeugen." Und dann: „Die Venus iſt nach Paris gereiſt, bald jedoch wird ſie hieher zurückkehren, denn die Luft an der Seine bekommt ihr nicht." Er aber ſollte ſie nicht wiederſehn. Das Fußgeſtell in der Tribüne, wo heute wieder, nach dem Childe Harold,

„— the Goddess loves in stone, and fills
The air around with beauty —"

blieb leer ſtehn, gleichſam zur ſtrafenden Mahnung an den ſchnöden Raub. Wenn eine Canova'ſche Venus nach Florenz kam ſo verfiel man doch nicht in den Irrthum ſie mit den altklaſſiſchen Marmorwerken zu paaren, wie man im Vatican mit dem Perſeus des geprieſenſten Bildhauers neuerer Zeiten gethan hat, den man ſo der Anmaßung zeihen mögte, den Erſatz für den verlorenen Apoll beabſichtigt zu haben.

Tommaſo Puccini kehrte in ſein früheres Verhältniß als Director der Galerie zurück. Sowol die Regierung der Königin von Hetrurien, welche nach dem frühen Tode des Königs Ludwig bis zum Jahre 1807 währte, um durch Napoleoniſchen Machtſpruch zu enden, wie die der klugen und gewandten Großherzogin Eliſe Bonaparte Baciocchi, welche überall wo ſie gewirkt ein ehrendes Andenken hinterlaſſen hat, erkannten und ſchätzten die Tüchtigkeit des Mannes, welcher im Jahre 1807 eine Abhandlung über den Zuſtand der neueren Kunſt in Toscana ſchrieb und darin mit Dankbarkeit und Freimuth der trefflichen Eigenſchaften ſeines frühern Landesherrn Großherzog Ferdinand gedachte.

Die Uffizien und der Palaſt Pitti, welchen Eliſe bewohnte und vielfach ausſchmücken ließ, waren von nun an vor Beraubungen bewahrt. Nicht ſo andere Anſtalten. Als bei einer Erweiterung der Akademie der Künſte eine Menge Bilder aus aufgehobenen Kirchen und Klöſtern zur Bereicherung der Sammlung derſelben beſtimmt wurden, die ungeachtet ihres nicht großen Umfangs heutzutage mehr als irgend eine Galerie in Italien und, Berlin ausgenommen, in andern Ländern eine vollſtändige Einſicht in den Gang der mittelitaliſchen Kunſtgeſchichte vom 13. zum 17. Jahrhundert gewährt, kam der Director des Muſée Napoléon, Denon, im Jahre 1811 nach Florenz und wählte unter dieſen Bildern nach Gutdünken. Es handelte ſich hier namentlich um Trecento und Quattro-

cento: Gentile da Fabbriano, Andrea dal Caſtagno, Fra Angelico da Fieſole, Fra Filippo Lippi, Sandro Botticelli, Coſimo Roſſelli, Domenico Ghirlandajo, Lorenzo di Credi u. A. zogen die Aufmerkſamkeit Denon's auf ſich, welcher Italien aus der Zeit ſeines frühern Aufenthalts als franzöſiſcher Botſchaftſecretär wohl kannte. Der franzöſiſche Präfect des Arno-Departements, Fauchet, räumte alle Hinderniſſe weg. In Piſa waren es beſonders die Trecentiſten, die Giottesken nebſt Orcagna und dem ſpätern Benozzo, deren Werke man wegnahm, nebſt einem Marmorrelief Niccola oder Giovanni Piſano's. Auch Soddoma's mit Recht berühmtes Opfer Abraham's mußte die verhaßte Reiſe antreten. Aus dem Sieneſer Archiv wurden die wichtigſten Urkunden der Zeiten der Republik weggenommen, gegen ſiebzehntauſend an der Zahl. Die orientaliſche Typografie, von Großherzog Ferdinand I in den Tagen ſeines Cardinalats gegründet, von Cosmus III aus der Mediziſchen Villa auf dem Monte Pincio nach Florenz geſchafft, konnte durch die Vorſtellungen der Großherzogin und des Grafen Baldelli, des gelehrten Herausgebers des Marco Polo und Biografen des Boccaccio, vor gleichem Looſe nicht bewahrt werden. Sie wanderte nach Paris mitſamt den Formen. In den nämlichen Tagen blutete die toscaniſche Jugend auf den Schlachtfeldern Spaniens, Teutſchlands und Rußlands. Es koſtete theuer, zur „großen Nation“ zu gehören.

Der Reſt der Zeit franzöſiſcher Herrſchaft verſtrich ohne fernere Beraubung, aber nicht ohne einen ſchweren Verluſt für die florentiniſchen Kunſtſammlungen. Tommaſo Puccini ſtarb am 15. März 1811. In der Kirche Santo Steſano, in der Nähe des Mercato nuovo, wo Giovanni Boccaccio die göttliche Comödie öffentlich vorlas und erklärte, deckt ein einfacher Grabſtein ſeine Gebeine. Die Wegnahme der Venus hat er nie verſchmerzt.

Die Reſtaurationsjahre kamen heran. Aus den Händen Joachim Mürat's, des damaligen Bundesgenoſſen Oeſtreichs, übernahm am 1. Mai 1814 der Bevollmächtigte Großherzog Ferdinand's, Fürſt Rospigliosi, die Regierung in Toscana, welches Eliſe Baciocchi drei Monate früher verlaſſen hatte. Im September kehrte Ferdinand ſelbſt aus Teutſchland zurück. Mürat's Feldzug im April des folgenden Jahres führte einmal noch einen Wechſel der Dinge herbei, doch nur auf kurze Zeit. Für Florenz währte die zweite napoleoniſche Beſetzung keine „hundert Tage:“ ehe noch auf Waterloo's Felde das Schickſal Europa's entſchieden war, waren die Bourbonen ſchon in Neapel. Erſt dann, als die Verbündeten dem zum andernmal beſiegten Frankreich härtere Bedingungen auferlegten, verlangte man auch die alte Siegesbeute der Kunſtſchätze zurück. Die Geſchichte ihrer Wiedererlangung iſt bekannt: bekannt iſt auch, wie viel Mühen und Noth dieſe Wiedererlan-

gung koſtete; wie die Franzoſen ſich ſträubten und Ludwig XVIII im Bewußtſein der Unpopularität der Maßregel nicht die Hand zu bieten wagte, ſo daß die Wegnahme wie ein Gewaltſtreich ausſah; wie endlich die Kälte des Kaiſers Franz, der nur für die Marcus-Pferde ſich zu intereſſiren ſchien, beinahe alle Bemühungen vereitelt hätte. Die Franzoſen, welche die beſiegten Nationen ſo ſchmachvoll beraubt, welche Meiſterwerke der Kunſt nicht blos ſondern auch ſolche Monumente weggeſchleppt die nur localen oder hiſtoriſchen Werth beſaßen, welche Gebäude verunziert hatten um Säulen für den Louvre zu erlangen — die Franzoſen ſchrien nun über Beraubung und ſchnöde Gewalt. Caſimir Delavigne, ein Autor welchem mehr die Umſtände und der Oppoſitionsgeiſt als der poetiſche Gehalt zu vergänglichem Ruhm verhalfen, hat in einem der früheſten Gedichte die ihm einen Namen gemacht, in der zweiten Meſſénienne, dieſer Anſicht Worte geliehn: Das Schwert der Verbündeten iſt ein „glaive insolent," ſie ſelbſt ſind „profanateurs inhumains," weil ſie ihr Eigenthum (das bedeutet das franzöſiſche „nos statues") wiederabholen! Amor löſcht ſeine Fackel aus und klagt, Mars mißhandle ſeine Mutter —

„Je crois entendre encor les clameurs des soldats
Entraînant la jeune immortelle:
Le fer a mutilé ses membres délicats

Hélas! elle semblait, et plus chaste et plus belle,
Cacher sa honte entre leurs bras."

So lauten die Verſe welche die Rücknahme der Medizeiſchen Venus erzählen.

Die damaligen Directoren der florentiner Sammlungen, der Senator Degli Aleſſandri und der noch lebende verdienſtvolle Ramirez di Montalvo, welchen vor ein Paar Jahren erſt zunehmendes Augenleiden von der Galerie entfernte, führten in einer gehaltvollen Denkſchrift die unveräußerlichen Rechte Toscana's auf die nach Frankreich entführten Werke aus. In ihrer Faſſung würdig und gemäßigt, kann dieſe Denkſchrift doch nicht umhin die Wegnahme der Venus als eine „Uſurpation" zu bezeichnen, „welche weit entfernt das Kriegsrecht oder einen ſonſtigen Grund für ſich beanſpruchen zu können, nur den Karakter der Hinterliſt und der abſcheulichſten Räuberei an ſich trägt." Aleſſandri und der bekannte Maler Pietro Benvenuti wurden nach Paris geſandt. Sie haben es noch in ſpäten Zeiten wiederholt ausgeſprochen, daß ſie, wie Canova, die Erreichung ihres Zweckes namentlich dem Schutz, der Energie und den verſtändigen Maßregeln der Feldmarſchälle Blücher und Wellington verdankten. Man weiß, welcher Lärm damals wider Wellington erhoben ward, welcher am 23. September des gedachten Jahres 1815 in einer Note an Lord Caſtlereagh ſein Verfahren wie ſeine Berechti-

gung dazu und die Verhandlungen mit Talleyrand und Denon erläuterte. Der Herzog hatte dem französischen Minister anzeigen lassen, er werde seine Truppen nach dem Louvre senden um von den dem Könige der Niederlande gehörenden Bildern Besitz zu nehmen. „Es war nicht nöthig am bezeichneten Tage die Truppen zu schicken, denn schon hatte preußische Mannschaft die Galerie besetzt, und die Gemälde wurden herabgenommen ohne daß es der Soldaten unter meinen Befehlen bedurft hätte, die Wenigen abgerechnet welche zum Abnehmen und Einpacken gebraucht wurden."

Preußische Grenadiere hielten den Louvre besetzt, als die toscanischen Commissarien ans Werk gingen. Die Vision Ezechiels, dies Juwel aus Raffael's glänzendster Zeit, war das erste Bild das sie von der Wand nahmen. Man mag sich vorstellen, mit welchen Empfindungen sie den wieder geborgenen Schatz empfingen. Es war am 13. September 1815, drei Monate nach der Waterloo-Schlacht.

Viel hat daran gefehlt, daß Toscana wieder zum ungeschmälerten Besitz seines Eigenthums gelangt wäre. Man glaubte der Stellung König Ludwig's XVIII und den schwierigen Zeitverhältnissen mancherlei Rücksichten zu schulden. Der Großherzog hatte überdies das Zartgefühl, nichts von Dem zurückzufordern was sich in den königlichen Gemächern befand. So blieben unter andern

mehre der kostbarsten Tische von Pietradura in Paris. Von den pisaner Bildern kehrte der einzige Sodoma an seinen alten Platz in der Dom-Tribüne zurück. Die im Jahre 1799 verschwundenen Gemälde blieben verschollen. Wie vieles ist damals den Franzosen gelassen worden, von italienischem, spanischem, niederländischem, teutschem Eigenthum!

Eine östreichische Division geleitete die wiedererlangten Kunstschätze nach Italien. In Mailand wurden sie öffentlich gezeigt — in Florenz war im Februar 1816 mehre Tage lang Alles in Bewegung, die in den Sälen der Akademie der Künste aufgestellten Werke zu sehn. Einiges aus französischen Provinzialgalerien kam später zurück, sowie Benvenuti's Schwur der Sachsen, einst für Napoleon's Civilliste gemalt und aus Abneigung wider Napoleon jetzt dem Maler zurückgegeben. Die Galerie Pitti wurde ganz neu eingerichtet. Die Zahl der Räume wurde durch den schönen Saal vermehrt, dessen Decke und Lünetten Luigi Sabatelli mit den immerhin bemerkenswerthen Fresken aus der Ilias schmückte. Die großherzoglichen Villen; die Magazine in denen so vieles unbeachtet geblieben, wie sich heute noch bei der für den Palast von Lucca getroffenen Auswahl gezeigt hat; Ankäufe aus der einst sehr reichen Gerini'schen Sammlung und einzelne Erwerbungen wie die Raffaelischen Bildnisse aus dem Hause Doni, lieferten einen

beträchtlichen Zuwachs zu der bisherigen Sammlung, so daß eine Reihe kleinerer Gemächer, in der Richtung nach dem Garten Boboli zu, den ältern zugegeben wurde.

Eines dieser kleinern Gemächer, welche so viel Bemerkenswerthes an Bildern und mancherlei Kostbarkeiten enthalten jedoch wegen des Reichthums der großen Säle gewöhnlich wenig beachtet werden, und wo Canova's Venus einen neuen Platz gefunden hat, zeigt in einem Deckengemälde Odysseus' Heimkehr nach Ithaka, eine Anspielung auf die Rückkehr des vortrefflichen Großherzogs Ferdinand.

Balbo's italieniſche Geſchichte.

Das Haus Savoyen und ſeine Politik.

Ein Buch von geringem Umfange liegt vor dem Leſer.*) Ein mäßiger Band umfaßt Italiens ganze Geſchichte, von den Urſprüngen das heißt von den tyrrheniſchen Zeiten an bis zur Reſtauration des Jahres 1814. Aber es iſt ein ſchönes und gutes Buch: es iſt das erſte in Italien welches dieſe Geſchichte im Zuſammenhang und, ſieht man ab von dem radicalen Unterſchiede vorchriſtlicher und chriſtlicher Zeiten, unter einem und demſelben Geſichtspunkt betrachtet. Es iſt das erſte Werk, deſſen Verfaſſer dieſe Geſchichte in allen ihren Theilen vollſtändig beherrſcht und an dem Weſentlichen und Beſtimmenden feſthaltend uns mit ſicherer Hand, den wechſelnden Karakter von Zeiten und Menſchen richtig erkennend und ſcharf ausprägend, durch das Labyrinth von Thatſachen hindurchführt. Er thut dies, indem

*) Della Storia d'Italia dalle origini fino all' anno 1814. Sommario di Cesare Balbo. Turin, 1845. Vollſtändige Ausgabe 1846.

überall das nationale Element in seiner Bedeutung und Wirkung hervorgehoben wird, wogegen das munizipale in den Hintergrund tritt — eine Art der Behandlung, die von einem Manne wie der Verfasser ist versucht und zur Geltung gebracht werden kann, nachdem diesem munizipalen Element, das freilich in der italienischen Geschichte meist überwiegend hervortritt, von der Mehrzahl der Historiker ein so weiter Spielraum eingeräumt worden ist. Des Verfassers Name ist bekannt genug. Historiker und Filosof, erhob sich Cesare Balbo stets über den antiquarischen Standpunkt, suchte stets nach einem organischen Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart, huldigte nie einem Formalismus mogte er noch so blendende Außenseite haben. Ein christlicher Filosof verfolgte er in der Geschichte das Walten der Gotteshand, und verlieh durch das unablässige Streben nach solcher Erkenntniß und der daraus sich entwickelnden Lehre auch der mühsamen Forschung Leben und Farbe. Seine staatsmännische Wirksamkeit in stürmischer Zeit, inmitten maßloser Ansprüche und sich überstürzender Ereignisse, konnte keine klaren und befriedigenden Resultate liefern wie die literarischen es sind. Aber durch Festhalten an seinen Ueberzeugungen welche auch nach den Tagen jener sturmbewegten Thätigkeit, und jetzt mehr als damals, Gelegenheit gefunden haben, sich gemäßigt aber fest, vermittelnd aber consequent auf der Rednerbühne auszusprechen, wie

inmitten ſchwerer und ſchmerzlicher perſönlicher Opfer und Prüfungen, hat dieſe Wirkſamkeit die Achtung vor ſeinem Karakter bewahrt und bekräftigt. Für den aufmerkſamen Leſer von Balbo's berühmtgewordenem, viel Wahres und viel Falſches enthaltenden, richtig-gedachtes mit fantaſtiſchem vermengenden Buche „Delle Speranze d'Italia" iſt es kaum denkbar daß er im Frühling 1848 wirklich glauben konnte, der Augenblick der Losreißung des größten und ſchönſten Theiles Ober-Italiens von dem fremden Staatskörper ſei gekommen. Ihm konnte das Unreife der Zuſtände nicht entgehn, obgleich er niemals ſeit ſeiner Jugend praetiſchen Antheil an den Geſchäften gehabt hatte, zu denen die lange und ehrenvolle Laufbahn ſeines Vaters, des Grafen Proſpero, und eigenes Talent und Wiſſen ihm den Weg mehr denn Andern zu bahnen ſchienen. Aber es erklärt ſich leicht wie er, auch ohne dieſe Ueberzeugung, dem allgemeinen Drange ſeine Mitwirkung nicht verſagen konnte noch wollte, einem Drange, der Jahre lang halb offen halb geheim gewachſen war, und, weil lange zurückgehalten, beim endlichen Durchbruch ſo elektriſch zündete, daß gewiß nicht der revolutionäre Theil des Volkes allein dieſer Richtung folgte.

Das gegenwärtige Buch, im Jahre 1845 in ſehr kurzer Zeit geſchrieben, iſt der oben berührten Zeit vorausgegangen. Wie aber „coming events cast their shadows before," finden ſich in demſelben die Keime

deſſen, was die neueſte nationale Bewegung in Italien, während der kurzen Zeit in welcher ſie ihrem Karakter nicht untreu ward und ihr Vermögen nicht überſchätzte, an Wahrem und Gutem zu Tage gefördert hat, was der Nation nicht verloren gehn wird, iſt es auch ſo bald vom Unkraut der böſen, ſo zügel- wie maßloſen Leidenſchaften überwuchert worden die es in der Entwicklung hemmten, die es in ſeinen äußern Erſcheinungen fälſchten, und dadurch Schmach und Unglück und ſchlimmere tiefer gehende Entzweiung als je über das Land brachten. Eine doppelte Signatur geht durch das Buch, dem Ganzen wie jedem einzelnen Theile ſeinen ſpezifiſchen Karakter gebend: des Verfaſſers patriotiſche und katholiſche Geſinnung leuchtet aus Allem hervor, entſchieden aber nicht ſchroff, warm aber nicht propagandiſtiſch, ſtark aber milde. Seine früheren Schriften ließen dies erwarten. In erſterer Hinſicht ſpricht er klar aus: die Summe von Glück und Elend einer Nation liegt ihm in der Erhaltung oder im Verluſt der Unabhängigkeit. „In der Geſchichte wie in der Wirklichkeit — ſagt er, von den Ottonen und ihrer Zeit redend — giebt's keinen herbern Schmerz als der iſt, die Fremdherrſchaft mehr loben zu müſſen denn die einheimiſche. Doch der Wahrheit die Ehre. Und aus der Wahrheit allein entſpringen gute Lehren, und für uns iſt eine dieſer Lehren, daß eine fremde Regierung, mag ſie an ſich immer ſo gut ſein, im Endreſultat für

die Nation verderblicher wirkt als eine noch so schlechte nationale. Denn diese geht vorüber und gewährt bessern Geschicken Raum — jene, je weniger schlimm sie ist, macht die fremden Fesseln um so erträglicher, schmiedet sie drum nur fester und fester. Seit den Tagen des großen und guten Otto, mit Ausnahme eines so kurzen Zeitraums daß er fast wie eine Rebellion aussieht, blieb die Kaiserkrone achthundertvierzig Jahre lang den Teutschen: heute noch gehört ihnen die lombardische Krone, und bis auf unsere Tage war die italienische Nation mehr oder minder doch immer abhängig. Die Städte die wir bald befreit bald im Augenblick der Befreiung sehn, waren niemals vollkommen frei, selbst nicht dem Namen nach, selbst nicht nach Maßgabe der von ihnen gemachten Ansprüche. Immer standen sie, ihrem eignen Bewußtsein und Geständniß zufolge, unter der Oberherrlichkeit des fremden Kaisers, und viele Päpste anerkannten dieselbe und die meisten Fürsten: die wenigen, die sich deß weigerten, erlagen der Uebermacht was auf dasselbe herauskommt. Hält man dies nicht fest, so läuft man Gefahr unsere spätere Geschichte zu mißverstehn, die verschieden ist von allen gleichzeitigen und glücklicheren. Die Feststellung des größern oder geringern Grades der Unabhängigkeit einer Nation ist die wesentlichste Erklärung oder Filosofie ihrer Geschichte, und da man jene vernachlässigt hat, besitzen wir keine einzige befriedigende Geschichte Italiens."

Von ſolchen Grundſätzen ausgehend verweilt Balbo, mit ernſter Hinweiſung auf Fehler, Mißgriffe und Sünden, bei jenen Zeiten in welchen zu einer nationalen Staaten-Einheit Italiens mit größerer oder geringerer Ausſicht der Grund ſich legen ließ, oder wo wenig ſelbſt daran fehlte daß ſie vollſtändig erzielt worden wäre — bei der Gothenherrſchaft zu deren Beurtheilung er nicht die gewohnten Vorurtheile mitbringt, beim Ausgang des 15. Jahrhunderts, bei unſern Tagen. Verdienſt und Schuld, wo ſie aufs Allgemeine Einfluß hatten, werden immer mit dem Maßſtab der Unabhängigkeit gemeſſen. Dieſelbe Conſequenz gewahren wir in der katholiſchen Geſinnung. Von vorneherein wird Italiens bevorzugte Stellung hervorgehoben als „Centrum der Chriſtenheit, eine Stellung wie alle auf dieſer Welt mit Rechten und Vorzügen begabt, mit Pflichten belaſtet welche unvergängliche wurden." Streng katholiſch iſt das Urtheil über die lutheriſche Reformation. „Die Kirchenſpaltung brachte der Chriſtenheit weder die politiſche noch die filoſofiſche Freiheit, denn dieſe hatten wir ſeit Jahrhunderten: ſie brachte nur jene Freiheit des Glaubens welche mit einer geoffenbarten Religion unverträglich iſt. Ueber ein Jahrhundert lang nahm dieſe Spaltung die Chriſtenheit in Anſpruch, entzog ihr die Kraft zu beſſerm Wirken, verhinderte ihre vollſtändige Entwicklung in Teutſchland, in Frankreich, in England, wo ſie heute noch die Einheit vernichtet.

Für Italien ſodann ward ſie Grund eines damals neuen Uebelſtandes, der vielleicht noch nicht gehoben iſt. Aus der Reform, aus dem Bedürfniß ja der Pflicht für die Päpſte ſich ihr in Teutſchland in den Weg zu ſtellen, entſprang die Annäherung der Päpſte an den Kaiſer, eine Annäherung welche den alten Traditionen ſo geradezu widerſpricht, daß ſie ohne ſolchen Grund mit der Natur des Papſtthums ſelbſt im Widerſpruch ſtehn würde (?). Es wäre naturgemäß und traditionell geweſen, daß der Papſt ſich der Kaiſergewalt widerſetzt hätte, nachdem dieſelbe unter Carl V durch die Erwerbung Beider Sizilien zu der Höhe gelangt war auf der ſie einſt unter den Hohenſtaufen geſtanden, und als ſie noch höher zu ſteigen drohte wie ſie denn wirklich ſtieg. Weder Leo X noch die feingebildete römiſche Curie konnte ſolche Erinnerungen unbeachtet laſſen oder ihr Weſen verkennen. Sie ſchloſſen ſich auch Anfangs Franz I an. War es aber ſchon die Einwirkung der neuen geiſtlichen Politik der Päpſte, war es Leo's perſönlicher Ehrgeiz: bald verbündete ſich dieſer mit Carl V. Mit wenigen Ausnahmen waren von dieſem Tage an die Päpſte alle kaiſerlich und öſtreichiſch geſinnt: ſie fielen von der nationalen Sache ab, welche Gregor VII und Alexander III wie den dritten und den vierten Innocenz als Herrſcher und als Kirchenfürſten ſo groß gemacht hatte." Dies iſt die italieniſch-politiſche Auffaſſung des Pontificats, welche von Balbo ſelbſt, wie von Gio-

berti mehr noch als von ihm, entwickelt worden ist, eine Auffassung welche von einer Partei, die scheinbar mit ihnen gehend und sie unterstützend ganz verschiedene Zwecke verfolgte, auf die Spitze gestellt so viele Irrungen veranlaßt, so kläglichen Ruin nach sich gezogen hat.

Man darf nicht glauben als ließe Balbo sich durch die Gesinnung, deren Stempel dem ganzen Buche aufgedrückt ist, zu extremen Consequenzen hinreißen. Ueberall zeigen sich schöne Mäßigung, Geradheit, Sinn für Recht und strenge Achtung vor dem Moralgesetz. Nichts wird beschönigt, nichts aus prinzipiellem Vorurtheil oder mißverstandener Vaterlandsliebe in falsches Licht gestellt. Kein Verschweigen der Unehren des Papstthums des 10. und 11., des 15. und 16. Jahrhunderts, kein Kokettiren mit der Rebellion, mit den verschiedenen römischen Aufstandsversuchen des Mittelalters, bei denen gar zu leicht etwas Häresie mitunterlief welche von Neueren mit so großer Indulgenz um nicht zu sagen mit Vorliebe betrachtet wird, kein Ueberschätzen der Communenfreiheit, keine Vergötterung des Cinquecento — zwei Klippen, an denen so viele Italiener scheitern. „Die heitern, pomphaften, oberflächlichen, leichtsinnigen, bisweilen sorglosen Naturen pflegen im Leben in höherem Grade als andere Glück, nach dem Tode Ruhm zu finden. Solchen Karakter, solches Geschick hatte Leo X, gewiß kein großer Politiker, viel weniger noch ein großer Papst. Nach Alexander VI, welcher zu verderbt

und ſchlecht war um auch nur ein Protector der Künſte und Wiſſenſchaften zu ſein, nach dem jähzornigen Julius II, welcher ſelbſt als Protector ſeine Leidenſchaft nicht meiſterte, mußte großer Jubel unter dieſer Schaar von Literaten und Künſtlern herrſchen welche, wie Tänzerinnen zwiſchen Kriegern, unter den rohen fremden Gäſten, unter den finſtern Politikern, unter Italiens trauernden Völkern ſich umherbewegten. Wer ſich ein richtiges Bild dieſer ſeltſamen Zeiten machen will, darf dies fröhliche Häuflein nicht außer Acht laſſen: zu Pericles', zu Auguſtus', zu Ludwig's XIV Tagen hat ein ſolcher Contraſt von Feſten und Schmerzen nicht beſtanden, wenigſtens nicht gewährt. Das Vaterland war in der Gewalt von Fremden, und der Herrſcher dachte nur daran ſeinen Verwandten in Florenz und Urbino eine Hausmacht zu gründen. Ein Häreſiarch erſtand, der größte den es ſeit Arius gegeben, und der Papſt wähnte er ſei ein ruheloſer Mönch, unbedeutender als Savonarola, und er werde wie dieſer enden. Und er fuhr fort malen und bauen, ſchreiben und Comödien aufführen zu laſſen, die das ſittenſtrenge Teutſchland ſcandaliſirten. Mit einem Wort, moraliſch, politiſch, religiös war's, der Ausdruck iſt nicht zu ſtark, ein wahres Civiliſations-Bacchanal."

Arnaldo da Breſcia, Cola di Rienzo, Girolamo Savonarola, dieſe ſo oft nach zwei entgegengeſetzten Seiten hin unrichtig aufgefaßten Perſönlichkeiten, werden

auf ihren wahren Gehalt beschränkt, über welchen poetische Schwärmerei wie religiös-politische Sympathien sie zu erheben, unter welchen Befangenheit oder Haß sie herabzudrücken versucht haben. Das strengste Strafgericht ergeht über die Borgias und über Venedig's egoistische Staatsweisheit, die vielleicht zu hart und nicht mit gehöriger Rücksicht auf die äußern Bedingungen beurtheilt wird. Wie Machiavell und Guicciardini von der moralisch-politischen Seite den schärfsten Tadel erfahren, so Boccaccio außer in moralischer auch in literarischer Beziehung. „Anmuthig war er, fördernd nicht in seinen Erzählungen, nicht blos weil er diesem Genre nicht die sittlichen und politischen Zwecke unterzulegen verstand, zu welchen später Andere, namentlich der größte italienische Romandichter unserer Tage, es benutzten, hoben, veredelten; sodann auch weil er es der bloßen Unterhaltung, die überdies bisweilen gemeiner, fast immer schlüpfriger Art war, dienstbar machte; endlich weil er, der größte Prosaist seiner Zeit aber ein Spaßmacher, vielleicht zum Scherz Nachahmer des runden und blumenreichen Styls mancher Alten ward und so die italienische Prosa auf die Bahn der lateinischen führte, die für unsere Sprache so unnatürlich als widerwärtig ist. Ein großer Nachtheil, an welchem unsere Literatur noch krankt — der Nachtheil, daß jener Schriftsteller welcher die italienische Prosa bildete und deren erstes Muster wurde, ein scherzender Novellist war,

während es einem Nachbarvolke zu gleichem Vortheil gereichte, daß es zwei ernste Denker und Mathematiker, Descartes und Pascal, zu Bildnern seines prosaischen Styls hatte."

Die politische Idee welche durch dies Buch geht, ist die der Föderation der italienischen Staaten. Wie an andern Orten spricht sie sich bei der Erwähnung der Bestrebungen Lorenzo's de' Medici aus. „Wenn Cosimo der Aeltere Urheber und Ordner des Bündnisses zwischen Mailand, Florenz und Neapel war, jenes Bündnisses welches einer wahren italienischen Conföderation gleichkam, so gebührt Lorenzo'n die Anerkennung dasselbe in vielleicht noch schwierigeren Zeiten, jedenfalls mit geringern ja schlechten Menschen aufrecht gehalten, es vor dem Sturze bewahrt, es wo Aenderungen nöthig waren erneut zu haben. Und es ist Thatsache daß, mögen immer Namen und Einzeldinge je nach Zeit und Umständen wechseln, diese Verbindung von drei großen nationalen Staaten im Norden, im Centrum und im Süden Italiens vielleicht die einzige in Italien mögliche Conföderation, daß sie die einzige ist, welche jemals die Nationalität der Halbinsel wird retten oder wiedererringen können. Gewiß war sie damals die einzige, und mit Lorenzo's Tod zerfiel sie und ist noch nicht wiedererstanden. Und dann begann das Zeitalter italienischer Staaten unter fremder Obergewalt, einer Obergewalt die in ihren wechselnden

Erſcheinungen bald bekämpft bald mit Ergebung ertragen, und nach der einen oder nach der andern Seite hin in eine Art Gleichgewicht gebracht worden iſt, jedenfalls aber fortgewährt hat und Gott weiß wie lange noch fortwähren wird." Nicht zwei Jahre nachdem dies geſchrieben worden, ward die Wiedererweckung eines ſolchen Bündniſſes angeſtrebt, mit einem Centrum welches, in ihrer, allen Scharfſinns ungeachtet, auf ein bloßes Balancirſyſtem ausgehenden politiſchen Befangenheit weder Coſimo noch Lorenzo geſucht ja kaum geahnt hatten, welches aber, was auch immer man über politiſche Utopien ſpötteln möge, an ſich das ſchönſte und naturgemäßeſte war: mit dem Centrum in Rom und im Papſtthum, jenem Papſtthum, welches im 15. Jahrhundert nur mit den Augen politiſcher Freundſchaft oder Feindſchaft gemeſſen ward, während man ſeinen höhern Karakter unbeachtet ließ. Wie und woran das alles geſcheitert, weiß man. Die politiſchen Zuſtände Italiens vor 1494 ſind vielfach überſchätzt worden. Die grauenvolle innerliche Verrottung ließ die ſtaatsmänniſche Idee des alten Cosmus und Francesco Sforza's nur in ihrer Aeußerlichkeit zu Stande kommen und auch im Aeußerlichen nur in einer Unvollkommenheit welche ſie von vorneherein ſchon halb zerſtörte: aber dieſe Idee war die wahre und richtige, ſo lange die italieniſchen Staaten factiſch unabhängig waren, mogte auch der Reichsverband, wie oben angedeutet ward, zu Rechte

bestehn. Seit mehr als drei Jahrhunderten aber ist von solcher Unabhängigkeit nicht mehr die Rede gewesen.

Noch ein anderer politischer Zweck aber hat dem Verfasser vorgeschwebt: die Feststellung der Bedeutung des Hauses und der Monarchie Savoyen-Piemont für Italien. Er äußert sich darüber, wo er zur Restauration des Staates durch Herzog Emanuel Filibert (1559) gelangt. „Blickt man auf die italienischen Staaten seiner Zeit, so giebt sich allerdings ein bedeutender Fortschritt darin kund, daß von jener einige sechzig Jahre vorher bestandenen Masse von Fürsten, Herren und Städten nicht ganz ein Dutzend geblieben waren, wenn man die kaiserlichen Feudatare ausnimmt. Diesen Fortschritt wog jedoch die Fremdherrschaft wieder auf: sie verdarb Alles und ließ keinem dieser Staaten freie Bewegung. Italien war zu Häupten und an den Füßen und in der Mitte gekettet, in der Lombardei, in Neapel, im Papste. Nur das Haus Savoyen konnte sich, Dank der Nähe Frankreichs, von diesen Ketten lösen: es löste sich; in Piemont allein erhielt sich und wiedererstarkte etwas von italienischem Leben. Die vaterländischen Geschichtschreiber, einst Nachahmer der Alten dann der Cinquecentisten welche Piemont vernachlässigt hatten als es für Italien null war, fuhren fort es wenn nicht ganz zu vernachlässigen doch ihm viel zu geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden. Botta war der erste welcher ihm seine wahre Bedeutung einräumte,

wenngleich noch mit einiger Schüchternheit, gleichsam als stände es ihm, einem Piemontesen, nicht gut an, die Geschichte Italiens auf wenig mehr als die Geschichte Piemont's zu reduziren." Balbo hatte diese Schüchternheit nicht. Von Emanuel Filibert's Zeiten an bis zu den Revolutionskriegen theilt er die Ereignisse auf der gesammten Halbinsel nach den Regierungsjahren der savoyischen Fürsten ein. Dies würde sich vielleicht rechtfertigen lassen, wären alle diese Fürsten wie Emanuel Filibert oder Victor Amadeus gewesen. Aber der Verfasser räumt Eindrücken, Ideen, Wünschen, Hoffnungen der Gegenwart zu sehr rückwirkende Kraft ein. Er vergißt wie lange Piemont's geografische Lage, im Verein mit den starken fremdartigen Bestandtheilen und den getheilten Interessen des Hauses und Staates, seinen Einfluß auf die nähere Umgebung beschränkte; wie lange in Folge dieser Umstände Piemont für den größten Theil Italiens ein halbfremder, wenig gekannter, in seinen Tugenden und Fehlern wenig begriffener Staat blieb; in wie sehr geringem Grade es bis auf neuere Zeiten am italienischen Geistesleben sich betheiligte; wie lange dort Verhältnisse währten welche von denen des übrigen Italiens verschieden waren, meist zum Glück für das Land und seine Bewohner, welche in Folge ihrer mehr kräftigen denn lebendigen Natur und der Beimischung mancher fremden Elemente eine der nordischen sich annähernde Sinnesart

und Anſchauungsweiſe, ſtrengere Sitten, zäheres Feſthalten am Ueberlieferten, kriegeriſche Gewohnheiten, ſtarke Liebe zur engern Heimat, vorherrſchend dynaſtiſch-monarchiſche Anhänglichkeit und conſtante aber gemäßigte Staatsformen bewahrten, was aber alles zugleich größere Abgeſchloſſenheit nach außen hin und ſomit geringe Einwirkung auf die übrigen italieniſchen Völker und Staaten bedingen mußte. Man kann wol ſagen, daß erſt mit Alfieri Piemont beſtimmend und nachhaltig wirkend in das literariſche Leben Italiens eintrat, dem ſpäten Einfluß durch die kräftige Individualität ſowie durch Neuheit und Fruchtbarkeit um ſo größere Bedeutung gebend. Selbſt der weitergreifende politiſche Einfluß hat erſt mit dem vorigen Jahrhundert begonnen. In dieſer wie in ſo manchen andern Beziehungen muß die Aehnlichkeit zwiſchen dem ſavoyiſchen Hauſe und Staate und jenen der Hohenzollern, welche kurz nacheinander dieſes den großen Kurfürſten jenes Victor Amadeus, die Gründer ihrer höheren politiſchen Bedeutung, hatten, kurz nacheinander die Königswürde annahmen und vom Könige an bis zum Landbauer unermattet das Schwert in der Hand hielten — dieſe Aehnlichkeit, ſage ich, muß auch dem oberflächlichen Beobachter auffallen.

Die italieniſche Geſchichte bietet kein anderes auch nur entfernterweiſe ſo intereſſantes Beiſpiel ſtufenweiſen Emporkommens eines Fürſtengeſchlechts und einer ihrem Ziele nach ſtets conſequenten, ihren Mitteln nach den

Umständen geschickt sich anpassenden, immer thätigen, immer wachsamen, immer gewandten, dabei freilich nicht selten versteckten und unscrupulösen Politik, wie wir sie hier vor uns haben. Man muß, will man diese Politik richtig beurtheilen, in ihrem Verlauf zwei Fasen nicht außer Acht lassen. Bis zu der Zeit wo das Haus Savoyen als ansehnliche italienische Macht dastand, legte das enge Anschließen an die Kaisermacht den Grund zu dessen Größe. Später mußten diese Beziehungen sich modifiziren, als es auf geschicktes Maßhalten zwischen zwei gewaltigen Nachbarn ankam. Im Interesse der Kaiser lag es daß Frankreich nicht die Alpen überschritt, und so war ihnen ein Fürstenhaus als Vormauer erwünscht, nicht mächtig genug Besorgnisse einzuflößen, stark genug fremdem Anlauf sich entgegenzustemmen, umsomehr als ritterlicher Sinn und ungeirrter Muth von jeher die Söhne dieses Hauses und Alles was sich ihnen anschloß ausgezeichnet haben. Den Grafen von Savoyen andrerseits, welche Anfangs nur geringen Länderbesitz hatten und theils von einer Unzahl Feudatare, theils von mächtigen und unruhigen Nachbaren umringt, theils durch Unabhängigkeit der Comunen gehemmt waren, kam die kaiserliche Autorität zugute, welche ihnen außer dem zuerst an Thomas den Sohn Humbert's III im Jahre 1226 verliehenen Reichsvicariat, dem Fundament der meisten italienischen Dynastien, manchen Länderzuwachs verschaffte oder erleichterte, sei es durch

Belehnungen, sei es durch Schutzherrschaften und andere Mittel.

Wie Alles auf der Welt zu politischen Zwecken dienen muß, so namentlich die Genealogien. Als König Heinrich's IV Tochter Christine, Herzog Victor Amadeus' Witwe, unter dem Namen Madame Royale bekannt genug, von Aussichten auf den Kaiserthron für die Familie träumte in die sie hineingeheirathet hatte, kam ihr die geträumte Abstammung der Grafen von Savoyen von den alten Sachsenherzogen zu paß, und der Franzose Guichenon mußte in seiner Geschichte des Hauses diese Abstammung mit großem Aufwand von Scharfsinn und Combinationsgabe in Ermangelung von Documenten beweisen. In unsern Tagen, wo italienische Interessen vorwalten, wo man, wiederum träumend, einen König Sardiniens als König von Italien sah, gab man italienischer Abstammung den Vorzug, und wie man einmal Werth darauf legte daß das venezianische Patriziat dem savoyischen Hause eigen gewesen, so führte man dies Haus auf die Berengare zurück, wenngleich mit überaus kühnen Hypothesen doch jedenfalls mit geringerer Tollkühnheit als die der Genealogisten des 17. Jahrhunderts gewesen war. Della Chiesa, Galeani-Napione, Cibrario, Paravia und die meisten unter den Neueren sprechen sich für die italienische Herkunft des Geschlechtes aus. Wie dem aber immer sein möge, die Grafen von Savoyen, nach Norden

wie nach Süden blickend, zogen auf Nord- wie Südseite Nutzen aus den Umständen. Rittlings auf den Alpen sitzend, griffen sie mit einer Hand nach Dauphiné und Hochburgund hinüber, mit der andern nach den Ländern der oberitalienischen Nachbarn. Auf beiden Seiten waren sie glücklich. Von Humbert Weißhand (aux blanches mains) an, also seit der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, erwarben sie Herrschaft auf Herrschaft, und bis zum sechsten und siebenten Amadeus, dem Comte Vert und dem Comte Rouge († 1391), unterwarfen sie sich Städte, Castelle, Landschaften, besonders auf der Schweizerseite tief in die jetzige Eidgenossenschaft hinein. Humbert besaß außer dem eigentlichen Savoyen die Maurienne, Nyon, Belley und Salmorene, das Chablais und die Tarantaise, und auf der Südseite der Alpen die Grafschaft Aosta; er besaß sie theils durch Erbrecht, theils durch sonstigen Erwerb, theils in Verwaltung: schon sein Sohn fügte durch Heirath die Grafschaft Turin und das viel bestrittene Asti hinzu und andere Theile. Bedeutend war der Länderzuwachs unter dem Grafen Amadeus V (1285—1323) diesseit wie jenseit der Alpen, und wenn manche Herrschaft nur eine zeitweilige war, wie die über Bern und Lausanne, so erlangte er dauernd Ivrea und Fossano und andere Gebiete und Orte. Und ansehnliche Städte, theilweise durch freiwillige Unterwerfung oder Anerkennung der Oberhoheit, vergrößerten

den Besitz unter den beiden schon Erwähnten, dem berühmten „Grünen Grafen“ und seinem Nachfolger dem „Rothen:“ Chieri, Chivasso, Mondovi, Savigliano, Cuneo und das schöne Nizza den großen Vortheil eines Hafens am Mittelmeer gewährend, welchen spätere Zeiten zur Gründung einer ansehnlichen und thätigen Marine gut zu nutzen wußten, nachdem die ganze an unerschrockenen Seefahrern reiche ligurische Küste das Geschick der nizzardischen Grafschaft getheilt hatte.

Die Sitte der Belehnung von Nebenlinien mit einzelnen Provinzen oder neuen Erwerbungen hinderte indeß umsomehr die Kräfte zu sammeln als oft Unfriede unter diesen verschiedenen Linien ausbrach wie gewöhnlich in ähnlichen Fällen — ein Unwesen, welchem Amadeus VIII (1391—1451) ein Ende machte. In ihm, in seiner langen Regierung findet sich der eigentliche Ausgangspunkt für die Größe seines Hauses — mit Recht setzte König Carl Albert in der Kapelle des heiligen Leintuchs in der Kathedrale zu Turin, wohin die Reste seines berühmten Ahnherrn von Ripaille am Genfersee gebracht worden waren, ihm, „decori ac lumini gentis suae“ neben dem gleich großen Emanuel Filibert ein Denkmal.

Man hat mit gutem Grund bemerkt daß Ursprung und Mittel der von diesem so schlauen und ehrgeizigen wie glücklichen Mann erworbenen Macht in dem Schaffen und Treiben von vier Vorgängern lagen, welche das

14. Jahrhundert hindurch wirkten. Aber Er war es der die zerstreuten Herrschaften seines Hauses vereinigte und, der Erste der Seinen, mächtiger und gefürchteter Landesherr in Italien ward. Amadeus erlangte die Hoheit über die Markgrafschaft Saluzzo, die lange zwischen Savoyen und den Dauphins streitig gewesen war, erwarb die Grafschaft Genevais nach dem Tode des letzten der Grafen, Robert, der als Gegenpapst Clemens VII bekannter ist (1394), vereinigte auf immer mit seinen Staaten Piemont nach dem Aussterben der Vettern von Achaia (1418), welche seit hundertvierundzwanzig Jahren diese Provinz besessen hatten. Er erhielt im Jahre 1427 von den Visconti Vercelli, nöthigte die Markgrafen von Montferrat zur Abtretetung mehrer Landestheile und zur Anerkennung seiner Hoheit über andere Theile, die sie bisher von Kaiser und Reich zu Lehn trugen, während sie sich nun vor dem ehrsüchtigen Nachbar beugen mußten, zwang die Avogadro, Fieschi, Tizzoni, Ventimiglia und andere Dynasten sowie verschiedene unabhängige Communen zur Anerkennung seiner Lehnsherrlichkeit. Nach allen Seiten hin benutzte er die günstigen Verhältnisse, so die Ohnmacht Frankreichs in seiner Spaltung zwischen Orleansscher und Burgundischer Partei, wie den Kronenstreit in Teutschland zwischen Luxemburg und Pfalz, dann Kaiser Sigmund's Geneigtheit, welcher er den Herzogstitel verdankte, in einer Zeit wo die Kaiser zu

ſchwach waren, wirkliche Gewalt in Italien auszuüben, mit ihren alten Majeſtätsrechten aber Solchen nutzen konnten, die zu der factiſchen Autorität auch die Rechtstitel zu fügen wünſchten, ohne welche ſie ſich nie behaglich zu fühlen ſchienen.

Ein höheres Ziel aber hatte Herzog Amadeus' Ehrgeiz ſich geſteckt. Er ſtrebte nach Erwerbung der Lombardei — mit ihm hat dies Streben ſeinen Anfang genommen, das bis auf unſere Tage traditionell geworden iſt im ſavoyiſchen Herrſcherhauſe. Filippo Maria Visconti hatte keine rechtmäßigen Kinder. Seine erſte Gemalin Beatrice Ventimiglia Lascaris, die durch ihr tragiſches Geſchick bekanntgewordene Gräfin von Tenda, war nicht jung mehr als er ſie heirathete; die zweite, Amadeus' Tochter Maria, trug nur den Namen ſeiner Gattin. Auf den Erwerb der Staaten des Schwiegerſohns hatte der Schwäher ſein Hauptaugenmerk gerichtet. Das damalige Herzogthum Mailand, wie es der letzte Visconti und die erſten Sforza beſaßen, war ſeinen Grenzen nach ſehr verſchieden von der heutigen öſtreichiſchen Lombardei. Während dieſe vom Teſſin bis an den Mincio reicht, von den Rhätiſchen Alpen bis an den Po, hatte das Viscontiſche Herzogthum weſtlich die Seſia zur Grenze, öſtlich theils die Adda, theils den Oglio: auf der einen Seite reichte es folglich tief in das jetzige ſardiniſche Gebiet hinein, während auf der andern die Venezianer bis über Ber-

gamo hinaus lombardiſchen Boden zu ihrer Terraferma geſchlagen hatten. Im Norden umfaßte das Mailändiſche noch die obere Region des Langenſees welche ſeit König Franz' I Ceſſion im Jahre 1516 den Schweizern gehört und heute den Canton Teſſin bildet; ſüdlich erſtreckte es ſich bis zur Apenninenkette die es von Ligurien ſchied. Wie Parma und Piacenza längere Zeit zu dieſem Herzogthum gehörten, ſo dehnte ſich die Viscontiſche Hoheit zeitweilig ſelbſt über das ruheloſe Genua aus. Es war ein ſchöner Beſitz nach welchem Herzog Amadeus die Hand ausſtreckte! Im Jahre 1434, mithin dreizehn Jahre vor dem Tode des damals zweiundvierzigjährigen Visconti, ſandte er eine aus dem Marſchall von Savoyen, dem Geheimſchreiber Bolomier und Andern beſtehende Geſandtſchaft nach Mailand mit mehren Aufträgen, unter denen aber der wichtigſte nachfolgender war: dem Herzoge von Mailand die väterliche Zuneigung ihres Herrn und deſſen Vorſorge für Erhaltung der Integrität ſeines Staats klar zu machen, wie auch ihn auf paſſende Weiſe zum Eingehn wechſelſeitiger Donationen, ganz oder theilweiſe, zu vermögen. („Explicare memorato Domino Duci paternos affectus quibus prelibatus dominus noster statum suum conservare continue speculatur, per modos quos poterint decenciores ipsum Dominum Ducem inducendo ad mutuas donaciones in toto vel in parte alias practicatas.") Es iſt

hier nicht der Ort in das Detail der von den savoyi-
schen Abgesandten mit den mailändischen Bevollmäch-
tigten gepflogenen Unterhandlungen einzugehn, von denen
die durch den Marchese F. Carrone di San Tommaso
gesammelten, von L. Scarabelli in den Paralipomeni
di Storia Piemontese (Florenz 1847, S. 254 ff.)
im Auszug mitgetheilten Documente Nachricht geben.
So viel darf aber festgestellt werden, daß die Ge-
schicke Italiens ohne Zweifel eine andere Wendung ge-
nommen haben würden, wäre Herzog Amadeus' Plan
gelungen, wäre beim Aussterben der Visconti Mailand
mit Piemont vereinigt worden, statt dem Sforza in die
Hände zu fallen dessen Dynastie, schon in seinen Söh-
nen unrettbar verdorben, ein an sich wie für die Lom-
bardei und die ganze Halbinsel so klägliches Ende nahm.

Der Herzog von Savoyen hatte jedoch mit dem arg-
wöhnischsten, verschlossensten, treulosesten, wetterwen-
dischsten Politiker von ganz Italien zu thun, der seine
Geduld wie seinen Ehrgeiz auf eine harte Probe stellte.
Je nachdem er von den Venezianern und Florentinern
gedrängt oder im Vortheil, je nachdem seine Beziehun-
gen zu den übrigen Nachbaren gut oder schlecht, änderte
Filippo Maria seine Entschlüsse. Er machte es so mit sei-
nem nachmaligen Eidam Francesco Sforza, der ihm öfter
feindlich gegenüber- denn als Freund und Helfer zur
Seite stand. Wenn die savoyischen Unterhändler ihn
gefaßt zu haben glaubten, entschlüpfte er ihnen wieder:

drangen ſie in ihn, ſo berief er ſich entweder auf die ungünſtigen Berechnungen ſeiner Aſtrologen, oder er war von Mailand weg und in Abbiategraſſo. Amadeus ließ ſich nicht müde machen, und ſo kam doch eine Donation zu Stande, welche Savoyen wenn nicht alles was gewünſcht ward doch ein gutes Theil der Viscontiſchen Staaten verhieß. Im Fall des Abſterbens Filippo Maria's ohne männliche Erben ſollten nämlich einem der Prinzen von Savoyen mittelſt Adoption oder Inſtitution folgende Territorien zufallen: Genua und das Genueſiſche, Savona, Aſti, Parma, Piacenza, Tortona, Aleſſandria und das Transpadaniſche Gebiet, mit Ausnahme des zur Grafſchaft Pavia gehörenden Antheils. Man weiß wie die nachmaligen Ereigniſſe, der lange Krieg des Visconti wider Venedig und Florenz, die Unabhängigkeitserklärung Mailands nach ſeinem Tode, das Emporkommen der Sforza's alles dies umgeſtalteten. Der Moment iſt und bleibt aber ein wichtiger in der ſavoyiſchen Geſchichte: ſowol als erſte Aeußerung conſtanter Tendenzen, wie wegen der Sicherung des Uebergewichts über Montferrat, der Feſtſtellung der Verhältniſſe Nizza's zur weſtlichen Riviera und der Grenzbeſtimmung bei Vercelli. Daß Amadeus und ſein Sohn und Mitregent Herzog Ludwig auf die Viscontiſche Erbſchaft rechneten, ergiebt ſich aus einem geheimen Vertrag mit Montferrat vom October 1434, gemäß welchem im Fall des Todes Filippo Maria's

die beiden Staaten einander in der Bewahrung Mailands gegen die Republik Venedig oder andere Gegner beistehn sollten, mit dem Pakt daß Mailand, Pavia, Novara, Lodi, Como, Cremona, Crema Savoyen anheimfielen, Alessandria, Tortona, Valenza, Piacenza, Parma und das rechte Po-Ufer an Montferrat kämen mit Ausnahme von Asti und des transpadanischen Theils der Grafschaft Pavia. Nach den Worten des Tractats war es dabei abgesehn auf „sacri Romani Imperii exaltationem, iustitie cultum et veniam perpetuam Lombardie quietem!"

Nur durch Vereinigung mit den übrigen Staaten des Hauses konnte Piemont emporkommen: von Savoyen getrennt war es ohnmächtig gewesen. Unter den Fürsten von Achaia, welche im Jahre 1295 mit Filipp von Savoyen ihren Anfang nahmen, ihren Titel von dessen Gemalin Isabelle Ville Hardouin trugen, war Piemont von Montferrat und Saluzzo gedrängt worden, während der Oberlehnsherr, der savoyische Herzog, dessen Blicke weit mehr nach Westen und Norden als südwärts gerichtet waren, nicht die erforderliche Hülfe gewährte. So konnte der Landbau, Quelle von Reichthum und Macht, nicht aufblühn; so war der Handel mit der Lombardei durch anhaltende Beläſtigungen der Visconti gehindert, der mit Frankreich, eine Lebensfrage für die subalpinischen Provinzen, durch Savoyen selbst erschwert. War auch der Umfang nicht unbedeutend, so waren die

Zustände doch nicht viel anders als in kleinern Lehen. Und im Vergleich mit anstoßenden Ländern, im Vergleich mit der Lombardei und den mittelitalienischen Staaten, war Piemont weit zurückgeblieben. Das Volk war thätig aber arm, Adel und Geistlichkeit reich und mächtig; die Rechte der Communen bestanden, hatten aber geringe praktische Wichtigkeit wenn der Herrscher Geld oder Waffen heischte; von Kunst und Wissen war kaum die Rede; der Gewerbfleiß war sehr gering und machte fremde Erzeugnisse nöthig; die Gesetze waren milde für die Großen, barbarisch für die Massen. Diejenigen Städte welche nicht Lehen der Fürsten von Achaia, waren in steter Gefahr durch fremde Uebermacht erdrückt zu werden. So war Piemont beschaffen als es im Jahre 1418 mit Savoyen auf immer wiedervereinigt wurde — welcherart Amadeus' VIII Walten war, und wie er, dem seine Fuchsnatur so oft und mit Recht vorgeworfen worden ist, das Beste seiner Staaten förderte, bezeugt der Zustand derselben, als er sie nach langer friedlicher Regierung seinem Sohne Ludwig übergab. Am 7. November 1434 zog Amadeus, im einundfünfzigsten Jahre seines Alters, im dreiundvierzigsten seiner Regierung, sich nach Ripaille bei Thonon am Genfersee zurück, ein Ritter-Mönchs-Leben führend, als dessen Erinnerung der St. Mauritius-Orden geblieben ist. Am 5. November 1439 zog das Baseler Conzil ihn aus dieser Stille hervor, indem es ihn unter dem

Namen Felix V zum Gegenpapst wählte. Es ist bekannt daß er zehn Jahre darauf Nicolaus V als rechtmäßigen Papst anerkannte, wieder nach Ripaille ging und 1451 zu Genf starb.

Herzog Amadeus lebte stets in Savoyen, aber Italien nahm ihn vorzugsweise in Anspruch. Und so ist es größtentheils unter seinen Nachfolgern geblieben. Was er durch Familienvertrag zu erlangen gesucht hatte, suchten mehre von Jenen die nach ihm kamen durch Waffenmacht oder durch Staatsverträge zu gewinnen. Die zweideutige Politik so mancher Herrscher dieses Hauses findet in ihrem doppelten Verhältniß, in den Besitzungen diesseit wie jenseit der Alpen, und in dem Bewußtsein der Nothwendigkeit der Steigerung ihrer Macht zur Abwehr der Gefahr bald diesseits bald jenseits, ihre ungesuchte Erklärung. Allmälig wurden die Tendenzen mehr und mehr italienische. Denn wenn vom 16. Jahrhundert an der Besitz auf der französischen und schweizer Seite anhaltend geschmälert ward, Genf, wider savoyische Hoheit stets ankämpfend, während der Reformkriege (1535) auf immer verloren ging, wenn um dieselbe Zeit, d. h. unter der Regierung Herzog Carl's III, welcher zugleich im Kampfe mit den Franzosen fast ganz Piemont, Nizza, Vercelli, kurz den größten Theil seiner italienischen Besitzungen auf mehr denn zwanzig Jahre von Feinden besetzt sah, die Berner das Waadtland nahmen, die Freiburger Romont,

die Walliſer Unterwallis und einen Theil des Chablais, wenn noch im Jahre 1601 unter Carl Emanuel I Breſſe, Bugey, Valromey und Gex an Frankreich abgetreten wurden: ſo war auf italieniſcher Seite der Erwerb um ſo glänzender und ſteter. Es währte freilich einige Zeit bis die Politik Amadeus' VIII und ſeines Sohnes wiederaufgenommen wurde. Es konnte auch nicht anders kommen. Emanuel Filibert (1553—1580), welcher ſich ſeine Erblande in der Schlacht von St. Quentin wiedererobert, im Frieden von Cateau-Cambreſis geſichert hatte, war durch ſeine ganze Bildung und Antecedentien zu gut ſpaniſch-kaiſerlich geſinnt. Der unruhige Herzog Carl Emanuel I (1580—1630) hatte zu viel im eignen Hauſe zu thun und war zu ſehr durch den natürlichen Wunſch in Anſpruch genommen, mittelſt des Erwerbs von Montferrat und Saluzzo die Erbſtaaten abzurunden und die gefährlichen franzöſiſchen Nachbarn aus den letzten Alpenburgen zu verſcheuchen, deren wichtigſte, Pignerol, ſo oft Farben gewechſelt hat. Daſſelbe Beſtreben, daſſelbe Ziel veranlaßte im ſpaniſchen Erbfolgekriege Victor Amadeus, den erſten König und größten Herrſcher des Hauſes, im Jahre 1701 das franzöſiſche Bündniß zu verlaſſen und ſich dem Hauſe Habsburg anzuſchließen. So gewann er auf immer Montferrat, beim Ruin der Gonzaga denen das an Umfang ſehr geſchmälerte Herzogthum durch Erbrecht anheimgefallen war. Aber er hatte keinen beſondern Grund ſich des

Bundesgenossen zu rühmen der ihm später Sizilien entriß, für welches Sardinien an sich schwachen Ersatz bot: ein Ersatz der aber durch Italiens allgemeine politische wie geografische Verhältnisse zur Nothwendigkeit gemacht war, da Sizilien nicht von Neapel getrennt werden darf, sollen nicht beide ohnmächtig bleiben.

Durch den Turiner Vertrag des Jahres 1703 vergrößerte sich das Herzogthum das bald Königreich werden sollte auf der lombardischen Seite durch den Erwerb des Restes von Montferrat, Alessandria's, der Lomellina und des Val di Sesia. Piemont, welches im Utrechter Frieden von 1713 das sizilische Königreich wenngleich wie gesagt nur auf kurze Zeit erlangte, trat zuerst in die Reihe der größern italienischen Staaten — eine Stellung, welche Victor Amadeus schon im Ryswicker Frieden 1697 geltend machte, nachdem er für Italien die Neutralität in dem damaligen Kampfe in Anspruch genommen hatte. Die Zeiten seines Nachfolgers König Carl Emanuel I (1730—1773) haben in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit den unsern. Als 1733 der polnische Erbfolgekrieg ausbrach, trat Sardinien auf Seite Frankreichs, welches ihm den Erwerb Mailands vorspiegelte. Im October nahm der König das ganze Land bis zum Oglio und legte sich den Titel eines Herzogs von Mailand bei. Seine Bundesgenossen riethen bis zum Mincio und gegen Tirol vorzudringen. Carl Emanuel jedoch wollte sich

mit dem Erworbenen begnügen: er ließ den Kaiserlichen Zeit wieder Athem zu schöpfen, und die Folge war daß er im Wiener Frieden 1735 nur Novara und Tortona behielt, und an Po und Tessin stoßende lombardische Gebietstheile. „Ein kleiner Theil glänzender Hoffnungen, sagt Cesare Balbo. Des Königs Irrthum, vielleicht der Irrthum seines ganzen Lebens, war diese Mäßigung und Vorsicht, welche die Grenze des Nöthigen zu überschreiten fürchtet. Er bedachte nicht daß es im Kriege Zweie erobern gilt um Eines zu behalten."

Hundertdreizehn Jahre später, nicht drei Jahre nachdem diese Worte geschrieben worden, stand ein Nachfolger Carl Emanuels am Mincio. Oestreich, durch eine wahnsinnig-selbstmörderische Revolution im Innern weit mehr als durch den äußern Feind gedrängt, bot ihm Mailand um den Frieden. Er schlug es aus, weniger wol weil sein persönlicher Ehrgeiz dadurch nicht befriedigt gewesen wäre, sondern weil er, der für eine allgemein-italienische Sache das Schwert zu ziehn erklärt hatte, gerade dem Vorwurf persönlichen Ehrgeizes durch das Ablehnen des glänzenden Siegespreises begegnen wollte. Und das Waffenglück welches ihm, der unerschrockene Tapferkeit aber kein Feldherrntalent besaß, anfangs hold gewesen, wandte sich entschieden wider ihn den Vorwärtsdringenden wie gegen Carl Emanuel den Stehnbleibenden, und nach der Wiederaufnahme des Kampfes mußte Carl Albert's Sohn

ſich glücklich preiſen, im drückenden aber ehrenvollen Frieden durch des Siegers Mäßigung und die allgemeinen politiſchen Conjuncturen die Erbſtaaten ſich unverſehrt erhalten zu ſehn, während ſie bei jenem Friedensſchluß Carl Emanuel's noch durch ein ſchönes Stück Land vergrößert worden waren.

Es giebt ſeltſame Fügungen des Schickſals. Wie im April 1500, als Lodovico Sforza il Moro den Franzoſen gegenüberſtand, auf den Feldern von Mortara und Novara das Schickſal der Lombardei entſchieden ward, ſo geſchah daſſelbe im März 1849. Der Sforza, der jede Gefahr ſcheute und dem die Angſt ankam wo es ſich darum handelte Waffen zu handhaben, wurde von fremden Söldnern dem Feinde verrathen und ausgeliefert; Carl Albert, der den Tod ſuchte, ſah ringsherum die Seinigen kämpfen und unterliegen und entſagte der Krone.

Aus einzelnen hiſtoriſchen Facten praktiſche Folgerungen zu ziehn iſt immer mißlich. So viel aber läßt ſich mit ziemlicher Gewißheit ſagen daß wenn überhaupt und jemals Piemont die Möglichkeit, um nicht zu ſagen eine günſtige Gelegenheit geboten war das Haus Habsburg aus Italien zu verdrängen, dies beim Beginn des öſtreichiſchen Erbfolgekriegs der Fall war. Aber in Maria Thereſia's größter Noth ſchloß Carl Emanuel (12. September 1743) mit ihr den Wormſer Vertrag. Man hat geſagt, und auch Balbo wiederholt es, der

Grund dieſes unter den gegebenen Verhältniſſen kaum zu erklärenden Wechſels der Politik habe in der Abſicht gelegen, welche die wider Oeſtreich verbündeten Staaten Frankreich und Spanien durchblicken ließen: die Lombardei eventuell nicht Piemont zu geben deſſen Vergrößerung ihnen ſchon unbequem wurde, ſondern dem ſpaniſchen Prinzen, von welchem die gegenwärtig in Parma herrſchende Bourboniſche Linie abſtammt. Es mag ſein: vom piemonteſiſchen Standpunkt aus iſt es aber ein großer Fehler geweſen. Der König ſchien dies innezuwerden, als er vier Jahre ſpäter ſich Frankreich wieder zu nähern ſuchte, und ſchon ein Vertrag verabredet war, nach welchem Mailand an Piemont fallen ſollte. Der Vertrag kam nicht zu Stande, und Carl Emanuel, im Herzen Oeſtreich abgeneigt und auf Koſten des Hauſes Habsburg ſich zu bereichern wünſchend, ſchlug ſich nach wie vor für Oeſtreich mit jener Tapferkeit die in ſeinem Hauſe ebenſo traditionell geworden wie die Vergrößerungspolitik. Den Erwerb bildeten im Aachener Frieden von 1748 die im Wormſer Tractat bedungenen Landesſtreifen auf lombardiſcher Seite, wodurch die piemonteſiſche Grenze hart an Pavia's Thore, ſomit recht ins Herz der Lombardei hinein verlegt ward, ſo wie das Heimfallrecht auf Piacenza.

In dieſer flüchtigen Skizze der Bildung und Ausdehnung der ſavoyiſchen Monarchie ſind nur die äußern und politiſchen Verhältniſſe betrachtet worden. Die

Beleuchtung der innern Zustände würde auf ein ganz verschiedenes Feld führen und ist nicht der Zweck derselben. Es möge die Bemerkung genügen daß die savoyischen Grafen und Herzoge und die Fürsten von Piemont, wie die Markgrafen von Montferrat, die einst ebenso mächtig und mächtiger als sie, deren Gebiet sie aber mehrundmehr umschlossen, beengten und endlich absorbirten, weit entfernt waren unumschränkte Gewalt zu üben, was (es braucht kaum gesagt zu werden) dem mittelalterlichen Staatsprinzip widerspricht, so arbiträr und tyrannisch auch die Einzelgewalt zu Zeiten sein mogte. Die Communenbildung machte in Piemont wie im größten Theil Italiens ihre Fasen durch, und manche der Communen bieten selbst bemerkenswerthe Formen und Lebensäußerungen dar. Wenn sie dann aber in dem Stadium, in welchem die Gesammt-Entwicklung in höherm politischen Sinne hätte stattfinden sollen, zurückblieben während die Monarchie sich kräftigte, so liegt der Grund dieser Erscheinung in der Permanenz des neben dem munizipalen ausharrenden feudalen Elements, welches von ersterm nicht, wie in Toscana, besiegt ward, und in der dadurch herbeigeführten Kraftzersplitterung, die einem kräftigen Herrscherhause keinen wirksamen Damm entgegenzustellen vermogte. Betrachtet man die nachmalige politische Gestaltung Italiens, so ist gerade das, was in der mittelalterlichen Geschichte Piemont's als ein Mangel in der Entwicklung bezeich-

net werden kann und bezeichnet worden ist, zum Heil des Landes und Volkes geworden. Die Natur des Herrscherhauses selbst hat freilich das Ihrige dazu beigetragen. Klugheit, Ausdauer, Tapferkeit vereinigend, im Lande und Volke fest wurzelnd, wußte dies Haus den popolaren Widerstand gegen die Monarchie zu schwächen, während es dem Feudalismus die Spitzen abbrach. Eine gewissermaßen ständische Verfassung blieb immer, bis auf neuere Zeiten, mit manchen particularen Formen, je nachdem die einzelnen Landschaften oder Städte auf verschiedene Weise, mit verschiedenen Rechtstiteln und Bedingungen an die Krone gekommen waren, mit mancherlei Privilegien, Freiheiten der Stadtgemeinden, Zugeständnissen für die Localverwaltung, durch welche die souveräne Gewalt bedeutend beschränkt ward. Die Generalstaaten von Savoyen und Piemont, aus den Geistlichen, dem Adel und den Communen zusammengesetzt, wahrten dem Fürsten gegenüber die verschiedenartigen untereinander nicht immer einträchtigen Rechte. Es ist wahr daß die Monarchie im Laufe der Jahre das entschiedenste Uebergewicht über die ständische Autorität erlangte. Ein venezianischer Botschafter sagte von Emanuel Filibert, er beschließe nach seinem Gutdünken und halte nicht die drei Stände des Landes gemäß den Verpflichtungen der alten Hausverträge. Aber, Dank der bessern Gesinnung der Fürsten und der im Ganzen festen monarchischen Gesinnung bei

den Maſſen, Tyrannei faßte nie Fuß, und, wenn die Stände mehrundmehr an Bedeutung verloren, ſo häugt dies mit den allgemeinen Erſcheinungen der jüngſten Jahrhunderte zuſammen. Die Befuguiſſe beſchränkten ſich am Ende auf die Subſidien-Bewilligung, ſo daß das Volk die Berufung der Stände ungern ſah, weil es es aus Erfahrung wußte daß es dann aus Zahlen ging. Man mußte die Deputirten ſozuſagen zum Erſcheinen nöthigen! Um wenigſtens die Form einer ſtändiſchen Repräſentation zu laſſen, wurde unter Herzog Carl Emanuel I im Jahre 1619 die Einrichtung getroffen, daß die Angelegenheiten der Communen der italieniſchen Beſitzungen durch Deputirte (Oratori), welche auf Koſten ihrer Committenten in Turin blieben, betrieben wurden. Später gab man Dieſen zwei Vorſitzende welche ihre Verhandlungen und periodiſche Sitzungen leiteten. Es verging nicht lange Zeit ſo wurde dieſer ſtändiſche Ausſchuß (um eine moderne Bezeichnung zu gebrauchen) auf den Wunſch der Communen ſelbſt abgeſchafft: dieſe hatten geringe Luſt Deputirte zu bezahlen und die Krone ſah ſich gewiſſermaßen ohne ihr Zuthun von den Hemmniſſen des ſtändiſchen Weſens befreit.

Kehren wir nun zu der auswärtigen Politik zurück. Die ſpätern Zeiten kommen hier wenig in Betracht. Kein Mann von bedeutendem Talent ſaß mehr auf dem ſardiniſchen Thron. Gegen den Fortſchritt der Lombardei unter Maria Thereſia ſtand Piemont weit

zurück. Als es im franzöſiſchen Revolutionskrieg für ſeine Exiſtenz kämpfte, war es iſolirt. Die Geſchicke Italiens wurden nicht durch innere Kraft ſondern durch auswärtige Bedingungen zur Entſcheidung gebracht. Aus dem Rieſenkampf der von 1792 bis 1815 gewährt hatte, ging die ſardiniſche Monarchie hervor, nicht nur mit ungeſchmälertem Beſitz ſondern durch Genua vergrößert und die ganze Liguriſche Küſte mit Einſchluß der Kaiſerlehen und durch die Hoheit über Monaco, welche zu Streitigkeiten Anlaß gegeben hat die heute noch nicht ausgeglichen ſind.

Wie endlich jene alten Traditionen des Hauſes Savoyen das nicht minder traditionelle Bedenken beſiegten, welches die politiſche Bedeutung des ſubalpiniſchen Reiches durch das zwiſchen Oeſtreich und Frankreich zu haltende Gleichgewicht bedingt; wie ſie mächtiger denn je in dem Herrſcher wiederauflebten, welcher Leben, Reich und Namen aufs Spiel ſetzte um unter dem Einfluß neuer Ideen durch das Schwert zu erlangen was Amadeus auf friedlichem Wege zu erreichen verſucht hatte — in dem Manne welcher, nachdem das Glück ihn zum zweitenmal verlaſſen, in der Fremde an gebrochenem Herzen ſtarb, geprieſen viel und viel geſcholten, bei all ſeinen Fehlern und Inconſequenzen aber vielleicht die einzige wahrhaft bedeutende und hiſtoriſche Geſtalt in dieſer ganzen italieniſchen Bewegung: dies braucht hier nur im Vorbeigehn angedeutet zu werden, während es

für Den der einſt in Balbo's Geiſt die neue Zeit zu ſchildern hat, der fruchtbarſte und lehrreichſte Gegenſtand ſein wird. Nur ein kurzer Vergleich noch mag hier zwiſchen der Gegenwart angeſtellt werden und der Zeit als König Carl Emanuel den Degen ruhen ließ, wie auf dem Turiner Carlsplatze der bronzene Emanuel Filibert, ſein Schlachtroß anhaltend, das gewichtige Ritterſchwert in die Scheide ſteckt. Ueber ein Jahrhundert iſt ſeitdem verfloſſen. „Seit zweihundert Jahren, ſagt Balbo von jenen Tagen redend, ſeit Carl VIII und Ferdinand dem Katholiſchen war es nicht vorgekommen, daß ein ſo geringer Theil italiſchen Bodens von fremdem Fuß betreten geweſen wäre.“ Das hat ſich geändert. Aus dem Herzogthum Mailand öſtreichiſchen Antheils, auf der einen Seite von den Piemonteſen beſchnitten während auf der andern Brescia und Bergamo venezianiſch waren, iſt ein großes und reiches Lombardiſch-Venezianiſches Königreich geworden, mit nahe an fünf Millionen Einwohner, mit Alpen und Po als Grenze, mit der Herrſchaft über das Adriatiſche Meer als Mitgabe. Und Piemont, beſiegt aber nicht verzagend; die ſchweren Verluſte von 1848—1849 mit aller Anſtrengung zu erſetzen ſuchend; mit äußern Schwierigkeiten und mehr noch mit innern kämpfend, die in der Neuheit der Verfaſſung und ihrem parziellen Widerſpruch mit allen Angewöhnungen ja zum Theil tiefwurzelnden Prinzipien, in dem gefährlichen Anregen

religiöser Streitfragen und dem Eindringen fremder Elemente in das Staats- und Volksleben ihren Grund haben; mit mehr denn vier Millionen der dritte in der Reihe der italienischen Staaten und durch Genua's Besitz um beinahe siebenhunderttausend Seelen und eine treffliche wie ergiebige Seeküste reicher geworden, Piemont allein stemmt sich wider die östreichische Suprematie die in diesem Augenblick mächtiger und eingreifender ist als je vielleicht seit Kaiser Carls V Tagen.

Dies Resultat einer Bewegung, die ihr eignes Unglück verschuldet hat, ließ sich nicht voraussehn als bei ihrem Beginn Cesare Balbo die Schlußworte seiner italienischen Geschichte schrieb. „Von dem Restaurationsjahre 1814 an, sagt er, sind zweiunddreißig Jahre verstrichen, der Zeitraum den man ein Menschenalter zu nennen pflegt. Wir durchlebten eine Zeit so allgemeiner wie unleugbarer Verirrungen: jetzt scheint mir eine Zeit neuen Fortschritts anzuheben. Die restaurirten italienischen Fürsten begannen damit mehr oder minder die Regierungen zu restauriren wie sie dieselben vor fünfzehn oder sechzehn Jahren gelassen hatten. Sie nahmen keine Rücksicht auf die dazwischenliegenden Thatsachen, nicht auf Menschen, nicht auf Interessen, nicht auf neue Meinungen: ein nicht zu ermessender Irrthum, heute von Allen erkannt, nimmt man jene Wenigen aus welche überlebend vertheidigen wollen was sie damals ins Werk setzten. Da lehnten sich die öffentliche

Meinung, und mit den volksthümlichen die nationalen Interessen wider die Regierungen auf. Dieser innere Zwiespalt zwischen Italiens Fürsten und Völkern findet seine Erklärung wie er seinen guten Grund hatte: aber es war ein unseliger Zwiespalt, um so unseliger als er in Verschwörungen ausartete, die stets unmoralisch und verderblich sind. Das größte Unglück aber kam über uns, als dieser Zwiespalt zu Aufständen führte, Aufstände die ohnmächtig gegen starke Regierungen, unverständig gegen schwache, ohnmächtig zugleich und unverständig im höchsten Grade einer fremden Macht gegenüber, die bei ihrer Unterdrückung noch mehr interessirt ist als die einheimischen Fürsten selber. Denn diese würden am Ende Herren und vielleicht kräftigere Herren bleiben, gewährten sie auch die ersehnten Freiheiten: die Fremden jedoch wissen sehr wohl, daß sie dann nicht Herrscher bleiben können. Dies, sage ich, war eine Anfangszeit verderblicher Irrthümer, woran Fürsten und Völker sich wechselweise betheiligten, eine traurige Zeit der Spaltungen, die den gewohnten alten und uralten Parteizerwürfnissen mehr oder minder ähnlich sahen. Seit einigen Jahren aber (irre ich, so irre ich nicht blos unwillkürlich, sondern trotz fleißigster Forschung) scheint ein zwiefacher Fortschritt mir unzweifelhaft. Es ist ein Fortschritt der Fürsten und Regierenden welche ihre Regierung allmälig gemäß den Forderungen des Bewußtseins der Völker verbessern; es

iſt ein Fortſchritt der Regierten, die allmälig ablaſſen von Verſchwörungen und Aufſtänden. Wir ſchreiten auf beiden Seiten vorwärts, aber auf beiden Seiten zu langſam. Auf beiden Seiten erkennt und tadelt man das Säumen des Andern: ich gewahre und verkünde es hier wie dort. Auf jeder Seite verlangt man, das Vorwärtsſchreiten zum Guten ſolle jenſeits beſchleunigt werden. Warum beginnt nicht Jeder für ſich wie er kann? Den Einen ſcheint's, ſie haben freie Zeit zu Verbeſſerungen, zur Erweiterung politiſcher Formen, zum Gewinnen der öffentlichen Meinung: den Andern ſcheint's ſie haben freie Zeit, Verſchwörungen und Revolutionen gemächlich abzuwickeln. Wird die Zeit aber frei bleiben? Das iſt heute die Hauptfrage. Nicht wenige Ereigniſſe bezeichnen den Gang dieſer jüngſten zweiunddreißig Jahre, Ereigniſſe die uns nützlich hätten ſein können, aber nutzlos vorübergingen weil wir uneins waren und unvorbereitet. Andere werden ohne Zweifel nachfolgen in dieſem thätigſten aller chriſtlichen Jahrhunderte."

Und die Gelegenheit kam — zum mindeſten glaubte man ſie ſei gekommen. Man konnte nicht klagen daß es an Fortſchritt fehle — dem Beobachter flößte der Fortſchritt auf der einen Seite ſchon Beſorgniß ein, wenn er bedachte wie raſch auf der andern die Fanfare des Enthuſiasmus auf die Stichwörter der Verſchwörung gefolgt war. Als man dann alle hiſtoriſchen Er-

innerungen heraufbeschwor, vom Schwur von Pontida an bis zum Steinwurf des genueser Buben; als man im entsetzlichsten Galimatias Alexander III und Julius II und Pius IX, Arnold von Breseia, Savonarola und Gioberti auf einen Haufen warf; als mehr aus äußern als innern Ursachen der Kampf unerwartet begann: da war man wieder uneins und, bis auf Einen, unvorbereitet, und wieder glaubte man sich mit Verschwörungen und Revolutionen helfen zu können, mogten sie die alten Formen beibehalten oder, in ihrem Wesen nach alter Sitte so wahnwitzig wie unmoralisch, die abgetragene Hülle mit einer neuen eben so schlechten, eben so verächtlichen vertauschen. Wohin das geführt hat — was für die politische und moralische Gestaltung der Jetztzeit das Ergebniß der Jahrhunderte italienischer Geschichte ist, liegt am Tage.

Die Büſte Paolo Renier's.

Die letzten Zeiten der Republik Venedig waren nicht frei von politischen Bewegungen, welche die Existenz einer Verfassung bedrohten, die, nachdem sie so große Wunder geschaffen hatte, nach innen wie nach außen mehr und mehr Spuren des Verfalls sichtbar werden ließ. Dem Untergang durch fremde Gewalt so nahe, ward sie zu Hause und durch die eigenen Söhne angegriffen. Ein Theil der vornehmen Familien hatte in Folge der Umwälzungen, die seit der Entdeckung neuer Handelswege und seit dem verderblichen Kriege der Ligue von Cambray, seit dem Verluste Cypern's, Candia's, Morea's, in der äußern Stellung wie in der Macht des Staates stattgefunden, Vermögen und Einfluß verloren. Immer mehr hatten sich Aemter und Reichthum in verhältnißmäßig wenigen Händen concentrirt, und die Folge waren Neid und Haß, und der Versuch, die Autorität der Uebermächtigen zu schwächen. Je geringer die Thätigkeit der Venezianer in der allgemeinen Politik ward, in welcher sie einst selten übertroffene Meister gewesen,

um ſo mehr mühten ſie ſich, die Einen für den Umſturz, die Andern für die Erhaltung eines Regiments, welchem durch äußern Anſtoß unrühmlich zu fallen beſchieden war. Wenn die Revolutionsverſuche des 18. Jahrhunderts nur Denen bekannt geworden ſind, welche die Geſchichte zu ihrem Studium gemacht haben, während Bajamonte Tiepolo's Verſchwörung, und mehr noch die des Marin Falier in Aller Andenken leben, ſo iſt dies dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Venedigs Bedeutung in jenem Jahrhundert längſt vorüber war und es der Welt ziemlich gleichgültig ſein konnte, ob die eine Adelspartei etwas mehr, die andere etwas weniger Macht hatte, ob die Befugniſſe des Dogen etwas erweitert, die der gefürchteten Zehn geſchmälert wurden. War doch ſelbſt das venezianiſche Volk bei dieſen Fragen nur wenig intereſſirt.

Am gefährlichſten wurden dieſe Reibungen unter dem Dogen Paolo Renier, dem vorletzten Haupt der Republik, der im Jahre 1779 zu dieſer Würde erhoben ward. Renier war von altvornehmer Familie, die aus Dalmatien ſtammte. Zu Ende des 11. Jahrhunderts ſchon gehörte ſie zum Adel, und heute noch beſteht ſie und fand eine neue Illuſtration in einer geiſtreichen Frau, Giuſtina Renier Michiel, welche das hübſche Buch über den Urſprung der venezianiſchen Feſte ſchrieb und bis zu ihrem vor einigen Jahren erfolgten Tode nebſt der Corſiotin Iſabella Teotochi

Albrizzi, welche Canova's Bildwerke erläuterte, und der Gräfin Marina Benzon, für welche La biondina in gondoletta gedichtet ward, die beste Gesellschaft in ihrem Salon vereinigte. Paolo Renier hatte manches erlebt. Seine Kindheit hat zu einem der besten komischen Gedichte im venezianischen Dialekt, El putelo o la luna, von Francesco Gritti, Anlaß gegeben. Die Geschichte ist bekannt und auch wol anderwärts wiederholt. Lisa Morosini, des Knaben Mutter, verdarb ihn durch ihre Zärtlichkeit — Niemand sollte dem Willen des Söhnleins widersprechen. Da eines Abends fürchterliches Kreischen und Lärmen im Hofe, und von der Signora aus dem Fenster des obern Stocks heftiges Schelten des Dieners, der dem Signorino Widerstand zu leisten wagte: der Junge hatte im Wassereimer den Mond scheinen gesehen und wollte ihn durchaus haben; daher der Spektakel. Die Mutter ging in sich, und Paolo Renier hatte von da an nicht darüber zu klagen, daß übermäßige Nachsicht ihn verdorben. Er machte eine rasche Carriere die er zum Theil seiner glänzenden Rednergabe verdankte: nacheinander ward er Senator, Botschafter, Bailo in Constantinopel — die höchste diplomatische Würde der Republik — zuletzt Staatsinquisitor. Mit letzterem Amte hatte es eine eigene Bewandtniß.

Als Renier noch in jugendlicheren Jahren stand, gehörte er zu der Zahl derer, die man heutzutage Liberale nennen würde. Es mag unentschieden bleiben, wie weit

ſein Liberalismus ging. Aber, als unter dem Dogen Loredan, dann unter der Regierung Marco Foscarini's, des berühmten Literarhiſtorikers, eine heftige Oppoſition gegen die, wie man weiß, außerordentliche Macht des Rathes der Zehn und der Staatsinquiſitoren ſich erhob, die mit den ſchon erwähnten Beſtrebungen des ärmeren Adels zuſammenhing und nachmals den Karakter einer förmlichen Verſchwörung annahm, ſtand Renier auf Seiten der Neuerer. Gleicher Sinnesart war ſein um einige Jahre jüngerer Freund Angelo Querini. Der Name der Querini iſt bekannt genug. Man braucht ihn nur auszuſprechen, um an die römiſche Abſtammung erinnert zu werden, auf welche ſie ebenſowol wie die Corner oder Cornelier und in Rom die Maſſimi und Santacroce ſtolz ſind. Und die gelehrte Welt denkt mit Erkenntlichkeit des Cardinals Angelo Maria, der ſo viel für die Wiſſenſchaft wirkte und ſeinem Biſchofsſitze Breſcia ſo ſchöne Monumente hinterließ. Paolo Renier und Angelo Querini lebten im vertrauteſten Verhältniſſe: gleiche politiſche Geſinnung ſchien ſie zu einen; Beide waren talentvoll; der Eine in Staatsangelegenheiten erfahrener, beſſerer Redner, ehrgeiziger; der Andere entſchiedener in republikaniſchen Anſichten, ein warmer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, in ſeiner Lebensweiſe grand seigneur wenn auch bloß Privatmann, mit Geſchmack begabt wie reich an gründlichen Kenntniſſen.

Die Jahre verfloſſen — Renier war ſechsundſechzig, Querini fünfundfünfzig — es war im Jahre 1776. Der Erſtere bekleidete das Amt eines Staatsinquiſitors, und ſchon hofften die Freunde, er werde, den Grundſätzen früherer Jahre treu, die Reformen durchſetzen helfen die er einſt gewünſcht hatte. Angelo Querini baute auf ihn, und um der vieljährigen Zuneigung ein Denkmal zu ſtiften, ließ er Reniers Büſte arbeiten und in ſeinem Studierzimmer aufſtellen. In Venedig lebte ein junger Bildhauer, aus dem Dörfchen Poſſagno im Berglande bei Baſſano gebürtig, mit Namen Antonio Canova. Er hatte in der adriatiſchen Stadt manches gearbeitet, was zum Theil noch in derſelben aufbewahrt wird; an der Treppe des Palazzo Farſetti am Canal grande ſieht man zwei marmorne Fruchtkörbe, eines ſeiner früheſten Werke, und im Palazzo Barbarigo, wo die ſchönen im Jahre 1850 nach Petersburg verkauften Tizians aufbewahrt wurden, ſeinen Dädalus mit Ikarus. Eine Statue des Orfeus, auf dem Markusplatze zur Schau geſtellt, hatte den jungen Mann bekannter gemacht: ihm trug der Senator Querini das Bruſtbild des Freundes auf. Canova machte das Modell und führte es in Marmor aus; die Aehnlichkeit wurde von ſolchen gerühmt, welche Renier in jenen und in ſpäteren Zeiten kannten.

Die arme Büſte! Welch ſeltſames Loos war ihr beſtimmt!

Paolo Renier wurde im Jahre 1779 zur höchſten

Würde der Republik erwählt. Als er an das Ziel seines eifrigen Strebens gelangt war, lieferte er einen Beweis der so oft erprobten Wahrheit, daß die Opposition nichts anderes als die Gewalt wollte, wenn sie deren Stelle einzunehmen gewußt hat. Der Senator Renier vom Jahre 1761 und der Doge Renier waren zwei verschiedene Personen. Der Doge war ein eben so entschiedener Gegner des armen Adels, als der Senator einst dessen Freund gewesen, und statt demselben wie dem Volke größern Antheil an den Angelegenheiten und Aemtern zu gönnen, suchte er die Autorität noch zu concentriren. Die Folgen blieben nicht aus. Die Barnabotten, wie man die armen Adeligen nach der Pfarre S. Barnabas nannte wo viele von ihnen wohnten, warfen auf den Dogen glühenden Haß; in einigen Männern aus den ersten Familien, einem Pisani, einem Contarini, einem Dandolo, fanden sie entschlossene Führer. Es kam zu einer förmlichen Verschwörung, welche die Ermordung Renier's und anderer der vornehmsten Würdenträger wie die Bekanntmachung eines Agrargesetzes zum Zwecke hatte. Das war des Pudels Kern! Die Sache ward verrathen und endete mit einigen Verbannungen. Das Volk aber, darf man gleichzeitigen Berichten trauen, war auf Seiten der Regierung, indem es, nach der alten Maxime, mehr die armen Herren fürchtete die sich bereichern wollten, als die schon reich gewordenen. Das venezianische Volk hat aber fast

mmer ſeinen Herrſchern Treue bewahrt — ein Beweis, daß die Regierung nicht ſo war, wie Manche ſie zu ſchildern eine rechte Luſt empfunden haben.

Zwei Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, welche mit Renier in perſönliche Berührung kamen, erwähnen ſeiner: ſeltſamerweiſe Zwei, die einander auf's heftigſte befehdeten. Der eine derſelben iſt in Teutſchland beinahe eben ſo bekannt wie in ſeiner Heimat, Carlo Gozzi, der Dichter der Turandot. Ich weiß nicht, ob ſeine Denkwürdigkeiten, welche unter dem ſeltſamen Titel: Memorie inutili della vita di Carlo Gozzi scritte da lui medesimo e pubblicate per umiltà im Jahre 1797 zu Venedig erſchienen, außerhalb Italiens Verbreitung gefunden haben; zu ſehr gefüllt mit Theater- und Komödiantengeſchichten und, wie die Memoiren Beaumarchais', Zänkereien, liefern ſie doch einen intereſſanten Beitrag zur Karakteriſtik der Sitten und Lebensweiſe der Zeit. Er ſagt einmal von Renier, der damals Senator war: „Ich hörte einmal jenen Cavalier mit großer Beredſamkeit über die Urſache der Sittenverderbniß und die Verbreitung des Mangels an Disciplin urtheilen. Nie vernahm ich Einen, der mit ſo großem Scharfſinn, ſo tiefem Wiſſen, ſolcher Präciſion, ſolcher Klarheit und Einſicht und mit ſo durchleuchtender Wahrheit geſprochen hätte. Ich rede von ſcharfem Verſtand und gewandter Zunge, nicht vom Herzen, das ich nicht höre noch ſehe." Dagegen ſagte Pietro Antonio Gra-

tarol, ein Mann der einſt in Venedig eine Rolle ſpielte und dem wegen der Folgen eines Streits mit Gozzi, welcher ihn in einem Luſtſpiel auf die Bühne gebracht hatte, ſeine Heimat verlaſſen mußte und als Verbannter in London ſtarb: „Mir fehlen Geiſt und Kunſt, dieſen chamäleontiſchen Mann mit der Feder zu ſchildern. Außerordentliches Talent, ſtolzes Herz, lügenhaftes Geſicht, das ſind die Hauptbeſtandtheile. Einen trugvolleren Redner, einen unruhigeren Politiker habe ich nie gekannt. Sei es, daß Glück oder Zauber ihn ſchützten, unbeſchädigt ging er hervor aus den ſelbſtgeſchaffenen Gefahren. Er, ein Bürger, der die Verfaſſung anfeindet, wird zum Geſandten ernannt; er, ein Geſandter, welcher verdient, daß ſeine Depeſchen verſtümmelt und zerriſſen würden, erhält eine neue Botſchaft, welche der Lohn vieljähriger Dienſte zu ſein pflegt; er, als Gegner der Triumviru in die Heimat zurückgekehrt wie er geſchieden, wird einer von ihnen; er, als Triumvir Bethörer ſeiner Collegen, ſieht den Einen zu Grunde gehen, den Andern am Rande des Verderbens, während Er allein ohne Schaden zu noch höherer Macht gelangt. Wer ihn kennt, wird ſagen, ob ich ihm Unrecht thue.“

So urtheilen Günſtige und Gegner über Paolo Renier. Zu welcher Klaſſe gehörte Angelo Querini? Man ſollte denken zu den Freunden: aber die Dinge änderten ſich. Als Querini ſah, wie der neue Doge

den Grundsätzen untreu ward, deren Verfechter er zwanzig Jahre früher gewesen, wandte sich sein Herz ab. Die Sache ward schlimmer, als Renier einen sogenannten Reformplan durchzusetzen versuchte, einen Plan, dessen verstecktes Ziel die Erweiterung seiner eigenen Gewalt war. Da stand Querini schon unter den Gegnern. Der Doge drang nicht durch. „Das Beispiel kommt von oben, schloß der Senator Francesco Foscaro seine Rede, welche des Dogen Antrag scheitern machte; an Euch, Sereniſſimus, ist's, dies Beispiel zu geben.“ Zu diesen Anlässen des Mißvergnügens, welche die öffentlichen Angelegenheiten boten, kamen persönliche Gründe. Querini besaß in der Nähe Padua's die berühmte Villa Altichiero, welche er mit den schönsten Werken der Kunst ausgestattet hatte, eine Villa, die durch eine mit dem Besitzer befreundete Dame, die Gräfin von Rosenberg, in einem besondern Buche beschrieben ward. Es handelte sich um eine Regulirung des Flusses Brenta; der Plan des damit beauftragten Architekten durchschnitt geradewegs Querini's schöne Gartenanlagen. Dieser remonstrirte: der Architekt war ein Schützling des Dogen, und da Querini auf heftigen Widerspruch stieß, maß er dem vormaligen Freunde die Schuld bei. Schriften und Gegenschriften wurden gewechselt und Querini ließ an der Stelle, wo der Durchschnitt geschehen sollte, einen den Furien geweihten Altar mit entsprechender Inschrift errichten. Damit war's nicht aus. Die Würde eines

Primicerius an der Marcuskirche war dem Senator vom Dogen verheißen worden; als sie zu besetzen war, gab dieser sie einem Andern, ohne seines Wortes zu gedenken.

Nun riß Jenem die Geduld. Er rief seine Diener in's Studirzimmer, befahl ihnen die Büste Renier's vom Postament zu nehmen, hinunter zu tragen und in einen Winkel unter dem Thore seines Palastes zu stellen, wo Bewohner und Vorübergehende das zu thun pflegen, was unsere nordischen Schicklichkeitsbegriffe und nicht minder unsere Nerven so sehr beleidigt, in Italien aber so gäng und gebe ist, daß in manchen Städten der Hausherr es nur mit Mühe hindern kann. Angelo Querini beschimpfte zuerst das Abbild Renier's, die Diener nach ihm auf sein Geheiß. So ging's mehre Tage lang, bis Wohlmeinende den vom Zorn Geblendeten mahnten, die republikanische Freiheit dürfte ihn schwerlich vor schlimmen Folgen schützen. Er hörte auf den Rath, aber der Groll behielt doch die Oberhand. Er ließ die Büste nach seiner Villa bringen und dort hinter den Furienaltar hinstellen, wo sie jedweder Beschmutzung preisgegeben blieb. Der Tod des Dogen, welcher sich im Jahre 1788 ereignete, machte der schimpflichen Behandlung kein Ende: so lange Querini lebte währte die Schmach.

Er starb plötzlich, am 30. Dezember 1795. Sein Neffe und Erbe ließ die Büste sogleich wegnehmen und reinigen. In einem Zimmer des Erdgeschosses der Villa

ſtand ſie mehre Jahre. Dann ward ein Theil des Eigenthums verkauft; das Marmorbild kam erſt an einen Künſtler, dann als Schuldzahlung an einen Grobſchmied. Im Kohlenbehältniß ſtand Canova's Werk, unbeachtet und geſchwärzt, doch unbeſchädigt, wenngleich jeder Beſchädigung blosgeſtellt, wie in ähnlichem Falle in der Wageuremiſe zu Florenz das Frescobild des Abendmals, welches man für ein Werk Raffael's hält. Der Schmied hatte einige Säulen von veroneſer Marmor; Giovanbatiſta Giraldon Boſio kaufte dieſelben im Jahre 1834 und mußte die unſcheinbare Büſte in den Kauf nehmen, weil ſie dem Beſitzer unbequem war. Niemand wußte, von wem ſie war, wen ſie darſtellte. Nochmals gereinigt, kam die Schönheit der Arbeit zum Vorſchein. Die Akademie der Künſte ſprach ſie Canova zu; in der Galerie zu Poſſagno fand ſich der Gypsabguß, doch ohne nähere Bezeichnung. Der neue Beſitzer forſchte nun emſig nach bei den Familien, zu denen der junge Künſtler in Venedig in Beziehung geſtanden, den Falier, den Farſetti, Julian, Rezzonico — keine Spur! Paolo Renier war todt und vergeſſen. Da trat eines Tages ein Achtzigjähriger, einſt ein Bilderbogencoloriſt, in Giraldons Zimmer. „Ach Herr! rief er aus, wie ſeh' ich da des Dogen Renier Bildniß wieder, welches ich ſo oft bei Angelo Querini betrachtet!" Erkundigungen bei Angehörigen des Querini'ſchen Hauſes erwieſen nun die Wahrheit. Sämmtliche Ausſagen wur-

den zu Protokoll genommen und ein Rechtsgelehrter, Petronio Maria Canali, ſtellte dieſelben mit Erläuterungen zu einer Storia aneddota zuſammen, die vor wenigen Jahren in Venedig gedruckt ward und einen Theil der Daten zu der gegenwärtigen Erzählung geliefert hat.

Als Canova im Jahre 1817 auf Veranlaſſung des damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern ein Verzeichniß ſeiner Sculpturen anfertigte, erwähnte er auch der Büſte Paolo Renier's. Doch nach Cicognara's Angabe galt das Werk für verloren. Wie daſſelbe einſt verſchollen war, ſo iſt jetzt der Name des vorletzten Dogen von Venedig halb verſchollen. Wer weiß, ob Manche ihn anders kennen als durch Auguſt Platens ſchönes Gedicht vom alten Gondolier, in welchem Paul Renier dem letzten Helden der Republik, Angelo Emo, feierlich entgegenzieht, als dieſer mit ſeiner ſchönen Flotte heimkehrt von der Blokade des gedemüthigten Tunis.

Don Mauro Cappellari

und

Gasparo Salvi.

Großentheils nach mündlicher Mittheilung.

Zu Anfang Decembers des Jahres 1849, in dessen Verlaufe Italien so viele wie herbe Verluste erlitten hat, starb in Rom der Architekt Gasparo Salvi. Obgleich nicht durch ein großartig geniales Werk berühmt geworden wie sein Namensvetter Niccola Salvi, der Erbauer der Fontana di Trevi, woran man dem herrlichen Gesammteffekt zulieb manches Merkmal der Perrückenzeit gerne übersieht, hat er dennoch jedenfalls um die öffentlichen Bauten Roms und des Kirchenstaats sich vielfach verdient gemacht und einen geehrten Namen hinterlassen. Der Commissar der Antiquitäten, Pietro Ercole Visconti, hielt bei der Leichenfeier in der Kirche der Sapienza eine Gedächtnißrede, welche Salvi's Leben und Wirken in das rechte Licht stellt, seine Thätigkeit namentlich als Inspector der öffentlichen Bauten, seine Verdienste um die Akademie von San Luca, seinen Antheil an der Einrichtung des von Papst Gregor XVI mit so vieler Vorliebe gegründeten

etruskiſchen Muſeums im Vatican und an den Hafenarbeiten zu Terracina.

Aus dieſer, wie dem Inhalte nach intereſſanten, ſo in der Form ſorgfältigen und anziehenden Rede ergiebt ſich ein Umſtand, der vielleicht nur Wenigen bekannt iſt welche ſich mit der Geſchichte Gregor's XVI beſchäftigt haben, der aber, den Papſt ſowol als den Künſtler ehrend, der Vergeſſenheit entzogen und durch Mittheilungen aus dem Munde perſönlicher Bekannten erläutert zu werden verdient. Im Auguſt 1795 war der damals gerade dreißigjährige Camaldulenſermönch Don Mauro Cappellari aus ſeinem Kloſter S. Michele di Murano in den Lagunen Venedigs zuerſt nach Rom gekommen. Er wurde dort Gehülfe des Generalprocurators ſeines Ordens, eine Stellung welche an den Tag legt, daß man damals ſchon von ſeinem Wiſſen wie von ſeiner Geſchäftskenntniß nicht gering dachte, da dem Generalprocurator bekanntlich die Beſorgung aller Ordensangelegenheiten im Verhältniß zum heiligen Stuhl obliegt. Der Bürgerſohn von Belluno war jung in das ſtrenge Inſtitut St. Romualds getreten, welches mit dem des heiligen Benedikt, deſſen Regel es gleich den Vallombroſanern und den meiſten Mönchsorden des Occidents angenommen, in der Pflege der Wiſſenſchaften wetteifert: Zeugen ſeien, ſtatt vieler Andern, der Cosmograf Fra Mauro, der verdiente und gelehrte Ambrogio Traverſari, welchem Kirche und klaſſiſche Literatur

im 15. Jahrhundert so viel verdankten, und in unsern Tagen der Cardinal Don Placido Zurla, der sich um die Geschichte der Erdkunde im Mittelalter, namentlich um die berühmten Reisenden Marco Polo, Aluise da Cadamosto u. a. vielfach gemüht hat. Mauro Cappellari vereinigte mit jener Lebendigkeit, die er bis in sein spätestes Greisenalter hinein behielt und bei jeder Gelegenheit, bei den Audienzen fremder Gesandten wie in den Unterredungen mit Personen seines gewöhnlichen Umgangs, an den Tag legte, eine tüchtige und gründliche gelehrte Bildung, welche nicht blos sein Hauptstudium, die Theologie, sondern auch die sogenannten exacten Wissenschaften umfaßte. Er wohnte damals im Hospiz neben der Kirche St. Romualdo, an der kurzen Straße gleichen Namens welche vom Venezianischen Platze nach dem der Apostel führt, und pflegte eine Gesellschaft von Literaten zu besuchen, welche sich meist abendlich beim Buchhändler Imperiali am Arco dei Carbognani versammelte. Solche literarische Kreise (das Wort Circoli ist seiner neuern politischen Bedeutung wegen diesseit der Alpen eben so verpönt, wie seit den Jakobinertagen das Wort Club, welches nur allmälig sich rehabilitirt hat) sind in Italien von jeher Sitte und haben vorzugsweise gerne bei Apothekern, in Buchhandlungen und Cafés Posto gefaßt. Manche Akademien sind auf solche Weise entstanden, und wie man im Florenz alter Zeiten noch des scherzhaften Lasca sich erin-

nert, des Haupttheilnehmers an der Gründung der Crusca, so sah man dort in unsern Tagen die Vieusseuxschen Abendgesellschaften, und in Rom den Kreis im Café nuovo des Palastes Ruspoli, welches gegenwärtig nach manchen Verwandlungen als Café militaire français wiedereröffnet ist. Man pflegte letztere Gelehrtengesellschaft La Nicchia zu nennen, und obgleich heute nur Wenige von denen geblieben sind die einst Theilnehmer waren, hat die Erinnerung sich doch lebendig erhalten unter Roms Literaten. Freilich mögte es nicht leicht sein, so viele berühmte Namen zusammenzufinden wie die welche zu verschiedenen Zeiten in diesem Raum eines Cafés am Corso genannt wurden. Giulio Perticari, Gian Giacomo Trivulzio, der Marchese di Montrone, Giuseppe Micali, Giovan Batista Zannoni, Paolo Costa, Ippolito Rosellini, Sebastiano Ciampi, kehrten dort ein wenn sie in Rom verweilten, und von Nichtitalienern Champollion d. J., während von den Einheimischen, mehr oder minder regelmäßig, Giovanni Giraud der Lustspieldichter, Giuseppe Tambroni der Kunstforscher, Luigi Biondi, Cecilia, Girolamo Amati, Emiliano Sarti die mehr oder minder bekannten Alterthumsforscher, sich einzufinden pflegten. Und von Lebenden, Italienern wie Ausländern, sind noch zu nennen Bartolommeo Borghesi, Salvator Betti, Pietro Odescalchi, Michelangelo Lanci, der Maler Filippo Agricola, der Architekt Mazois, Friedrich Thiersch, Theodor Panofka.

Zu Don Mauro Cappellari zurückzukehren, so war dieser ein fleißiger Besucher des Buchhändlerlocals am Arco dei Carbognani, wo unter Andern auch die beiden Visconti oft gesehen wurden, Ennio Quirino und Filippo Aurelio, Letzterer ein achtungswerther Antiquar, Ersterer der berühmteste der italienischen Archäologen unseres Jahrhunderts, nicht lange darauf durch seine Theilnahme an der unsinnigen und doch in jener wildbewegten Epoche bewaffneter französischer Propaganda unvermeidlichen römischen Revolution von 1798 dem klassischen Boden seiner Vaterstadt entfremdet, welche er dauernd mit Paris vertauschte, wo er im Jahre 1818 starb. Auch der bekannte Polyhistor Francesco Cancellieri nahm an diesen Zusammenkünften Theil, ein um die Lokalgeschichte Roms in mittlern und neuern Zeiten vielverdienter Mann, welcher in seinen überaus zahlreichen und jedem Forscher unentbehrlichen Schriften unendliches Material aufgehäuft hat, ohne kritische Sichtung, aber eine nicht leicht zu erschöpfende Mine für Alle, die sich in römischen Dingen Raths erholen wollen.

In jenen Tagen ertheilte Don Mauro dem jungen Gasparo Salvi, welcher sich unter dem Architekten Subleyras und dann unter Camporesi, dessen Namen die unter Pius VI, dem unternehmendsten und splendidsten der Päpste jüngerer Zeiten, ausgeführten Vaticanischen Bauten stets in Ehren halten werden,

der Baukunſt widmete, Unterricht in der Geometrie. Daß der Schüler des Lehrers Zufriedenheit erwarb, ergiebt ſich aus folgendem, mehre Jahre nachher ausgeſtellten Zeugniſſe: „Königreich Italien. Murano den 28. Februar 1811. Ich Endesunterzeichneter, Profeſſor der Filoſofie am Collegium von San Michele di Murano, Departement des Adriatiſchen Meeres, bezeuge hiemit, daß ich zur Zeit meines Aufenthalts in Rom mehre Monate hindurch die Freude hatte, den Herrn Gasparo Salvi aus gedachter Stadt in den geometriſchen Inſtitutionen zu unterrichten, und erkläre gleicherweiſe, daß ich in ihm jenes ſich offenbarende Talent, jene leichte und klare Auffaſſung, jenes richtige Urtheil, verbunden mit Geiſt und Intereſſe an der Wiſſenſchaft erkannte, welche in dieſem Zweige wie in der architektoniſchen Kunſt, auf welche ſeine Studien vorzugsweiſe hingerichtet waren, die glücklichſten Fortſchritte verkündeten. — Don Mauro Cappellari, Ex-Camaldulenſer, Profeſſor der Filoſofie in San Michele di Murano.“ — „Königreich Italien. Departement des Adriatiſchen Meeres. Murano den 2. März 1811. Die Municipalität beſcheinigt hiemit die eigenhändige Unterſchrift des Don Mauro Cappellari, Ex-Camaldulenſers, Profeſſors der Filoſofie in San Michele di Murano, und bezeugt gleicherweiſe das Patent des Herrn Barons (Galvagnà) Präfecten des Departements geſehen zu haben, welches des Genannten Ernennung

zum Professor der Filosofie documentirt. Zu Urkund ꝛc. G. Piave, Podestà. G. Zaife, Secr."

Zwischen diesem Jahre 1811, der Zeit von Napoleons höchster Macht und Glanz, und den Monaten während deren der damals noch der Welt unbekannte Camaldulenſermönch den jungen Architekten unterrichtet hatte, liegen für Rom, für Italien, für das Papſtthum die wichtigſten Ereigniſſe, von denen auch Don Mauro Cappellari's Leben nicht unberührt geblieben war. Im Jahre 1799 hatte er ſein Buch „vom Triumf des heiligen Stuhls und der Kirche über die Angriffe der Neuerer" herausgegeben, ein Werk, welches wenn es auch gerade nichts Ausgezeichnetes leiſtet und wol ebenſowenig Neues enthält, von ſeiner theologiſchen Bildung günſtiges Zeugniß ablegt und in glänzender Ausgabe wieder erſchien, als der Verfaſſer zur höchſten Würde in der katholiſchen Chriſtenheit emporgeſtiegen war. Ein Jahr ſpäter wurde er Abatial-Vicarius des Kloſters San Gregorio am Monte Celio, wo er Gelegenheit fand ſich ſeinen wiſſenſchaftlichen Neigungen hinzugeben. Er ordnete dort die Bibliothek, bereicherte ſie durch Handſchriften, die von Murano dahingeſchafft wurden, und wies manchen antiken Inſchriften ihren Platz an. In dieſem Kloſter ward er nachmals Abt, dann Generalprocurator und Generalvicar ſeines Ordens. An mehren gelehrten Geſellſchaften, namentlich an der wiederaufgelebten und vom hohen römiſchen

Klerus mit besonderer Vorliebe beschützten Akademie für katholische Religion, in welcher vor mehren Jahren der greise Cardinal Pacca, Pius' VII Gefangenschaftsgenosse und in seiner Einfachheit ergreifender Historiker, seine merkwürdige letzte Rede hielt, betheiligte er sich durch verschiedene Vorträge.

In seinem vorgerückten Alter, als er auf Petri Stuhl saß, pflegte er jener Zeiten mit besonderer Vorliebe zu gedenken und von seinem damaligen Leben und Streben viel zu erzählen, mit einer behaglich sich gehen lassenden Breite, aber nicht ohne Anmuth der Rede. Die Anekdötchen und Geschichtchen des Mönchlebens mußte dann der enge Kreis, welcher den auch im Vatican Mönch gebliebenen Papst zu umgeben pflegte, wiederholt hören und immer als etwas Neues hinnehmen. Dem Kloster, wo er so lange geweilt hatte, erwies er sich als Wohlthäter. Es ist ein in Roms kirchlicher Geschichte bedeutsamer Ort. Der Boden auf dem wir stehn, ist geweiht durch das Blut der Märtyrer wie durch das Andenken großer Päpste. Hier, am Clivus des Scaurus, stand Sanct Gregors des Großen mütterliches Haus, der Palast der berühmten Familie der Anicier von welcher so manche historische Geschlechter abzustammen behaupten. Hier baute der glorreiche Papst das Kloster in welchem er die heute noch gezeigte Zelle bewohnte; hier erinnert eine Kapelle an seine fromme

Mutter Sylvia; hier errichtete er dem heiligen Andreas eine Kirche; hier deutet noch die in der Sanct Barbara-Kapelle bewahrte Form des Triclinium's wie die Bauten der nächsten Umgebung auf das alte Rom in seinem Uebergang zum Christenthum. Hier, auf dem Clivus selbst, stand das Haus der Märtyrer Johannes und Paulus, welche schon zu Gregors des Großen Zeiten der Basilika den Namen gaben, deren ernste Schönheit moderner Umbau beeinträchtigt, nicht zu zerstören vermogt hat. Aus dem Garten der an diese Basilika stoßt, in welchem heute die stillen und demüthigen Passionisten, das Monogramm des Heilands mit den Leidenswerkzeugen auf der Brust, umherwandeln, senkt sich der überraschte Blick in das Innere des im Thale zwischen Cälius, Palatin und Esquilin liegenden Colosseums, wo so viele Bekenner des wahren Glaubens geblutet haben. Der Umbau des Klosters von San Gregorio, welches auf so heiliger Stätte steht, ward von Gregor XVI unternommen, von welchem auch die Vollendung der Gartenanlagen herrührt, welche dicht dabei, am Fuße des sogenannten Vivarium's oder Nymphäum's des Nero, dessen gewaltige Arcaden und Nischen die Substruktionen des hochliegenden Passionistenklosters und Gartens bilden, den Abhang des Cälius bis zum Colosseum in einen anmuthigen Spaziergang umgeschaffen haben.

Als die kaiſerliche Gewalt, wie man lange geahnt hatte, der Papſtherrſchaft, der ſeit dem Vertrage von Tolentino ſchon ſo geſchmälerten, ein Ende machte, wurden alle Angehörigen regulärer Orden, welche nicht im Kirchenſtaate geboren waren, aus Rom verwieſen. In jenen bedrängten Tagen bot Gasparo Salvi, welcher ſich in der Architektur bereits einen Namen zu machen begann, dem ehemaligen Lehrer eine Zuflucht im eigenen Hauſe an, bis dieſer die Rückreiſe nach Venedig anzutreten im Stande war. Das vormalige Kloſter San Michele war in ein Lyceum umgewandelt worden; mit allen geiſtlichen Orden war auch der Sanct Romualds aufgehoben, und durch das Wohlwollen des Präfecten Baron Francesco Galvagna erhielt Don Mauro Cappellari den Poſten eines Lehrers der filoſofiſchen Wiſſenſchaften. Als ſolcher ſtellte er ſeinem vormaligen Schüler das oben mitgetheilte Zeugniß aus. Noch bewahrt San Michele di Murano manche Erinnerung an ſeinen mehrjährigen Bewohner, in Geſchenken und Inſchriften. Wer Venedig beſucht, wird nicht unterlaſſen zu dem Inſelchen hinüberzufahren, auf welchem die maleriſche Kirche wie aus dem Waſſerſchoße emporſteigt, eine der zierlichſten Bauten der erfindungreichen Schule der Lombardi, welcher die adriatiſche Königin ſo viele nicht minder ſchöne als eigenthümliche Werke verdankt, mit der allerliebſten Emilianiſchen Kapelle und

dem auch in unſern Tagen nicht unangefochtenen Grabe des Servitenbruders Fra Paolo Sarpi.

Andere Zeiten kamen für Rom. Nach der Reſtauration Pius' VII kehrte Don Mauro Cappellari von ſeiner einſamen Lagunenineſel nach der Hauptſtadt der Chriſtenheit zurück. Er ſtieg von Würde zu Würde. Leo XII ertheilte ihm den Purpur, und als Vorſteher der Propaganda wie als Mitglied der wichtigſten kirchlichen Congregationen nahm er ſeitdem vielfachen Antheil an der Leitung geiſtlicher Angelegenheiten. Schon im Conclave nach Leo's XII Tode hatte er nächſt Pacca, Di Gregorio und Caſtiglioni, der gewählt ward, Ausſicht auf die Tiara. Nachdem er Papſt geworden war, vergaß er nicht der vieljährigen freundſchaftlichen Beziehungen, in denen er zu Gasparo Salvi geſtanden. Dieſem ward der Auftrag zu zahlreichen Werken, welche während des thätigen Pontificats Gregors XVI ausgeführt wurden, ein Pontificat deſſen religiöſe Haltung und Wirkſamkeit auch von Denen anerkannt wird welche deſſen politiſche und adminiſtrative Seite am heftigſten angreifen, ohne den allgemeinen politiſchen Conjuncturen, und namentlich der Ungunſt der Verhältniſſe unter denen es begann, nur im geringſten Rechnung tragen zu wollen. Zu dieſen Aufträgen, welche Gasparo Salvi erhielt, gehören jene Umbauten und Anlagen am Cälius, die Erweiterung des Zollamts von

Ripagrande, der Friedhof von San Lorenzo fuori le mura, die Arbeiten in den päpſtlichen Gärten und auf dem Forum romanum — Werke, an denen freilich nicht immer der Styl zu loben, noch römiſcher Majeſtät und antiker wie moderner Muſter würdig zu nennen ſein dürfte.

Giacomo Leopardi.

Wenn man auf der Straße von Pozzuoli nach Neapel die lange, den Athem beengende, durch Lampenlicht kümmerlich erhellte weltberühmte Grotte hinter ſich läßt deren Name Poſilipo das Aufhören der Trauer bezeichnet; wenn man nun wieder ins Freie tretend, geblendet wird durch das glänzende Tageslicht und das wunderbare Panorama der Hauptſtadt des italieniſchen Südens, die in geſchwungenen Linien weithin ſich erſtreckt auf den Hügeln und am Strande gebadet von dem lichtblauen Meere, ſo wird man, iſt noch Raum vorhanden für andere Gedanken, für andere Empfindungen als die erzeugt werden durch die unendliche Schönheit der Natur, an zwei Epochen der Dichtkunſt erinnert, auf welche der Ort ſelbſt hinweiſt. Die Tradition hat einem römiſchen Columbarium in ragender Lage über dem Eingang der Grotte den Namen des Grabes Virgils beigelegt. Er, welcher durch ſeine Geſänge der Mittelmeerküſte Italiens, von Calabriens

Grenze bis zur Tibermündung und Elba, so unnennbaren Reiz verlieh, welcher ihre Buchten, ihre Vorgebirge, ihre Haine und Ströme mit Göttern und Helden bevölkerte und manchem Ort, der jetzt aus einem verfallenen Wartthurme oder aus einem zertrümmerten, wenige ärmliche Hütten einschließenden Mauerring besteht, helleren Klang des Namens verlieh als der dessen große Städte sich rühmen, ruhet dort im Angesicht der nach der Jungfrau benannten Stadt — „tenet nunc Parthenope" wie die Grabschrift sagt — nahe bei dem „in Lenzglut schimmernden" Bajä, bei dem enböischen Cumä. Und in Santa Maria del parto, einer Kirche der Vorstadt Mergellina, liegt Sannazzaro, der Dichter der Arcadia, gleich gewandt in lateinischen wie in italienischen Versen, nach der von Pietro Bembo verfaßten Inschrift dem Sänger der Aeneis in der Dichtung nahestehend wie durch seine Ruhestätte, ruhmvoll durch treue und dankbare Anhänglichkeit an das unglückliche, von Freund und Feind gleich schlecht behandelte Königshaus der Aragonesen, in einer Zeit wo Verrath für einen Sieg der Klugheit galt, und edlere Naturen selbst, durch die wechselvolle schlimme Zeit herabgezogen, Dankbarkeit und Treue vergaßen.

Wie Sannazzaro das zu Grabe gehende Mittelalter repräsentirt, so vergegenwärtigt der Name eines dritten Dichters, der in der Nähe schlummert, das 19. Jahrhundert in der nämlichen das ist in der klassi-

ſchen Richtung. Nicht im Angeſichte Neapels liegt er: die Tuffſteinwand des Poſilipp trennt ſeine Gruft von Mergellina und Chiaia. Im Veſtibulum der kleinen Kirche San Vitale, an dem Wege nach Pozzuoli, ſteht an die Wand gelehnt ein einfaches Grabmal mit bezeichnenden Emblemen: in dem die Ewigkeit bedeutenden Schlangenring auf brennender Lampe der Vogel Minerva's, zwiſchen Lorber- und Eichenzweiglein der emporfliegende Schmetterling, unter dem Kreuze die Inſchrift:

Al conte Giacomo Leopardi Recanatese
Filologo ammirato fuori d'Italia
Scrittore di filosofia e di poesie altissimo
Da paragonare solamente coi Greci
Che fini di XXXIX anni la vita
Per continue malattie miserrima
Fece Antonio Ranieri
Per VII anni fino all' estrema ora congiunto
All' amico adorato MDCCCXXXVII.

Giacomo Leopardi war zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798 geboren. Nicht ferne von dem vielbeſuchten Wallfahrtsorte Loreto ſchaut die Stadt von ragender Anhöhe ins Land, ſtill und einſam wie die meiſten Städte dieſer Gegenden, deren alte Bedeutung geſchwunden iſt. Er ſtammte aus angeſehener aber nicht reicher Familie. Sein Vater iſt im Kirchenſtaat, namentlich in Rom, durch verunglückte öconomiſche Speculationen bekannt, nebenbei durch einige

Schriften in denen Schärfe des Verſtandes und nicht gewöhnliche Gelehrſamkeit mit einer in eiſerne Starrheit ausartenden ja das Abſurde nicht ſcheuenden Conſequenz gepaart ſind. Zum Unglücke für den Sohn bildeten des Vaters religiöſe und politiſche Grundſätze den auffallendſten Contraſt mit den ſeinigen. Annäherung war nicht möglich; mit den Jahren wurden die Gegenſätze immer ſchroffer und trugen nicht wenig dazu bei, Leopardi's Leben zu verbittern. Er war in gewiſſer Beziehung ein Autodidakt. Nach dem vierzehnten Jahre blieb er beinahe völlig ſich ſelber überlaſſen und widmete ſich alten und neuen Sprachen und dem Studium der Filoſofie, namentlich der griechiſchen, mit einem Eifer welcher frühreife Früchte trug, die man wahrhaft wunderbar nennen kann. Von der Filologie, auf deren Bahnen er die chriſtliche ſowol wie die heidniſche Welt erforſchte während er durch ſeinen Scharfſinn und ſeine glückliche Divinationsgabe die Scharfſinnigſten und Gelehrteſten ſeiner Zeit in Staunen ſetzte, wandte er ſich zur Poeſie, den klaſſiſchen Geiſt auch auf neuere Verhältniſſe übertragend, die Idee und Empfindung des großen Weltſchmerzes in dem Bewußtſein des Verfalls ſeines Vaterlandes und der alten Civiliſation individualiſirend. Hier fand ſeine Dichtung ihre Grenze. Er wollte das Myſterium dieſes Schmerzes ergründen, ſagt ſein treueſter Freund und Biograf A. Ranieri von ihm, aber der Grund liegt jenſeit des

Bereiches des menſchlichen Geiſtes. Je mehr er ſich abmühte dieſen Grund zu finden, um ſo mehr ſchien er zu entweichen und zu ſchwinden. Da zürnte er, noch voll von der Größe des Gedankens, erſt mit der ihm geſteckten Grenze die er Fatum nannte, verlor dann den Muth ſie je hinter ſich zu laſſen, und gelangte endlich, Wirkung mit Urſache verwechſelnd, zu dem Schluſſe, der Schmerz allein ſei Wahrheit. Und wie er in allem den Schmerz geleſen, überall den Schmerz geſungen hatte, ſo erklärte er nun alles durch den Schmerz.

Von ſeiner Jugend an verfolgte ihn das Unglück. Er hatte den Keim der Krankheit, die ihn die Hälfte ſeiner wenigen Jahre hindurch ſo entſetzlich elend machte, mit in die Welt gebracht. Noch Jüngling war er, ſo begannen die Leiden die ihm um ſo furchtbarer waren, weil ſie mit dem Körper auch den Geiſt ergriffen, weil ſie ihn in ſeinen Studien hemmten, weil ſie ihm für den Reſt ſeiner Tage die troſtloſe Zukunft des Siechthums verſprachen. Die häuslichen Verhältniſſe, der beſchränkte Umgang in der von der Weltbewegung gleichſam ausgeſchloſſenen Stadt, die Luft ſelbſt, für Italien rauh und ſeinem kranken Körper ſchädlich, alles wurde ihm zuwider. Wie die meiſten Leidenden ſehnte er ſich nach Wechſel; wie die meiſten Leidenden hoffte er vom Wechſel Linderung. Und er fand ſie, wenigſtens für den Moment. Rom übte auf ihn den Einfluß aus, welchen viele Unglückliche erprobt haben: die ſtachelnde

und verzehrende Einwirkung individuellen Leidens wich vor der magiſchen Beruhigung die der großartigen Melancholie der Weltſtadt eigen iſt, welche neben dem Schmerz auch den Balſam in ſich trägt, welche den Friedenloſen Frieden finden läßt, den ſchlimm Verletzten Verſöhnung. Während Leopardi für ſeine Studien unerſchöpflichen Stoff fand, that ihm das liebevolle Entgegenkommen edler Geiſter unendlich wohl. Scharf war der Contraſt den er, nach Recanati heimgekehrt, in der frühern Umgebung fand. Er riß ſich wieder los. In Bologna und Mailand beſchäftigte ihn namentlich die italieniſche Poeſie, die ältere von der Dante'ſchen Zeit an bis zu jener des 18. Jahrhunderts. Wie tief ſeine Kritik in das Weſen der lyriſchen Dichtung, wie ſie in die innerſten und verborgenſten Schönheiten der Sprache eindrang, zeigen die Arbeiten die ſeinem längeren Aufenthalt in der Lombardei angehören. Krank und müde nach Hauſe zurückgekehrt, verließ er bald die Heimat von neuem. Aus dem Abgrunde ſeines Schmerzes, ſagt der obenerwähnte Schriftſteller, rang er ſich empor, ſehnte ſich, mit dem unheilbaren Inſtinct des Menſchengeſchlechts, nach jener Glückſeligkeit deren Nichtvorhandenſein und Trug er geleſen, geſungen, gepredigt hatte. Und immer dieſem fliehenden Trugbild nacheilend ſchied er bald wieder von dem Ort wo er eben, verzweifelnd es zu erreichen, Ruhe geſucht hatte.

Die Städte Toscana's übten günstigen Einfluß auf ihn aus. In Florenz und Pisa fand er theilnehmende und empfängliche Freunde, fand er die wohlthätige Luft eines milden Himmels, fand er die Anmuth der Sitten welche, Zeugniß wie Wirkung tausendjähriger Cultur, mit der Anmuth und heitern Schönheit der Natur in dem reizendsten Bunde steht. Nur wer längere Zeit gelebt hat in Toscana und mit Toscanern, kann diese sonst nirgend empfundene Wechselwirkung und deren Einfluß auf den Geist in ihrem wahren Wesen erkennen und ermessen. In dieser Umgebung war es, wo ich im Frühling 1831 Leopardi kennen lernte, dessen Krankheit, nervöser Natur, damals auf einen solchen Punkt gestiegen war daß der Körper zusammengekrümmt und kaum noch der Bewegung fähig, gleichsam wider Willen dem regsamen Geiste gehorchte. Er war klein und verbildet, sein großer Kopf schien zu schwer für den ärmlichen Leib, seine blasse Farbe und etwas matter Blick deuteten auf seine Krankheit; wie denn der Ausdruck des Leidens vorherrschend war in den fein geschnittenen Zügen und dem blauen Auge, in der Art der Rede endlich, wenn nicht der Gegenstand ihn lebendig ergriff. Die Heilkundigen untersagten ihm jegliche Beschäftigung, und in dumpfem verzweifelnden Brüten brachte er die Tage hin. In dieser Stimmung schrieb er die rührenden Worte „an seine toscanischen Freunde" welche der damals gedruckten Ausgabe der

Dichtungen voranſtehen, deren Durchſicht ſelbſt er Andern überlaſſen mußte, Worte in welchen er Abſchied nimmt von Freunden, von Studien, vom Leben. „Ich ſage meinen geliebten Studien Lebewohl: einſt glaubte ich ſie würden meine ſpätern Jahre aufrichten; ich glaubte mit dem Verluſt aller andern Genüſſe, aller andern Güter von Kindheit und Jugend ein Gut erworben zu haben welches keine Gewalt, kein Unglück mir zu rauben im Stande wäre. Jetzt aber habe ich auch dies ganz verloren: ich bin ein entlaubter Stamm der nur den Schmerz empfindet.“

Von jener Zeit an war Leopardi's Leben kaum etwas anderes als ein verzweifeltes Ringen mit dem Tode den er erſehnte, welchem er aber doch nur als Mann erliegen wollte. Er verweilte einen Winter in der milden weichen Luft Rom's, war wieder in Florenz, begab ſich dann nach Neapel, wo treue Freundſchaft ihm das letzte Aſyl bereitete das er nicht wieder verließ. Hier, auf dem Hügel von Capodimonte und im Frühling und Herbſt in einem Landhauſe am Fuße des Veſuv, pflegte der Neapolitaner Antonio Ranieri, welchen Italien zu ſeinen geſchätzten Schriftſtellern im Fache der Geſchichte und Moralfiloſofie zählt, den der eigenen Familie Entfremdeten, deſſen letzte Tage noch durch das Schreckbild der aſiatiſchen Cholera geſtört wurden. Es war ein trübes Jahr, 1837, in welchem

Giacomo Leopardi am 14. Juni auf Capodimonte den letzten Seufzer aushauchte.

Scheint in Aleſſandro Manzoni die Poeſie des Glaubens, der freudigen Zuverſicht, des chriſtlichen Gottvertrauens perſonifizirt, ſo iſt es in Giacomo Leopardi die Poeſie des Schmerzes, des troſtloſen Brütens, des vernichtenden Zweifels. Ein Zögling der Alten, aufgewachſen im Studium ihrer Werke, lebte er ganz in ihrem Leben. Auf ſeine eignen Dichterwerke mußte dieſe entſchiedene Geiſtesrichtung den beſtimmendſten Einfluß üben. Aber es iſt nicht die ewige Jugendſchöne, die Heiterkeit und Glorie der griechiſchen Welt, wie ſie in der Seele unſeres Hölderlin aufging, die Leopardi erfüllt: es iſt erſt die Wehmuth der Erinnerung, dann die Bitterkeit des Schmerzes, endlich wie das Gift des Biſſes. Wenn er ſich Italien vergegenwärtigte, das Italien der Gegenwart, ſo trat ihm das Bild des alten Hellas entgegen und die Größe der Römerwelt, und er rief mit Cola di Rienzo: wo ſeid ihr hin, ihr alten, tapfern, hochſinnigen Römer? Und um ſo lebendiger nur und ſchmerzlicher empfand er die Schwäche, die Verſunkenheit, die Zerriſſenheit der Mitwelt, wenn er gedachte des vergangenen Ruhms. Die Liebe zur alten Welt war bei ihm nicht eine unfruchtbare, nicht eine an bloßen Aeußerlichkeiten der Form ſich vergnügende. Sie hatte ſein ganzes Sein durch-

drungen; sie war bei ihm zusammengewachsen mit dem Schmerz über das was er sah und sich nicht verhehlen konnte. So verkörperte sie sich zur rührendsten tiefsten Elegie. Seine früheren Dichtungen, der Gesang an Italien, in welchem man den Nachhall der ernsten Worte Dante's und Petrarca's vernimmt, die Betrachtungen über das Monument welches die Florentiner ihrem größten Dichter zu setzen beabsichtigten und (1830) wirklich errichteten, sind redende Zeugnisse für diese Gesinnung und den Ernst der sie durchdrang. Die Sprache deren er sich bediente, einfach, streng, gemessen, nicht gesucht aber wohl kennend und abwägend das Gewicht der Worte, schien herüber zu klingen aus der Zeit welche die Göttliche Komödie entstehen sah und die Canzonen an die Großen Italiens und an den letzten Volkstribun der Römer. In ihrer ernsten Würde hielt sie sich gleich fern von Spielerei wie von üppigen Bildern. Derselbe Grundton klang an in der Ode welche Angelo Mai feierte, als er die verlorenen Bücher Cicero's vom Staate aufgefunden, vielleicht der ausgezeichnetsten unter seinen Dichtungen, unserer Zeit, dem „Jahrhundert des Schmutzes," entgegenschlendert wie eine Herausforderung zur Thatkraft.

Ohne Mängel sind diese Poesien nicht. Es ist etwas Gemachtes in ihnen, etwas was an die Schule erinnert, und wenn der ernste männliche Sinn des noch so jugendlichen Dichters dies zu Zeiten besiegt, wenn

die seltene Beherrschung der Form hinreißt und über das hinwegblicken läßt was am Inhalt blos kalter Wiederschein und Reproduction ist, so liegt doch darin einer der Gründe welche verhinderten, daß diese Dichtungen im edlern Sinne des Wortes populär wurden. Seine Verstimmung nahm immer zu und die poetischen Ergüsse seiner letzten Jahre tragen mehr noch denn die früheren eine Bitterkeit an sich, die nicht selten unangenehm berührt, aber oft aufgewogen wird durch die größten Schönheiten und durch den edlen Geist, der sich hervorringt aus der Nacht des Trübsinns die ihn umfängt. Da gedenkt er denn bisweilen der Jugend und der verlorenen Hoffnungen; aber alles was die Erinnerung Süßes hat, wird gestört durch den Gedanken daß sein Leben ein vergebliches gewesen. Bei Leopardi fehlt die Versöhnung, es fehlt das christliche Element. Der Schmerz und das Unglück dieser Welt stellen sich in aller Grellheit hin; man sieht den Dolch von der Spitze bis zum Knauf, und da das Leben für ihn nur ein Erdenleben ist, so liegt aller Trost und die Beruhigung ferne. Dem einsamen Hirten der auf den Hochebenen Asiens umherwandernd nächtlich seinen klagenden Gesang an den Mond richtet, legt er seine Empfindungen oder richtiger seine Lebensansicht in den Mund. „Ein Greis, mit weißen Haaren, krank, halbnackt und baarfuß, schwere Last auf den Schultern tragend, über Berge und durch Thäler, über spitze Steine und durch

Sandestiefe, durch Gebüsch und Dornen, in Wind und Sturm, in Sonnenglut und Frost, zieht und eilt und läuft sich athemlos; durch Ströme watet er und stehende Wasser, er fällt und erhebt sich, immer rascher eilt er ohne Ruhe noch Rast, zerrissenen Gewands, mit blutendem Knie und Arm, bis er dahin gelangt, wohin der Weg, wohin das unendliche Mühen ihn trug, zu dem entsetzlichen unermeßlichen Abgrund: in diesen Abgrund stürzt er, Alles vergessend. So ist des Menschen Leben." Und zur Geniste redet der Dichter, der Geniste, Pflanze der Wüste welche dem nackten Abhange des vernichtungsschwangern Vesuv, wo nicht Baum mehr noch Blume das Auge erfreut, Wohlgeruch verbreitend sich anschmiegt, Bewohnerin der traurigen vom Menschen geflohenen Oede, ein Grab überwachsend das unter dem Fußtritt wiedertönt und in jedem Moment sich neu zu öffnen droht — ein Anblick der ihm das Abbild des „glänzenden und progressiven" Menschenloofes scheint. In der Natur, die man die unbelebte nennt, sieht er allein die Dauer: „Königreiche fallen ringsumher, Völker und Sprachen ziehn vorüber — die Natur bleibt, sie weiß nichts vom Menschen und seinem Thun, und der Mensch wähnt sein Dasein ewig!" „Du einsame Pflanze, ruft er, wirst dem verzehrenden Feuer erliegen das auf den oft betretenen Pfad zurückkehrend deinen duftenden Wald verzehren wird: dein unschuldig Haupt wirst du still vor dem vernichtenden Hauche

ſenken, doch ohne vorher in feigem Flehen dich gebeugt zu haben vor dem kommenden Unterdrücker, doch ohne im wahnſinnigen Stolz die Stirne emporgetragen zu haben zu den Sternen, weiſer du und geſunder als der Menſch, den Wahn nicht hegend, das Geſchick oder dein eigen Thun habe dir Unſterblichkeit verliehn!"

Leopardi iſt eine zu ſubjective Natur. Es mangelt ihm das Vermögen ſich frei zu machen von dem was ihn bedrückt, und nach andern Seiten hin Welt und Leben wahr und gerecht aufzufaſſen. Er zieht uns an und intereſſirt und rührt uns, aber wir fühlen daß es in der Poeſie noch eine andere Sfäre giebt, höhere, freiere, ſonnigere Räume. So war der Dichter. Aber wie in ſeinen Dichtungen alles Weh ſeines Vaterlandes, alles Weh der Menſchheit ſich zu concentriren ſchien, wie es uns bisweilen zu Muthe iſt als wären die Thränen Italiens, ja der Welt aufgeſtant in ſeiner Seele, als ſtrebte er vergebens ſich Luft zu machen vor ihrem erdrückenden Andrange, ſo ſind auch jene Schriften in welchen er ſeine Anſichten und Erfahrungen von Welt und Leben in mehr ſchmuckloſer Rede ausſprach, Zeugniſſe derſelben Geſinnung, derſelben Empfindungsweiſe. Nirgend iſt Bläue des Himmels, nirgend die Heiterkeit eines wolkenfreien Horizonts, nirgend das ſtille Abendroth beim Sonnenuntergang das einen glücklicheren Tag verkündet. [Manzoni im Adelchi.]. Es iſt als wären die Anſchauungen von der moraliſchen

Welt durch den ſchweren Nebel umlagert, welcher auf Englands Hauptſtadt laſtet: wol bricht die Sonne durch und es iſt eine ſchöne Sonne und ſie kämpft auf Augenblicke, Sieg verkündend, mit dem grauen Meer welches der Erde ihren Anblick entzieht, aber auf Augenblicke nur. Und wir trauern dann doppelt über ihr Verſchwinden. Nicht in den letzten Jahren nur gab Leopardi ſich dieſer troſtloſen Anſicht hin. Sie entſtand bei ihm ziemlich frühe, aber ſie nahm ſtets zu, wie man leicht begreift, betrachtet man ſein Leben und Geſchick. „Elende oder feige Söhne wirſt du in die Welt ſetzen: wähle dir die Elenden!“ Das ſind die Worte, die er ſeiner Schweſter Paolina bei ihrer bevorſtehenden Vermälung zuruft: ſo tief wurzelte in ihm die Ueberzeugung von dem Unglück des Menſchenlebens. In einer Reihe von Maximen welche ſeine Urtheile über Menſchen und Dinge und recht eigentlich ſeine Moralfiloſofie enthalten, ſucht er das Trübe und gleichſam Feindliche derſelben zu rechtfertigen. „Lange habe ich mich geſträubt wider das Bewußtſein der Wahrheit deſſen was ich gegenwärtig niederſchreibe. Denn abgeſehen davon, daß dieſe Dinge meiner Natur zuferne lagen und daß der Menſchengeiſt ſtets bereit iſt von ſich ſelbſt auf Andere zu ſchließen, iſt es nie meine Neigung geweſen die Menſchen zu haſſen, wohl aber ſie zu lieben. Am Ende hat die Erfahrung wie mit Gewalt mir dieſe Ueberzeugung aufgedrungen, und ich

bin gewiß daß ſolche welche viel und auf vielerlei Weiſe mit Menſchen umgegangen ſind, mir zugeben werden daß ich Recht habe. Andern werden meine Urtheile übertrieben ſcheinen, bis Erfahrung, wenn ihnen je Gelegenheit wird in der menſchlichen Geſellſchaft wahrhaft Erfahrungen zu ſammeln, auch ſie auf meine Seite zieht. Die Welt iſt ein Bund der Schlechten gegen die Guten, der Feigen gegen die Hochſinnigen."

Dies iſt ein Thema welches zu allen Zeiten und von Tauſenden ſo vielfach variirt worden iſt, daß man glauben ſollte es wäre erſchöpft. Aber Leopardi hat ihm doch in Ernſt und Scherz, in Proſa wie in Verſen originelle Seiten, neuen Ausdruck abgewonnen. Am vollſtändigſten, wenn auch in beißender und ſarkaſtiſcher Weiſe, hat er ſeine Lebensfiloſofie und ſein Urtheil über die Jetztwelt in einem Dialoge ausgeſprochen welcher ſeinen mittlern Jahren angehört und zeigt, wie bei ihm nicht plötzliche und vorübergehende Aufregung ſtattfand, ſondern mit einer nicht ſelten erſchreckenden eiſernen Conſequenz, Gedanken aus Gedanken ſich entwickelten. Dieſen Dialog, wie alle ſeine Werke in formeller Beziehung griechiſchen Muſtern nachgeahmt, ſetze ich in ſeinen Haupttheilen her, da er, beſſer und vollſtändiger als meine Worte, die auch in ihren Verirrungen noch edle Geiſtesrichtung und Gefühlsſtimmung dieſes ſeltenen Mannes darlegt.

„Der Freund. Ich habe euer Buch geleſen.

Trübſelig, wie man's bei euch gewohnt iſt, melancholiſch, troſtlos, verzweiflungsvoll. Man ſieht wol daß das Leben euch ein widerwärtiges Ding zu ſein ſcheint.

Triſtan. Was ſoll ich darauf ſagen? Ich hatte mir dieſen Unſinn in den Kopf geſetzt, das Leben als ein Unglück zu betrachten. Jetzt aber habe ich meine Anſicht geändert: es ſcheint mir höchſt glückſelig! Als ich jenes Buch ſchrieb, war ich noch in dem Irrthum befangen. Und er wurzelte ſo tief, daß ich ſehr erſtaunt geweſen wäre, wenn Jemand die von mir vorgebrachte Meinung bezweifelt hätte, indem mir ſchien, das Bewußtſein eines jeden Leſers müſſe mir beifälliges Zeugniß geben. Ich dachte mir wol, man könnte in Betreff der Nützlichkeit oder des Nachtheils ſolcher Bemerkungen Zweifel hegen, nicht aber an deren Wahrheit; ja ich glaubte meine klagende Stimme, als Ausdruck allgemeinen Wehes, würde im Herzen jeden Zuhörers ein Echo finden. Als ich nun aber nicht etwa eine einzelne Behauptung ſondern meine geſammte Anſicht in Abrede ſtellen hörte, als ich vernahm wie man mir ſagte, das Leben ſei nicht unglücklich, und wenn es mir ſo vorkomme, ſo müſſe es eine Wirkung meines Siechthums oder perſönlichen Elends ſein: ſo war ich im erſten Moment überraſcht, erſtaunt, unbeweglich wie ein Stein. Mehre Tage lang wähnte ich in einer neuen Welt mich zu befinden, dann zu mir ſelbſt zurückkehrend ärgerte ich mich ein wenig; endlich lachte ich

und ſagte: die Menſchen gleichen im Allgemeinen den Ehemännern. Wollen dieſe in Ruhe leben, ſo müſſen ſie an die Treue der Frauen glauben, jeder an die der ſeinen; ſo thun ſie, wenn auch die halbe Welt vom Gegentheil überzeugt iſt. Wer in einem Lande leben will oder muß, muß es für eines der beſten auf Gottes Erdboden halten, und hält es dafür. Wollen die Menſchen leben, ſo müſſen ſie das Leben für ſchön und gut halten, und dafür halten ſie's und zürnen auf Andersdenkende. Denn im Allgemeinen glaubt das Menſchengeſchlecht nicht das Wahre, ſondern das was ihm zuſagt oder zuzuſagen ſcheint. Das Menſchengeſchlecht, welches ſo vielen Unſinn geglaubt hat und noch glaubt, wird nimmer glauben daß es nichts wiſſe, nichts ſei und nichts zu hoffen habe. Ein Filoſof der ſich beifallen ließe ſolche Dinge zu lehren, würde nimmer Glück machen noch ſich einen Anhang bilden, am wenigſten unter dem Volke. Denn die beiden erſten Annahmen verwunden der Menſchen Hochmuth, das dritte zu glauben iſt Muth und Seelenſtärke nöthig. Die Menſchen aber ſind ſchwach, muthlos, unedel und engherzig, immer Gutes zu hoffen geneigt, weil immer bereit den Begriff des Guten je nach der Nothwendigkeit zu modeln die das Leben regiert, bereit vor dem Schickſal die Waffen zu ſtrecken, wie Petrarca ſagt, bereit und entſchloſſen ſich über jedes Unglück zu tröſten, jeglichen Erſatz anzunehmen für das was ihnen verſagt iſt oder

was ſie verloren haben, unter jeder Bedingung auch dem grauſeſten Geſchick ſich zu fügen und, wenn ſie alles was wünſchenswerth verloren, von falſchem Glauben zu leben, der ſtark und nachhaltig iſt wie der feſtbegründetſte der Welt. Wie das ſüdliche Europa die in ihre untreuen Frauen verliebten Ehemänner verlacht, ſo lache ich des Menſchengeſchlechts welches in das Leben verliebt iſt, und erachte es für unmännlich, gleich Narren ſich täuſchen und herumziehen zu laſſen und neben den erduldeten Uebeln gleichſam noch den Hohn der Natur und des Schickſals ertragen zu müſſen. Ich rede hier immer von den Täuſchungen des Verſtandes, nicht von denen der Fantaſie. Ob dieſe meine Empfindungen in Krankheit ihren Grund haben weiß ich nicht: ich weiß daß ich, krank oder geſund, der Menſchen Feigheit mit Füßen trete, jeden kindiſchen Troſt und Trug verſchmähe und den Muth habe, unerſchrocken in die Wüſte dieſes Lebens zu blicken, keine Seite des menſchlichen Elends mir zu verhehlen und alle Conſequenzen einer ſchmerzlichen aber wahren Filoſofie hinzunehmen. Iſt dieſe Filoſofie zu nichts anderm gut, ſo verſchafft ſie doch den Starken den bittern Genuß, der verſchleierten und geſchminkten Härte des menſchlichen Geſchicks jede Hülle weggeriſſen zu ſehen. Ich wiederholte mir dieſe Dinge, gleichſam als wäre dieſe Filoſofie des Schmerzes mein Werk, indem ich ſah wie Alle ſie verwarfen, gleichwie man Neues und Unge-

wohntes verwirft. Als ich dann aber länger nachdachte, fand ich daß dieſe Filoſofie neu war wie Salomo und Homer und die älteſten uns bekannten Filoſofen und Dichter, welche alle dieſen Ausſpruch über das Unglück des Menſchenlebens wiederholen, und denen alle neueren Filoſofen und Dichter bis auf vorgeſtern und geſtern nachgeſprochen haben. Da wunderte ich mich von neuem, und ſo verging viele Zeit zwiſchen Staunen, Aerger und Lachen, bis ich nach längerem und tieferem Forſchen erkannte, das menſchliche Elend ſei ein eingewurzelter Irrthum und die Aufhellung dieſes Irrthums wie die Glückſeligkeit des Lebens eine der großen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts. Da beruhigte ich mich und nun bekenne ich mein Unrecht, geglaubt zu haben was ich glaubte.

Freund. Und ihr habt eure Meinung geändert?

Triſtan. Verſteht ſich! Wollt ihr daß ich mich den Wahrheiten verſchließe die das 19. Jahrhundert entdeckt hat?

Freund. Und wenn ihr an dieſe Wahrheiten glaubt, nehmt ihr auch mit dem 19. Jahrhundert die unendliche Perfectibilität des Menſchen an?

Triſtan. So gewiß wie ich an deſſen tägliche Vervollkommnung glaube. Freilich fällt mir bisweilen ein daß die Alten, was Körperkraft betrifft, jeder Einzelne viere von uns galten. Und der Körper iſt der Menſch; denn, laſſen wir auch alles übrige bei Seite,

Hochſinn, Muth, Leidenſchaften, die Fähigkeit des Schaffens, die Fähigkeit des Genießens, alles was das Leben edel und lebendig macht, hängt von der Kraft des Körpers ab und kann ohne dieſelbe nicht beſtehen. Wer am Körper ſchwach, iſt nicht Mann ſondern Kind, ja ſchlimmer. Denn es iſt ſein Loos zuzuſehen wie die Andern leben: höchſtens kann er mitreden, aber das Leben iſt nicht für ihn. Darum war vor Alters, auch in den Zeiten höchſter Cultur, Körperſchwäche eine Schmach. Bei uns aber kümmert ſich ſeit lange die Erziehung nicht mehr um den Körper als etwas zu niedriges: ſie denkt an den Geiſt, und indem ſie den Geiſt ausbilden will, richtet ſie den Körper zu Grunde, ohne zu bemerken daß ſie mit dem einen auch den andern verdirbt. Geſetzt auch man könnte in dieſem Punkte die Erziehung verbeſſern, ſo würde man doch nimmer, ohne den Stand der modernen Geſellſchaft von Grund aus zu ändern, ein Mittel auffinden können welches die übrigen Seiten des öffentlichen wie des häuslichen Lebens zurecht rückte. Denn wie dieſe ihrem innern Weſen nach einſt ſich vereinten den Körper zu erhalten oder zu veredeln, ſo ſind ſie heutzutage in gleichem Maße verſchworen ihn zu verderben. Die Folge iſt daß wir im Vergleich mit den Alten wenig mehr denn Kinder ſind, während im Vergleich mit uns die Alten Männer waren in der höchſten Bedeutung des Wortes. Ich rede ſowol von Individuen im Verhältniß zu In-

dividuen, wie von Massen im Verhältniß zu Massen. Ich füge hinzu, daß auch in Rücksicht auf moralische und metaphysische Systeme die Alten viel männlicher waren als wir. Solche Widersprüche machen mich aber nicht irre in meiner neuerworbenen Ueberzeugung, und ich glaube beständig daß das Menschengeschlecht im steten Fortschritt begriffen ist. Auch in Hinsicht des Wissens. Indeß kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die Lust zu lernen in demselben Maße zunimmt, wie die Lust am Studium abnimmt. Es setzt in Verwunderung wenn man die Menge der wahren Gelehrten zählt welche vor etwa hundertfünfzig Jahren lebten, und sieht wie viel größer sie ist als jene unserer Zeit. Man werfe mir nicht ein, daß der Gelehrten wenige sind, weil jetzt im allgemeinen das Wissen nicht bei Einzelnen aufgestapelt sondern unter Viele vertheilt ist, und daß die Menge der Einen die Seltenheit der Andern aufwiegt. Kenntnisse sind nicht wie Reichthümer, welche dividirt und addirt immer die nämliche Summe ausmachen. Wo Alle wenig wissen, weiß man wenig; denn Wissen vereint sich mit Wissen und zerstückt sich nicht. Oberflächliches Wissen kann nicht eigentlich unter Viele vertheilt, sondern Vielen Nichtgelehrten gemein sein. Der Rest des Wissens gehört nur den Gelehrten und selbst den Gelehrtesten. Und blicken wir von Zufälligkeiten ab, so ist nur der Gelehrteste, der persönlich ein ungeheures Kapital von Kenntnissen Besitzende im Stande

das menſchliche Wiſſen tüchtig zu mehren und vorwärts zu führen. Nehmen wir nun vielleicht Teutſchland aus wo es noch nicht gelungen die Gelehrſamkeit zu verjagen, ſcheint euch da nicht daß daß Aufkommen wahrer Gelehrten von Tage zu Tage weniger möglich wird? Ich mache dieſe Bemerkungen nur nebenbei und nun ein wenig den Sofiſten zu ſpielen; denn ich theile darum doch eure Anſicht. Ja wenn ich die Welt auf einer Seite voll unwiſſender Betrüger, auf der andern Seite voll anmaßender Unwiſſenden ſähe, ſo würde ich dennoch glauben, daß Wiſſen und Kenntniſſe ſtets im Fortſchritt begriffen ſind.

Freund. Glaubt ihr denn, daß das gegenwärtige Jahrhundert allen vorhergehenden überlegen iſt?

Triſtan. Ohne Zweifel. Dies haben alle Jahrhunderte von ſich geglaubt, auch die am tiefſten geſunkenen, und dies glaubt mein Jahrhundert und ich mit ihm. Fragt ihr mich nun worin ſeine Ueberlegenheit eigentlich beſteht, in dem was ſich auf den Körper oder was ſich auf den Geiſt bezieht, ſo kann ich euch nur auf meine früheren Worte verweiſen.

Freund. Mit Einem Wort, denket ihr in Bezug auf Natur und Geſchicke der Menſchen und Dinge (da wir jetzt weder von Literatur noch von Politik reden) ebenſo wie die Journale davon denken?

Triſtan. Genau ſo. Ich bekenne mich ohne Rückhalt zur tiefen Filoſofie der Journale welche, jedem

andern Literaturzweige und jedem Studium, namentlich dem ernſten und beſchwerlichen, ein Ende machend, Lehrer und Erleuchter unſerer Zeit ſind.

Freund. Iſt das was ihr ſagt ernſtlich gemeint, ſo gehört ihr wahrhaftig zu den Unſern. Was aber werdet ihr dann mit eurem Buche machen? Wollt ihr daß es auf die Nachwelt komme mit dieſen Anſichten, die eurer gegenwärtigen Ueberzeugung ſchnurgerade widerſprechen?

Triſtan. Auf die Nachwelt? Ich lache weil ihr ſcherzet, und wäre es möglich daß ihr nicht ſcherztet, ſo würde ich noch mehr lachen. Nicht in Bezug auf mich ſelber ſondern in Bezug auf Individuen und individuelle Dinge im 19. Jahrhundert erkläre ich offen, daß man ſich vor der Nachwelt nicht zu ſcheuen braucht: ſie wird von uns ebenſo viel wiſſen wie unſere Ahnen von uns wußten. Die Individuen ſind vor den Maſſen verſchwunden, iſt der geiſtreiche Ausſpruch der modernen Denker. Dies bedeutet, daß es höchſt überflüſſig iſt, daß das Individuum ſich irgendwie bemühe; denn ſo groß auch ſein Verdienſt ſein mag, ſo darf es weder wachend noch träumend ſelbſt dieſen kärglichen Lohn des Ruhmes hoffen. Laſſet die Maſſen gewähren. Was dieſe ohne Individuen ausrichten ſollen da ſie aus Individuen beſtehen, dies hoffe ich werden mir die Kenner von Individuen und Maſſen erklären, welche heutigestages der Welt die Fackel vortragen.

Um aber zurückzukehren zu Büchern und Nachwelt, so seht ihr wol ein, daß die Bücher namentlich, welche jetzt in kürzerer Zeit geschrieben werden als erforderlich ist sie zu lesen, gleichwie sie kosten was sie werth sind, so auch im Verhältniß zu ihrem Werthe dauern. Ich glaube daß das kommende Jahrhundert mit der ungeheuren Bibliografie des 19. ein schönes Spiel haben wird. Mein Freund, dies Jahrhundert ist ein Bubenjahrhundert. Die wenigen Männer müssen sich aus Scham verbergen, wie der Gerade in einem Lande voll Hinkender. Und diese Buben wollen thun was in andern Zeiten Männer thaten, und zwar nach Bubenart, nämlich so auf einem Beine stehend, ohne langweilige Vorbereitung. Sie verlangen, daß der jetzige Standpunkt der Bildung und die Geistesrichtung von Gegenwart und Zukunft sie und ihre Nachfolger auf immer von der Nothwendigkeit langer Arbeit und Mühen entbinde, um tauglich zu werden zum Handeln. Vor einigen Tagen sagte mir ein Freund, ein Geschäftsmann, selbst die Mittelmäßigkeit sei selten geworden, beinahe Alle seien ungeschickt, beinahe Alle unfähig zu dem Amte oder der Thätigkeit, wozu Nothwendigkeit oder Zufall oder Wahl sie bestimmt haben. Darin scheint mir zum Theil der Unterschied zwischen diesem Jahrhundert und den andern zu liegen. In allen ist wie jetzt Größe selten gewesen; in den andern aber behauptete Mittelmäßigkeit den Platz, in diesem Nullität. So groß ist

daher das Getöſe und die Verwirrung indem Alle Alles ſein wollen, daß man nicht auf die wenigen Großen achtet die, ſo glaube ich, noch vorhanden ſind und bei dieſer unzähligen Menge der Concurrenten ſich keinen Weg bahnen können. Während ſo alle Niedere ſich für hoch halten, wird Erfolgloſigkeit und Vergeſſen das gemeinſame Loos der Niedrigſten wie der Höchſten. Doch es lebe die Statiſtik! Es leben die ökonomiſchen, moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften mit den Taſchenencyclopädien, den Handbüchern und allen ſchönen Erfindungen unſeres Zeitalters! Es lebe das 19. Jahrhundert, arm vielleicht an Thaten, doch um ſo reicher an Worten, was immer ein gutes Zeichen war! Tröſten wir uns, denn während ſechsundſechzig Jahren noch wird dies Jahrhundert das einzige ſein welches redet und ſeine Gründe geltend macht.

Freund. Ich glaube ihr redet etwas ironiſch. Ihr ſolltet aber nicht aus den Augen verlieren, daß wir in einem Uebergangsjahrhundert leben.

Triſtan. Welchen Schluß wollt ihr daraus ziehn? Alle Jahrhunderte ſind mehr oder minder Uebergangsepochen geweſen und werden es immer ſein; denn die menſchliche Geſellſchaft ſteht nie ſtille und in keinem Jahrhundert wird ſie zu einem Zuſtande gelangen der Dauer haben kann. Jenes ſchöne Wort entſchuldigt alſo unſer Jahrhundert gar nicht, oder aber entſchuldigt es mit allen andern zuſammen. Es bleibt uns

nur übrig beim gegenwärtigen Gange der Geſellſchaft zu überlegen, ob es ein Uebergang vom Guten zum Beſſern oder vom Böſen zum Schlimmern iſt. Vielleicht wollt ihr ſagen, wir leben in einer Uebergangszeit par excellence. Das heißt in einem jähen Umſchwung von einem Zuſtande der Civiliſation zu einem andern völlig verſchiedenen. In dieſem Falle bitte ich um Erlaubniß über den jähen Umſchwung zu lächeln, und gebe zur Antwort, daß alle Uebergänge allmälig geſchehen müſſen; werden ſie übereilt, ſo muß man bald darauf umkehren, um den ſchon gemachten Weg ſchrittweiſe von neuem zurückzulegen. So iſt's immer gegangen. Der Grund liegt darin daß die Natur keine Sprünge macht und daß man zu keiner dauernden Wirkung gelangt, wenn man der Natur Gewalt anthun will. Oder um es einfacher auszudrücken, ſolche übereilte Uebergänge ſind nicht wirkliche ſondern ſcheinbare.

Freund. Ich rathe euch ſolche Meinungen nicht bekannt werden zu laſſen, wenn ihr nicht wollt, daß man die Achſeln zucke. Wenn aber, wie ihr ſagt, eure urſprüngliche Anſicht ſich dennoch geändert hat, was ſoll dann mit eurem Buche geſchehen?

Triſtan. Am beſten wär es man würfe es in's Feuer. Will man das nicht, ſo könnte man's aufbewahren als eine Sammlung poetiſcher Träume, melancholiſcher Fantaſien und Capricen oder als den Ausdruck der Unglückſeligkeit ſeines Verfaſſers. Denn im Ver-

trauen, mein lieber Freund, ich halte euch für glücklich und alle übrigen für glücklich; ich aber, mit eurer und des Jahrhunderts gütiger Erlaubniß, bin höchst elend und trage das Bewußtsein davon in mir und werde es mir von allen Schriften und Zeitschriften beider Welten nicht ausreden lassen. Aber ich unterwerfe mich meinem Unglück nicht, beuge mein Haupt nicht vor dem Schicksal, schließe auch keine Capitulation mit diesem Schicksal wie die Uebrigen. Ich habe den Muth mich nach dem Tode zu sehnen, mich inniger danach zu sehnen als nach irgendetwas auf der Welt, mit einer Beständigkeit und Aufrichtigkeit wie gewiß Wenige ihn ersehnen. Ich würde nicht so zu euch reden, wäre ich nicht gewiß daß, wenn die Stunde kommt, die That das Wort nicht Lügen strafen wird, denn ob ich gleich meines Lebens Ende noch nicht vor mir sehe, habe ich doch eine Empfindung in meinem Innern, welche mir zuraunt, daß dies Ende nicht ferne liegt. Ich bin zu reif zum Tode, es scheint mir zu wahnsinnig und unglaublich daß ich, geistig todt wie ich bin, auf jeder Seite hin an die Grenze dieser Lebensfabel streifend, noch die vierzig oder fünfzig Jahre ausdauern sollte, womit die Natur mich bedroht. Bei dem bloßen Gedanken überläuft mich's kalt. Wie es aber mit allen Uebeln der Fall ist welche gewissermaßen die Einbildungskraft besiegen, so scheint auch dies letztere mir ein Traum, eine Illusion, deren Verwirklichung unmöglich

iſt. Ja wenn irgendeiner mir von einer fernen Zukunft wie von etwas mir Gehörendem ſpricht, ſo kann ich mich des Lächelns nicht enthalten; ſo feſt vertraue ich auf die Kürze des Weges der noch vor mir liegt. Dies, ich geſtehe es offen, iſt der einzige Gedanke der mich aufrecht hält. Bücher und Studien, welche ſo warm geliebt zu haben mich oft in Verwunderung ſetzt, große Entwürfe, Hoffnung auf Ruhm und Unſterblichkeit: alles dies ſind Dinge über welche ich ſogar nicht mehr lächle. Die Entwürfe und Hoffnungen des Jahrhunderts verſpotte ich nicht; vom ganzen Herzen wünſch' ich ihnen den beſten Erfolg und lobe und bewundere aufrichtig den guten Willen: darum aber beneide ich die Nachkommen nicht, noch jene denen ein langes Leben beſchieden. Zu andern Zeiten habe ich die Narren und Einfältigen beneidet und ſolche die eine hohe Meinung von ſich haben, und hätte gerne mit ihnen getauſcht. Jetzt beneide ich weder Narren noch Verſtändige, weder Große noch Kleine, weder Schwache noch Mächtige. Ich beneide die Todten: mit ihnen allein würde ich tauſchen. Jede freundliche und willkommene Ausſicht, jedes Bild von der Zukunft, welches ich, wie man zu thun pflegt, zum Zeitvertreib in meiner Einſamkeit entwerfe, beſteht im Tode und verläßt ihn nicht. Und in dieſer Sehnſucht ſtört mich nicht mehr wie ehemals die Erinnerung an die Träume meiner Jugend, nicht der Gedanke daß ich umſonſt gelebt habe. Nahet

mir der Tod, so werde ich so ruhig und so zufrieden sterben, als wenn ich auf dieser Welt nie anderes gehofft, nie nach anderem verlangt hätte. Er ist die einzige Wohlthat die mich auszusöhnen vermag mit dem Schicksal. Würde mir auf der einen Seite Cäsar's oder Alexander's Glück und Ruhm rein und makellos geboten, auf der andern die Gewißheit heute zu sterben, und stände mir die Wahl frei, so würde ich sagen: Ich will heute sterben und verlange keine Frist zum Ueberlegen."

In solche Nacht des Trübsinns war dieser edle Geist versunken, um so unheilbarer weil er sich dabei seines Zieles, wenn man dies ein Ziel nennen kann, so bewußt blieb, weil er schneidende Satire gegen die Welt richtete die ihm ihre Gunst versagt hatte, während er diese Gunst an tief unter ihm Stehende vergeudet sah. Diesen herben Spott über die Zeit in der er lebte, welchen er unter der Maske des Tristan ausgesprochen, gießt er in vollen Strömen aus in einer Palinodie an Giuo Capponi, einer Dichtung seiner letzten Jahre, und geißelt unbarmherzig die heutige „goldne Zeit" welche dem Glücke nachrennt und es erfaßt bei den Wellen des Haares oder zum mindesten bei dem flatternden Boa. Und er schildert wie das gesegnete Geschlecht, halb ärgerlich halb staunend, ihn verhöhnt von seinem Eden aus und ihn für einen Narren erklärt weil er sich einbildet, sein Elend sei der Welt Elend,

während doch der Lebensweg beſtreut ſei mit Blumen. Ich weiß nicht ob nicht dieſe Bitterkeit ſo Wirkung wie Ziel verfehlt, ob ſich in ihr nicht ein Verkennen der nothwendigen Anforderungen der Geſellſchaft an den Menſchen, wie ihrer wahren Lebensquellen ausſpricht. Es läßt ſich kaum leugnen daß in dieſem Verſchmähen der Welt ein Groll gegen das Schickſal liegt. Es iſt vielmehr ein Garten voll dunkler Nachtſchatten in welchem wir wandeln, als die rauhe aber ſonnerhellte Wand der Klauſe an welcher die Paſſionsblume ſich emporrankt. Auf dieſem Meer der zweifelvollen Melancholie ſchwimmt nicht die Arche, die raſten wird auf den Spitzen des Ararat. Kein Regenbogen wird ſich wölben über dieſe Auen. „Ihr Hügel und Küſten (ruft er aus), wenn der Lichtglanz verglommen iſt welcher im Weſten noch verſilberte den Schleier der Nacht, lange wird eure Verwaiſung nicht währen. Denn im Orient hellt ſich bald wieder der Himmel auf und anbricht das Morgenroth, und die Sonne folgt die mit ihren gewaltigen Lichtfluthen blitzend euch überſchwemmen wird wie die Felder des Aethers. Das Menſchenleben aber, iſt einmal vorüber die ſchöne Jugendzeit, wird von keinem neuen Lichte beſtrahlt, erhellt von keiner andern Morgenröthe. Verwaiſet bleibt es bis zum Ende, und bei der Nacht welche die vergangenen Zeitalter in ihr Dunkel hüllt, ſetzten die Götter als Markſtein das Grab."

So schrieb, viele Jahre vor seinem Tode, Giacomo Leopardi. „Ich gebe Euch zu daß ich diese Welt satt habe," sagt er neunzehnjährig, in einem Briefe an Pietro Giordani. Und das Letzte was wir von ihm besitzen, ein Brief an seinen Vater, zwanzig Jahre später, achtzehn Tage vor seinem Tode geschrieben, endigt mit den Worten: „Entgehe ich der Cholera und gestattet mir's meine Gesundheit, so werde ich alles Mögliche thun Euch wiederzusehen, mag die Jahreszeit sein wie sie will. Denn ich habe Eile, jetzt durch Thatsachen von Dem überzeugt was ich immer vorausgesehen: daß das von Gott meinem Leben gesetzte Ziel nicht ferne liegt. Meine täglichen und unheilbaren Leiden sind mit den Jahren zu dem Punkte gelangt daß sie nicht mehr zunehmen können, und ich hoffe daß sie, endlich den schwachen Widerstand besiegend welchen mein sterbender Leib ihnen in den Weg stellt, mich zur ewigen Ruhe führen werden, die ich jeden Tag erflehe, nicht aus Heroismus, sondern im Uebermaß der Leiden welche ich erdulde. Herzlich danke ich Euch und der Mutter für die Gabe von zehn Scudi, küsse Euch Beiden die Hand, umarme meine Geschwister und bitte Euch Alle mich Gott zu empfehlen, auf daß, nachdem ich Euch wiedergesehen, ein guter rascher Tod meinen fysischen Uebeln ein Ende mache, für die es kein anderes Mittel giebt." Er sah aber die Seinen nicht wieder: es ging nicht in Erfüllung was er einst gesagt: „Ich will im Vaterhause sterben."

Manche, Italiener wie Ausländer, haben über Giacomo Leopardi geschrieben: ein vollständig begründetes Urtheil über den Menschen und über den Einfluß welchen innere und äußere Lebensverhältnisse auf Geistesrichtung und Gemüthsstimmung geübt, ist aber erst möglich geworden, nachdem außer den Schriften die er selbst in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen zu sehen gewünscht, auch seine Jugendarbeiten und Briefe aus Licht getreten sind. Die Worte: ein vollständig begründetes Urtheil, sollen nicht etwa bedeuten als würde dasselbe, wie es aus dem Studium der Dichtungen und Prosaschriften Leopardi's hervorgegangen, durch diese Briefe wesentlich modificirt. Sie tragen vielmehr dazu bei es in den Hauptzügen zu bestätigen, indem sie überzeugend darthun wie bei Leopardi Alles durchaus subjectiv war; und wie Solche vollkommen Recht haben welche der Meinung sind daß seine ganze Lebens- und Weltansicht mit seiner Persönlichkeit und seinen Schicksalen aufs engste zusammenhängt.

Es ist ein trauriges Leben in welches wir blicken, so glänzend auch, in Einer Beziehung, dessen Ergebnisse sein mögen. Es ist von Jugend auf eine gequälte, genußlose, freudlose Existenz, eine ewige Unzufriedenheit, ein endloses Hadern mit dem Geschick, ein vergebliches Ringen nach irgend einem Gleichmaß, das sich nicht finden will, ein mehr denn gewöhnliches Miß-

verhältniß zwiſchen Wunſch und Erfüllung. Innere Anläſſe und äußere Umſtände haben dazu beigetragen, nicht ſowol eigene Schuld als halb imaginäres, halb wirkliches Unglück, das mit den Jahren wuchs und über dem Mann vernichtend zuſammenſchlug, während es in einer geiſtig ſowol wie körperlich krankhaften Verſtimmung des Jünglings ſeinen Urſprung und erſten Sitz gehabt hatte. Je berühmter Giacomo Leopardi als Dichter iſt, je glänzender ſeine Geiſtesgaben waren, umſomehr verdient er daß man in ſein inneres Leben ſchaue und die Erklärung einer Erſcheinung verſuche welche, während ſie durch geiſtige Hoheit zugleich imponirt und anzieht, durch bittere Troſtloſigkeit erſchreckt, durch beinahe abſolutes Verleugnen des Guten und Verſöhnenden in der Natur und im Menſchen wie durch Zurückweiſen der höhern Verſöhnung abſtößt und einen unendlich peinlichen Eindruck zurückläßt, weil man, um es richtig zu bezeichnen, ungeachtet der ſeltenen Begabung dennoch den Sieg der Materie über das geiſtige Element gewahrt. Wenn man Dies in den bisher bekanntgewordenen Schriften *mehr denn ahnte*, ſo haben die Briefe es zur *traurigen Thatſache* werden laſſen.

In Leopardi's Erziehung lag zunächſt der Keim des Uebels. Sein Vater, der den Sohn überlebte, war wie geſagt überaus ſtarr in religiöſen und politiſchen Grundſätzen wie in ſeinen Erziehungsanſichten.

Seine Kinder sollten sich ohne irgend einen Widerspruch seinen Maximen und Anordnungen und der strengen und wie klösterlich abgeschlossenen Lebensweise in einer kleinen, abgelegenen, todten Provinzialstadt fügen. Sein eiserner Wille, nebenbei die Beschränktheit der Geldmittel, ungeachtet nicht unbedeutenden nominellen Einkommens, verwehrte den Söhnen jede freie Bewegung, ja machte ihnen das Einschlagen irgendeiner Laufbahn außerhalb der Vaterstadt unmöglich. Seine Ausbildung verdankte der junge Giacomo größtentheils sich selbst. Lehrer (schrieb er im Jahre 1826 in einem kurzen für den bekannten Grafen Carlo Pepoli aufgesetzten Lebensabriß) hatte er nur für die ersten Anfangsgründe, die ihm durch Pädagogen beigebracht wurden welche sein Vater für ihn im Hause hielt. Dafür stand ihm der Gebrauch einer reichen Bibliothek frei, die von dem wissenschaftlich so bewanderten wie thätigen Vater gesammelt worden war. Sie gilt für eine der bedeutendsten in den Marken — darf man der Inschrift trauen [„Filiis amicis civibus Monaldus de Leopardis bibliothecam a. MDCCCXII"] so ist sie auch dem Publikum zugänglich und in neueren Zeiten, wo die Verhältnisse der Familie sich gebessert haben, durch des Dichters jüngsten Bruder vermehrt worden. In dieser Bibliothek verbrachte er seine meiste Zeit, so lange und insoweit seine durch das Studium zerrüttete Gesundheit ihm Dies gestattete: jene Studien begann er, für

ſich und von Beiſtand unabhängig, im Alter von zehn Jahren und fuhr ohne Raſt darin fort, indem er ſie zu ſeiner einzigen Beſchäftigung machte. Nachdem er ohne Lehrer die griechiſche Sprache erlernt, legte er ſich ernſtlich auf die Filologie und harrte ſieben Jahre hindurch dabei aus, bis er, bei ſehr geſchwächter Sehkraft genöthigt ein ganzes Jahr (1819) ohne Lectüre zuzubringen, ſich dem Denken zuwandte und die Filoſofie liebgewann, welche ſeitdem mit der ihr verwandten ſchönen Literatur ſeine einzige Beſchäftigung geblieben iſt. Schon früh war eine gefährliche Nervenverſtimmung in ihm entſtanden. In ſeinem achtzehnten Jahre ſchrieb er an den berühmten Giordani: „Kein Verlangen hat mich je unglücklich gemacht noch wird es je können, ſelbſt nicht das Verlangen nach Ruhm; denn ich glaube ich würde ſicher über Unehre lachen wenn ich ſie nicht verdient hätte. Mich macht aber vorerſt der Mangel an Geſundheit elend; denn abgeſehen davon daß ich nicht der Filoſof bin der ſich nicht ums Leben kümmert, werde ich dadurch genöthigt, meiner Liebe, d. i. dem Studium, fernzubleiben. Das Zweite was mich elend macht iſt das Denken. Ich glaube daß Ihr wiſſet, hoffe aber daß Ihr nicht ſelbſt erprobt habt, in welchem Grade der Gedanke einen, von Andern im Urtheil irgendwie abweichenden Menſchen kreuzigen und martern kann, wenn er ihn in der Gewalt hat, d. h. wenn ein ſolcher Menſch durchaus keine Zerſtreuung oder

Ableitung findet als das Studium, welches mehr schadet denn nützet, weil es den Geist auf einen bestimmten Punkt fixirt. Seit lange hat der Gedanke mir solche Marter verursacht, da er mich völlig beherrscht und keine Sehnsucht in mir aufkommen läßt, daß er mir höchst nachtheilig gewesen ist und mich tödten wird wenn meine Verhältnisse sich nicht ändern. Die Einsamkeit ist nicht für Solche die sich in sich selbst verzehren."

Und ein Jahr später, nachdem er sich wieder, wenngleich mit gebrochener Kraft und gebrochenem Muthe, an die Arbeit gesetzt hatte: „Lange Zeit hindurch glaubte ich fest in ein Paar Jahren sterben zu müssen. Seit ich aber den Fuß in mein zwanzigstes gesetzt, habe ich merken und mich davon überzeugen können (ich sage nicht: mir schmeicheln, da der Anlaß dazu mir nur zu ferne bleibt) daß die Nothwendigkeit dieses frühen Todes nicht in mir liegt, und ich, mit unendlicher Sorgfalt, noch leben kann, ein Leben, das man so gerade mit genauer Noth dahinschleppt und das nicht zur Hälfte von Dem taugt was die Menschen gewöhnlich thun, wobei ich noch immer mich vorsehen muß daß nicht der geringste Zufall oder die kleinste Unvorsichtigkeit mir schade oder mich tödte. Denn durch sieben Jahre wahnsinnigen und verzweifelten Studiums, in dem Lebensalter in welchem meine Constitution sich hätte bilden und kräftigen sollen, habe ich mich gänzlich zu

Grunde gerichtet. Ich habe mich unselig und für mein ganzes Leben zu Grunde gerichtet, habe mein Aussehen elend gemacht und jenen ganzen wesentlichen Theil des Menschen vernichtet auf den allein die Masse achtet, mit welcher Masse man in dieser Welt umgehen muß. Nicht die Masse blos, sondern Jeder der den Wunsch hegt daß die innere Begabung nicht allen äußern Schmucks entbehre, und, wenn er dieselbe so ganz nackt und schmucklos findet, sich betrübt und, dem Naturgesetz nachgebend von welchem alle sogenannte Weisheit machtlos abprallt, kaum den Muth hat Den zu lieben an welchem Nichts schön ist als die Seele. Mit solchem und anderm Elend hat die Natur mein Leben umgeben, indem sie mir den Verstand so offen gelassen daß ich klar sehe und erkenne was und wie ich bin, so offen das Herz, daß es innegeworden, ihm stehe Freude nicht an: es müsse Trauer tragen und die Melancholie zur ewig unzertrennlichen Gefährtin wählen. So weiß und sehe ich denn daß mein Leben nicht anders als elend sein kann: doch ich verzage nicht. Mögte dies Leben nur zu irgendetwas nützlich sein, wie ich ohne Feigheit durch dasselbe zu wandern suchen werde. Ich habe so bittere Zeiten erlebt, daß mir nicht scheint Schlimmeres könne mir bevorstehen. Darum aber verzweifle ich nicht auch Schlimmeres zu erdulden. Ich habe die Welt noch nicht gesehen: wenn ich sie nun sehe und die Menschen kennen lernen werde, dann

werde ich mich gewiß voll Bitterkeit in mir selbst verschließen müssen. Nicht etwa wegen Unglücks das mich betreffen könnte, und wogegen ich mich mit zäher Hartnäckigkeit gewappnet zu haben glaube; auch nicht wegen der zahllosen Anläße die meine Eigenliebe verletzen werden, da ich entschlossen bin mich vor keinem zu beugen, und da mein Leben Verachtung für Verachtung, Hohn für Hohn zurückgeben wird; sondern jener Dinge wegen welche, was nicht ausbleiben kann, mein Herz verletzen werden."

Noch hatte er seine Vaterstadt nicht verlassen als er, zu Ende des Winters 1820, an Giordani schrieb: „Auch ich seufze sehnsuchtsvoll nach dem schönen Frühling, von dem allein ich noch Arznei hoffe für die Erschöpfung meines Geistes. Vor einigen Abenden öffnete ich vor dem Niederlegen das Fenster meines Zimmers, und da ich klaren Himmel sah und hellen Mondschein, und laue Luft athmete, und fernes Hundegebell vernahm, erwachten alle Traumbilder in mir, und mir schien ich fühlte eine Regung in meinem Herzen. Da begann ich zu schreien wie ein Wahnsinniger: um Barmherzigkeit flehte ich die Natur an, deren Stimme ich nach so langer Zeit wieder zu vernehmen wähnte. Und indem ich in diesem Moment einen Blick auf meinen früheren Zustand warf, einen Zustand in welchen alsbald wieder zu verfallen ich gewiß war, erstarrte ich vor Entsetzen und konnte nicht begreifen wie es möglich

ſei dies Leben zu ertragen, ein Leben ohne Illuſionen und lebendige Affecte, ohne Fantaſie und Enthuſiasmus, wie ſie einſt meine Exiſtenz ausfüllten, wie ſie inmitten der Leiden einſt mich beſeligten. Jetzt bin ich verdorrt wie ein dürres Rohr: keine Leidenſchaft findet mehr den Zugang zu dieſer armen Seele, und in dieſem meinem Jugendalter iſt die ewige und herrſchende Macht der Liebe ſelbſt vernichtet."

Auf ſolche Weiſe ſchildert der Jüngling Leopardi ſeine Seelenzuſtände. Abgeſehen von dem Unglück welches ſeine früh zerſtörte Geſundheit über ihn brachte, gab es für ihn ein anderes noch, das der Frühreife bei drückender Beſchränkung äußerer Verhältniſſe, wodurch auch ſeine falſche Stellung zu dem Vater herbeigeführt und mit jedem Jahre verſchlimmert ward. Im Dezember 1817 ſchreibt er an Giordani:

„Ich bin ein Knabe und werde als ſolcher behandelt, nicht etwa im Hauſe nur, wo ich nur als ein Kind angeſehen werde, ſondern auch außerhalb. Wenn irgendEiner einen Brief von mir erhält und dieſen neuen Giacomo ſieht, ſo hält er mich entweder für die Seele meines vor fünfunddreißig Jahren geſtorbenen gleichnamigen Großvaters oder für eine Hauspuppe, glaubt, er thue mir eine beſondere Ehre an wenn er, ein erwachſener Mann, einem Jungen antwortet, und macht die Sache mit zwei Zeilen ab, von denen die eine Grüße an meinen Vater enthält. In Recanati

betrachtet man mich als Das was ich bin: als einen rechten Jungen, welchem dann die Titel Filoſof, Pedant, Eremit und was weiß ich, beigelegt werden ....

Wiſſet, daß ich nicht einen Bajocco auszugeben habe. Aber mein Vater verſieht mich mit Allem, was ich frage, und will und verlangt daß ich frage was ich wünſche. Und zwiſchen dem Nichthaben und dem Fragen ſtehend, wähle ich das Nichthaben, ausgenommen wenn das Bedürfniß meiner Studien oder das zu heftige Verlangen irgendein Buch zu leſen mir Gewalt anthun. Ich ſage: das Verlangen nach irgendeinem Buche: denn nie habe ich nach Anderem als Bücher gefragt, ausgenommen einmal nach einem Paar Poſtpferde die er mir nicht giebt, weil er ſich eine Sache eingeredet hat die ich mir nicht einreden kann: daß ich in ſeinem Hauſe den Galant'uomo ſpielen ſoll."

Wie ſehr das Mißverhältniß zu ſeinem Vater Wurzel ſchlug, erſieht man aus dem offenen Geſtändniß daß er dieſem ſelbſt in einem im Dezember 1827 von Piſa aus geſchriebenen Briefe ablegte. Er ſagt: „Sie wünſchen ich mögte nur einen Moment in Ihr Herz blicken. In dieſer Hinſicht geſtatten Sie mir eine Erklärung und Verſicherung, welche in der Zukunft als Erläuterung meiner Gefühle für Sie dienen kann. Ich verſichere Sie mit aller Wahrheit und vor Gott, daß ich Sie ſo zärtlich liebe wie irgendje ein Sohn ſeinen Vater hat lieben können; daß ich Ihre Liebe zu

mir klar erkenne; daß ich für Ihre Zuneigung und Wohlthaten die wärmste Dankbarkeit empfinde; daß ich all mein Blut für Sie hingeben würde, nicht aus bloßem Pflichtgefühl, sondern aus Bedürfniß der Liebe, oder mit andern Worten, nicht aus Reflexion, sondern aus wahrer Empfindung. Wünschen Sie aber in mir mehr Vertraulichkeit oder eigentlichern Ausdruck der Intimität, so schreibt sich deren Mangel von nichts Anderm her als von einer in der Kindheit angenommenen Gewohnheit, einer Gewohnheit, mächtig und unbesiegbar, weil zu früh eingewurzelt, weil durch die Zeit zu sehr gekräftigt."

Gegen jenes Verhältniß im Vaterhause, welches übrigens auf seine Anhänglichkeit an die Geschwister nicht nur keinen erkältenden Einfluß übte, sondern sogar ein noch engeres Anschließen an dieselben, namentlich an seinen Bruder Carlo, auch in der Abwesenheit hervorgerufen zu haben scheint, rang Giacomo Leopardi, wie er im Juni 1819 an Giordani schreibt, „wie ein Bär in seinem Käfig herumtobt;" er wälzte sich (Schreiben vom April 1820) auf dem Boden umher und frug wie lange er noch leben müsse. Und von Jugend an nährte er leidenschaftliche Abneigung gegen seinen Geburtsort, den er als seinen Kerker ansah. In seinem zweiten Briefe an Giordani, 21. März 1817, schreibt er: „Reden Sie mir nicht von Recanati. Es ist mir so lieb daß es mir schöne Ideen zu einer Abhandlung

vom Vaterlandshaſſe eingeben würde: war Kodrus nicht timidus mori für die Heimat, ſo wäre ich timidissimus vivere. Aber mein Vaterland iſt Italien, für welches ich von Liebe entbrenne, indem ich dem Himmel danke daß er mich als Italiener auf die Welt kommen ließ." Dieſe mit ſeiner ganzen krankhaften Stimmung zuſammenhängende Bitterkeit ſucht der ältere und erfahrene Freund zu bekämpfen: „Was die Vaterlandsliebe betrifft, ſo kann ich Ihnen jetzt ſchon meine Meinung ſagen. Zum Troſte gereicht mir Ihr edler Ausſpruch, daß Sie Italien als Ihr Vaterland erkennen. Wären Viele dieſer Geſinnung, ſo würde Italien Länderherrin ſein, nicht Haus der Sünde, nicht Herberge des Schmerzes, ſondern wohlgerüſtetes Schiff dem Sturm zu trotzen. Mir ſcheint es aber dem Weiſen zu ziemen ſeinen Geburtsort zu lieben: Ihr Recanati zu lieben ſcheinen Sie mir Grund zu haben. Alfieri, den Sie mit Recht bewundern, rühmte ſich Aſti's, und Piemont ſteht nicht höher als die Marken, Aſti nicht höher als Recanati. Ich habe in ganz Italien den Aufenthalt in großen und kleinen Städten erprobt, und glaube daß für Den, welcher das Studium liebt, kleine Städte vielleicht paſſender ſind als große. Ihr Geburtsort hat eine geſunde und angenehme Lage und Ihr Vaterhaus bietet für das Studium Bequemlichkeiten, die Sie ſonſt vielleicht nicht finden dürften."

Darin aber ſtimmt Leopardi keineswegs ein. Er

antwortet: „Glauben Sie denn, die Marken und der Süden des Kirchenstaats gleichen der Romagna und dem Norden Italiens? Hier ist Alles Tod, Alles Verdummung und Unsinn. Literatur ist ein nie vorkommendes Wort. Die Namen Parini, Alfieri, Monti bedürfen eines Commentars, ja dem Tasso und Ariost samt allen Andern geht's kaum besser. Es giebt Keinen der danach trachtete Etwas zu sein; es giebt Keinen der Scheu hätte vor dem Namen Ignorant." Und nach zwei Jahren an Monti's Schwiegersohn Giulio Perticari: „So warme Liebe zu unserm gemeinsamen Vaterland Italien ich im Herzen trage, so heftig ist mein Haß gegen diese niedrige Erdscholle auf welcher ich geboren ward, von der Ihr, in der Ferne, nichts so Schlimmes denken könnt was Ihr nicht in der Nähe noch weit ärger finden würdet."

Und wenn er auch, nachdem er andere Städte kennen gelernt, zu Zeiten davon zurückkommt, wenn er von Rom aus und in der entsetzlichsten Verstimmung über Rom im Dezember 1822 seiner Schwester Paolina mit gleicher Uebertreibung schreibt, sie möge sich überzeugt halten, der einfältigste Recanatese habe eine größere Dose gesunden Menschenverstandes als der weiseste und ernsteste Römer; und seinem Bruder Carlo: ein tüchtiger Sohn der Marken gelte für die halbe Welt; so verfällt er doch immer wieder in die unheilbare Abneigung gegen Recanati. Noch während seines letzten

Aufenthalts in der Heimat (1829—1830) spricht er zu seinem Freunde, dem geistvollen Arzt Francesco Puccinotti, damals Professor in Macerata, jetzt in Pisa, von dem „verabscheuten Leben in den Marken," und sagt ein anderes mal: er werde allem Stolz entsagen und jedes Anerbieten annehmen, „um dieser Hölle zu entfliehen."

Man darf sich aber hierin nicht täuschen: Leopardi trug sein Elend in und mit sich selbst herum. Er war überall unglücklich, überall unzufrieden. „Allerorten, wo es auch sein möge, ist das Leben mir unausstehlich und eine Qual." So schrieb er 1832 seinem Vater. Höchstens in Bologna und Pisa gefiel er sich auf kurze Zeit, am ersteren Orte persönlicher Beziehungen, am letzteren eigentlich nur des Winterklimas wegen. Seine Schilderungen Roms, wo er erst 1822 dann mehrmals weilte, sind so, daß man sich verwundernd fragt ob man ihn wol beim Worte nehmen dürfe. Und im Jahre 1831 noch nennt er den Aufenthalt in Rom „ein herbes Exil." In Mailand findet er sich sehr „wider seinen Willen" und in völliger Einsamkeit, und erklärt Das sei für ihn kein Aufenthalt. Kaum ist er in Florenz, kaum hat sein Augenleiden ihm auszugehn erlaubt, so sagt er (Juli 1827), Florenz würde gewiß nicht der Ort seiner Wahl sein. Ein Jahr darauf schreibt er an Giordani: „Hinderte mich nicht meine schlechte Gesundheit am Reisen in dieser Hitze, so hätte

ich Florenz ſehr gerne verlaſſen. Denn ich geſtehe Dir, daß ohne Deine Gegenwart dieſe Stadt für mich ſehr trübſelig iſt. Dieſe Gäßchen, die man Straßen nennt, erſticken mich, dieſe allgemeine Unſauberkeit macht mich krank, dieſe unbeſchreiblich einfältigen, unwiſſenden und hochmüthigen Weiber erregen meinen Zorn. Ich ſehe nur Vieuſſeux und ſeine Geſellſchaft, und wenn dieſe, wie oft der Fall, mir fehlt, befinde ich mich wie in der Wüſte. Endlich beginnt die anmaßende Verachtung mich zu ärgern, mit welcher man hier alles Schöne und alle Literatur behandelt, und am wenigſten will mir's in den Kopf, daß das Höchſte des menſchlichen Wiſſens in der Kenntniß der Politik und Statiſtik ſtecken ſoll."

Allen welche Florenz in ſeinen ſchönen, jetzt leider, wer weiß auf wie lange, geſchwundenen Tagen gekannt haben, darf man getroſt anheimſtellen, über die Wahrheit dieſes aus innerlicher Verſtimmung hervorgegangenen Ausſpruchs zu urtheilen: eines Ausſpruchs welchem Leopardi dann ſelbſt widerſpricht, wenn er von „dieſen ſchönen Städten Toscana's" redet und, in einem Schreiben vom März 1832 an Giovan Batiſta Zannoni, den damaligen Secretär der Akademie der Crusca, ſeine unendliche Liebe bezeugt zu dieſem „theuren, ſeligen und geſegneten Toscana, der Heimat aller Eleganz und aller ſchönen Sitte, dem ewigen Sitz der Civiliſation." Das iſt der wahrere zugleich und würdigere Ton, Nachklang

von Alfieri's „Deh! che non è tutto Toscana il mondo?" und von Foscolo's wunderschönem „Te beata" in den „Sepolcri;" Nachklang der dankbaren Worte Aller welche in Florenz, in Zeiten wo die politischen Zustände den Aufenthalt in dem größeren Theile der Halbinsel kaum erträglich sein ließen, eine Oasis fanden.

Noch müßte seines Mißbehagens während des Aufenthalts in Neapel gedacht werden, wo er die letzten Lebensjahre (1833—1837) zubrachte. Im Februar 1835 schreibt er dem Vater: „Ich sehne mich diesen patrizischen und plebejischen Lazzaroni und Pulcinelli zu entfliehen, die Alle Diebe sind und Nichts so sehr verdienen als spanisches Regiment und den Galgen." Dies schrieb er nicht blos: er sagte es und mied fast allen Umgang — und doch steht Neapel kaum irgendeiner der großen Städte Italiens nach an ausgezeichneten Männern, welche die filosofische Bildung, die ein Erbtheil Großgriechenlands zu sein scheint, mit blühender Fantasie vereinigen, und, während sie jene ächte Humanität in sich tragen die bei dem bessern Italiener erfreut und wohlthut, durch einen Schatz an Gelehrsamkeit überraschen, deren Resultate vollkommener sein würden, arbeitete der Süd-Italiener nicht zu oft in einer Abgeschiedenheit welche ihn mit den Leistungen Anderer nicht selten unbekannt bleiben läßt. Aber Leopardi war, als er so wegwerfend sich äußerte, im elendesten Zu-

ſtande, halb blind, contract, waſſerſüchtig, ſozuſagen von fremder, freilich, was ihn anders hätte ſtimmen müſſen, von neapolitaniſcher Mildthätigkeit lebend, zuletzt noch durch die Cholera geängſtigt, welche 1835 in Italien erſchien und bekanntlich im Süden der Halbinſel die furchtbarſten Verheerungen anſtiftete. Nicht ohne leiſen Schauder gedenke ich heute noch des Sommers 1837, in welchem Leopardi ſtarb, während die Krankheit in Rom, in Neapel, in Palermo wüthete. Beinahe trübern Eindruck als das Uebel ſelbſt machten die Maßregeln durch die man daſſelbe abzuwehren ſuchte, Maßregeln meiſt ſo barbariſch wie thöricht, während das ganze Land in einem Zuſtande der Verwilderung ſich befand, wo man zur Selbſthülfe zu greifen verſucht und jede Verbindung ſelbſt zwiſchen den nächſten Ortſchaften unterbrochen war, zum Theil durch Cordons von Bauern die ſich mit Heu- und Miſtgabeln bewaffnet hatten und Grenzwache hielten, mogte auch diesſeit wie jenſeit, rechts wie links die Krankheit in gleichem Maße ihre Opfer verlangen. Dieſe über alle Beſchreibung traurigen Jahre Leopardi's mögen darum übergangen werden, umſomehr als ſie, mit Ausnahme einiger Poeſien, auch in Hinſicht ſeiner Productionen die unerquicklichſten ſind, und nur wenige Briefe ſich vorfinden, welche meiſt von ſeinen jammervollen Umſtänden und dem ihn bedrängenden Geldmangel reden. Das iſt ein triſtes Kapitel: aber es darf nicht fehlen,

da es nicht nur zur Vervollſtändigung der Karakteriſtik des Mannes durchaus nothwendig iſt, ſondern überhaupt das Schriftſtellerleben in Italien erläutert, wie es bis auf die letzten Tage geſtaltet war und auch gegenwärtig nur in einzelnen Fällen ſich modifizirt hat, während es durch die politiſchen Verhältniſſe und Alles was ſich daran knüpft ſchon wieder mit dauernder Ungunſt bedroht iſt.

Die Familie beſaß ein nicht unbedeutendes Vermögen, aber ihr Einkommen war, wie es in Italien ſo häufig der Fall, zum Theil in Folge mißlungener Speculationen des Grafen Monaldo, durch Schulden beinahe neutraliſirt. Der Vater war ein eigenwilliger, herriſcher Mann. Des Sohnes Richtung behagte ihm nicht; er hätte dieſen gern für die Prälatur beſtimmt, im Kirchenſtaat das einzige Mittel zum Fortkommen, und da Giacomo ſich weigerte, wollte er nichts mehr für ihn thun. Die Geldnoth ſeines ganzen Lebens iſt die jammervollſte Quälerei. Aus dem Vaterhauſe wegzukommen, ſuchte er wie ſo viele junge Edelleute einen Poſten in der Accademia eccleſiaſtica in Rom zu erlangen, dann wurde ihm durch Freunde eine entfernte Ausſicht auf eine filologiſche Profeſſur in der Lombardei eröffnet. Niebuhr, damals preußiſcher Geſandter in Rom, durch filologiſche Arbeiten auf den jungen Mann aufmerkſam gemacht, empfahl ihn 1823 dem Cardinal-Staatsſecretär Conſalvi zu irgendeiner Anſtellung, und

die Sache hätte ſich machen können, wäre nicht der Eine abgereiſt, der Andere bei Pius' VII Tode zurückgetreten um bald darauf zu ſterben. Spätere Bemühungen von Niebuhr's Nachfolger Bunſen, deſſen Leopardi immer dankbar gedenkt, blieben ohne Erfolg. Schade daß er nicht an der Vaticana beſchäftigt ward, wo ſeine für Italien ſeltenen Kenntniſſe in alter Literatur ſo recht an ihrer Stelle geweſen wären. (Welchen Begriff er von dem Zuſtande der Filologie, namentlich der helleniſchen, in Italien hatte, zeigt ſich an manchen Orten.) Für einen mailänder Buchhändler bearbeitete er die Blumenleſe italieniſcher Proſaiker und Dichter und den trefflichen Commentar zu Petrarca's Poeſien, und nahm an der Zeitſchrift „Spettatore" Theil, während er überdies zu Bologna Unterricht gab. Eine Profeſſur an der nicht des Namens werthen Univerſität Urbino lehnte er ab: eine andere, und zwar der Naturwiſſenſchaften, wovon er kein Jota verſtand, zu Parma, auf welche Freunde in der Zeit ſeiner höchſten Bedrängniß für ihn reflectirten (mit vier Ducaten Monatsgehalt!), gehörte zu den vielen verunglückten Plänen. „Außer dem Nöthigſten für Wohnung und Nahrung würde wenig Geld, drei bis vier Scudi monatlich, für mich reichen, denn mit Kleidung würde ich hinlänglich vom Hause verſorgt werden. Mit zweihundert Scudi oder wenig mehr würde ich leben können." So ſchrieb er im April 1829 von Recanati aus an den

General Colletta, den Verfaſſer der bekannten Geſchichte Neapels, der ihm im Namen toscaniſcher Freunde das Anerbieten einer Penſion gemacht hatte für irgendeine größere literariſche Arbeit, wie es bei Botta für ſeine Fortſetzung der Geſchichte der Guicciardini und in ähnlichen Fällen geſchah. Anfangs lehnte Leopardi ab, weil er nicht im Stande ſei irgendetwas zu leiſten; im folgenden Jahre nahm er aber das erneuerte Anerbieten an, und zu Ende deſſelben erſchien die hübſche Ausgabe der „Canti," für welche man ihm ein nicht unbeträchtliches Honorar verſchaffte.

Seine Verlegenheit ward indeß immer ärger. Im Jahre 1832 ſah er ſich genöthigt ſich an den Vater mit der Bitte um Unterſtützung zu wenden: „Ich weiß nicht ob die Familienverhältniſſe Ihnen erlauben, mir ein kleines Monatseinkommen von zwölf Scudi zu beſtimmen. Mit zwölf Scudi lebt man ſelbſt in Florenz nicht menſchlich, und doch iſt Florenz die wohlfeilſte unter den italieniſchen Städten. Ich verlange aber auch nicht menſchlich zu leben: ich werde mir ſolche Entbehrungen auflegen, daß ich zur Noth mit zwölf Scudi auskommen kann. Der Tod würde beſſer ſein: aber den Tod muß man von Gott erwarten."

Der Vater bewilligte ihm dies Geſuch: aber theils ſcheint die Zahlung oft geſtockt zu haben, theils wiederholte ſich immer die Aufforderung nach Hauſe zu-

rückzukehren. So bildet denn die Geldmisère den Hauptinhalt der Briefe der letzten Jahre, und um seinen Vater bei besserer Laune zu erhalten, lobt Leopardi selbst gelegentlich dessen famöse roth-reactionäre Schriftchen, die 1832 erschienenen „Dialoghetti" über die Vorfälle des letzten Jahres, und die „Prediche di D. Musoduro," die im Geiste des berüchtigten, von Neapel nach Modena übergesiedelten Fürsten von Canosa und der von ihm gegründeten Zeitung „Voce della verità" geschrieben waren — Productionen die mit Verstandesschärfe und Witz manchen Irrthum und manches schlimme Hirngespinst des damaligen französisch-italienischen, zu leicht ins Revolutionäre ausartenden Liberalismus geißeln, aber mit ihrer in ärgster Beschränktheit schroffen Consequenz auf vielleicht nicht minder gefährliche Abwege führen. Als dann diese Schriftchen dem vielbekannten Sohne des Verfassers beigemessen wurden, protestirte dieser gegen die Autorschaft, worüber er sich beim Vater zu rechtfertigen suchte. In dieser Rechtfertigung sagte er: „Ich bin niemals irreligiös noch factisch oder prinzipiell revolutionär gewesen. Wenn meine Grundsätze nicht genau diejenigen sind, welche sich in den Dialoghetti aussprechen, und welche ich an Ihnen wie an Allen achte die darin ehrlich sind: so waren sie doch nie von der Art, daß ich sie verleugnen müßte oder wollte." Daß Leopardi in den letzten drei bis vier

Jahren ſeines Lebens großentheils durch ſeinen Freund Antonio Ranieri unterhalten wurde, iſt ſchon vorausgeſandt worden.

Es ſind weſentlich Giacomo Leopardi's äußere Lebensſchickſale, deren Betrachtung uns ſo eben beſchäftigt hat, wenngleich immer in der Abſicht den Einfluß derſelben auf ſeine Anſchauungen anzudeuten und klar zu machen. Das Endreſultat dieſer Anſchauungen, die Summe ſeiner Lebensfiloſofie war der ſchon erwähnte Schluß: „Die Welt iſt ein Bund der Schlechten gegen die Guten, der Feigen gegen die Hochſinnigen.“ Was ihn aber zu der desperaten Filoſofie führte, die er in den Dichtungen manchmal, in den kleinen Proſaſchriften häufig, namentlich in den Dialogen Brutus der Jüngere und Triſtan mit erſchreckender Conſequenz dargelegt und entwickelt hat, iſt vorzugsweiſe ſein eigenes Unglück. Er will es nicht eingeſtehen: er will ſeine Anſichten aus der objectiven Speculation herleiten und glaubt ſein Ich aus dem Spiele laſſen zu können. Im Mai 1832 ſchreibt er an den Schweizer Filologen L. von Sinner: „Wie groß immer mein Unglück ſein möge, ſo habe ich Muth genug gehabt die Laſt deſſelben weder durch gleißneriſche Hoffnung auf angebliche künftige nicht gekannte Glückſeligkeit, noch durch feige Reſignation zu erleichtern zu ſuchen. Meine Empfindungen gegen das Geſchick waren und ſind immer dieſelben die ich im jüngern Brutus ausgeſprochen

habe. Eine Folge des nämlichen Muthes iſt geweſen, daß ich, durch meine Forſchungen zu einer Filoſofie der Verzweiflung gelangt, nicht gezaudert habe ſie in ihrem ganzen Umfange zu umfaſſen; während andererſeits blos die Feigheit der Menſchen, die von dem Wohl der Exiſtenz ſich überzeugen laſſen müſſen, Anlaß dazu gegeben hat, daß man meine filoſofiſchen Anſichten als das Reſultat meiner perſönlichen Leiden betrachtet, und darauf beſteht materiellen Zuſtänden beizumeſſen was nur aus meinem Verſtande hervorgegangen iſt. Bevor ich ſterbe denke ich gegen dieſe Erfindung der Schwäche und Gemeinheit Einſpruch zu thun. Ich werde meine Leſer bitten, lieber den Ungrund meiner Beobachtungen und Schlüſſe zu beweiſen, ſtatt ſie meinen Krankheiten zur Laſt zu legen."

Das iſt blos ſpeciös, das iſt blos Wirkung gereizten und beleidigten Selbſtgefühls — Dies hatte er, der an Widerſprüchen ſo reich iſt, ſelbſt widerlegt, als er im Sommer 1820 an Giordani ſchrieb: „Kommt mir mein Herz vor wie ein trockenes dornichtes Reis, ſo bin ich doch inſoweit beſſer geworden, daß ich ſicher glaube geheilt werden zu können, und daß *mein trauriger Seelenzuſtand mehr von der Empfindung meines perſönlichen Elends ſich herſchreibt als von der Gewißheit des allgemeinen nothwendigen Elends.* Ich glaube auch daß Niemand, unter welchen Umſtänden es immer ſein

möge, an der Wiederkehr ſeiner Illuſionen verzweifeln dürfe. Denn die Illuſionen ſind nicht das Ergebniß von Vernunft oder Kunſt, ſondern das der Natur."

Wenn man ſeine Schriften verfolgt, wenn man die progreſſive Stimmung in ſeinen Briefen beachtet, kann man höchſtens annehmen, daß er ſich über den Zuſtand ſeines Innern täuſchte. Wie ganz anders erſcheinen ſeine Anſichten, wie ganz anders erſchließt ſich ſein Herz in den Schlußworten eines ſeiner erſt eine Reihe von Jahren nach ſeinem Tode bekannt gewordenen Jugendwerke, des „Verſuchs über die volksthümlichen Irrthümer bei den Alten;" wie kommt ihm, in ethiſchen und religiöſen Beziehungen, als Wahrheit vor, was er ſpäter als Illuſion von ſich ſtieß!

„Wir liegen in ruhigem Schlummer, ſchrieb er ſiebzehnjährig, während der Irrthum unſere Augenlieder bedrückt. Für uns iſt ſelbſt die Filoſofie Quelle von Irrthümern geworden, der Unglaube Mutter von Vorurtheilen gefährlicher als alle welche der Aberglaube je geſchaffen hat. Zur Schmach unſeres Jahrhunderts, welches das verdorben was des Menſchen Geiſt Schönſtes und Höchſtes erringen kann, iſt der Name des Filoſofen den Verſtändigen verhaßt geworden. Dieſer Name bezeichnet heute nur einen Ungläubigen, einen Feind der Religion, der eignen Pflichten, des Vaterlands, des Wohles der Menſchheit und Geſellſchaft. Ein Anflug von Filoſofie, ſagt Baeon, entfernt die

Menſchen von der Religion — entſetzliche Wahrheit, für die uns aber ein anderes Wort dieſes tiefſinnigen Kenners des Menſchengeiſtes Troſt bietet: gründliche Kenntniß der Filoſofie führt ihn wieder in den Schoos der Religion zurück. Ein Glück iſt's, mit Ruhe und Feſtigkeit ſagen zu können: wer die Religion nicht verehrt und ihr folgt iſt nicht Filoſof: Filoſof iſt wer der Religion treu bleibt. Wer ſie nicht liebt, hat kein Herz, empfindet nicht das ſüße Beben zärtlicher Neigung, kennt nicht die Extaſe wehmüthig hinreißender Betrachtung. In der Nacht der Unwiſſenheit erſcheinend, hat ſie den Irrthum zu Boden geworfen, der Vernunft zum Sieg verholfen auf immer. Sie lebt ewig, der Irrthum wird nicht mit ihr leben. Greift er uns an, deckt er unſer Auge mit ſeiner nächtigen Hand, ſo wenden wir uns zur Religion unter deren Mantel wir die Wahrheit finden. Und ihre Hand wird uns zum Heile leiten, und der Irrthum wird entfliehn gleich dem Wolf des Gebirges den der Hirt verſcheucht." Nicht ihrer innern Bedeutung wegen ſtehn dieſe Worte hier, ſondern als Zeugniß der Anſichten ſeiner Jugend gegenüber der nachmaligen Klimax jener Filoſofie die er, in ſeinen Anforderungen an Welt und Leben getäuſcht, zu ſo troſtloſer Schärfe ausbildete.

Er ſehnte ſich nach Liebe — mit aller leidenſchaftlichen Heftigkeit ſeiner Seele ſehnte er ſich danach, erſt noch hoffend, dann verzweifelnd. Im Jahre 1822

ſchreibt er ſeinem Bruder: „Ich bedarf der Liebe. Liebe, Liebe, Feuer, Enthuſiasmus, Leben! Die Welt ſcheint mir nicht für mich gemacht: ich habe den Teufel ſchwärzer gefunden als man ihn malt.“ Und ſechs Jahre ſpäter: „Nicht der Achtung bedarf ich, nicht des Ruhmes, nicht anderer ähnlichen Dinge: ich bedarf der Liebe.“ Er empfand die Kälte der Welt, ſie verletzte ihn, ſie erbitterte ihn und er wandte ſich von ihr ab. Er erdrückte die Thränen im Herzen. Seine Filoſofie ward erſt menſchenfeindlich, dann verlor ſie ſich in religiöſe Skepſis und gelangte ſo zu den vernichtenden abſtracten Extremen die uns zurückſtoßen, während wir die Verirrungen eines edeln Geiſtes beklagen. Zu welchen Schlüſſen geräth er aber in Betreff von Gut und Böſe, in Betreff der menſchlichen Empfindungen? „Ich glaube nicht daß die Schlechten beſſer daran ſind als wir. Wäre es möglich irgendwie zum wahren Glück zu gelangen, ſo würde die Realität der Dinge nicht ſo entſetzlich ſein. Aber Gute und Schlechte ſchwimmen beklommen in dieſem Meere der Mühen, an deſſen Küſte es keinen andern Hafen giebt als Trugbilder und Fantaſien. Glück und Unglück jedes Menſchen (die körperlichen Leiden ausgeſchloſſen) ſind abſolut gleich denen jedes Andern, ohne daß Stand oder Lage Einfluß darauf übten. Darum leidet der Arme, der Alte, der Schwache, der Häßliche, der Unwiſſende gerade ſo viel wie der Reiche, der Junge, der Starke, der Schöne,

der Unterrichtete, weil Jeder in seinem Verhältniß sich sein Gut und sein Uebel schafft, und die Summe von Gut und Uebel bei allen Menschen untereinander gleich ist."

Und so schuf er sich, nachdem er zum Schlusse gelangt, daß „die Menschen überall Menschen sind, nämlich Verräther und elende Feiglinge," eine solche Summe des Uebels, daß er, an kein Jenseits glaubend, daran unterging.

Von Allen die mit Leopardi befreundet waren und namentlich in seinen jüngern Jahren in häufigem Briefwechsel mit ihm standen, scheint nur Einer wirklichen Einfluß auf ihn geübt zu haben, Pietro Giordani. Ob dieser Einfluß ein guter, mag dahingestellt bleiben. In literarischer Beziehung hätte der Jüngling kaum eine bessere Leitung finden können, wenn er nicht so frühe schon so selbständig geworden wäre: in allem Uebrigen war Giordani nicht der Führer der ihm noththat. Tief verstimmt, unstät, leidenschaftlich, melancholisch, versuchte er, der die Gefahr erkannte welcher der junge Freund entgegenging, ihm eine andere Richtung zu geben: aber seine eigene Natur brach dann immer wieder durch, und so traf es sich wol daß er die Sache verschlimmerte. Leopardi hätte einer ganz andern Diätetik bedurft, einer viel robustern Behandlung. Seine übermäßige Sensibilität mußte anders als durch Sensibilität geheilt werden. Giordani steigerte seine Reizbarkeit

einestheils durch das übertriebene Jammern über sein Geschick, anderntheils durch den ungemessenen Weihrauch den er ihm streute. Er war in der Jugend eine seltene Erscheinung: aber ist es zu rechtfertigen wenn der Mann, welchen Italien wol, wer weiß ob mit Recht, seinen ersten Prosaiker der Neuzeit nennt, in dem Achtzehnjährigen den werdenden „vollkommenen Schriftsteller Italiens" begrüßt, wenn er ihm zwei Jahre später schreibt: „Von Euch redet man wie von einem Gott," und nachmals: „Du, der Du den außerordentlichsten Geist hast den ich kenne;" wenn er seine Briefe hinsichtlich ihrer Schönheit über die des Tasso stellt und den Ciceronischen vergleicht, und von seinem Unglück redet, das „groß wie sein Genie." Wenn er dann genau in dieselben Klagen und Vorwürfe ausbricht wie Leopardi, seine Geburtsstadt Piacenza eine Hölle schilt, in welcher er sich begraben müsse, sein Leben wenig besser denn ein todtes, die Natur ein scheußliches und widerwärtiges Geheimniß nennt, und schreibt: „Trösten können wir einander nicht, und wären wir beisammen, so würden wir vereint über diese Unzahl von Verbrechen und Uebeln weinen, welche Dem der nicht ein Bösewicht ist das Leben unerträglich machen. Ich sehe und empfinde, daß Deine Uebel nicht Maß noch Ende haben, nicht Abhülfe noch Linderung. Nur Das kann ich Dir sagen: sendet Gott Dir den Tod, so empfange ihn als eine Wohlthat und sei überzeugt,

daß Du Nichts aufgiebſt, indem Du das Leben verlierſt. Ich habe viel länger gelebt als Du: glaube mir, die Welt hat kein Gut für Den der nicht ſchlecht iſt. Ich ſprach Dir Muth zu, rieth zu hoffen ſo lange es ging. Jetzt habe ich Dir nur ein Wort zu ſagen: Geduld, Geduld! Was ſonſt haben wir unvermeidlichen Uebeln entgegenzuſtellen? Dieſe ganze Welt iſt Nichts als ein immenſes Uebel."

Und all dieſer Peſſimismus einem jungen Menſchen gegenüber, deſſen Unglück damals hauptſächlich aus überreizten Nerven hervorging!

Pietro Giordani hätte ein großer Schriftſteller werden können, wenn er gewollt hätte. Aber er wollte nicht. Er hat ſeinen glänzenden Geiſteskräften nie mit Beharrlichkeit und Entſchiedenheit ein würdiges Ziel vorgeſetzt. Durch des äußern Lebens Unſtätheit und Ungunſt in ſeinem Innern unſtät geworden und verſtimmt, hat er der Nation nicht ein einziges literariſches Denkmal hinterlaſſen. Er machte ſich darüber keine Illuſion, aber er vermogte ſich nicht aufzuraffen. Giordani hat ſein langes Leben (er ſtarb hochbejahrt im Sommer 1848) damit zugebracht Pläne zu Werken zu entwerfen und dieſe Pläne zum Theil mit ſolchem Detail auszuführen, daß die Leute ſchon an deren Exiſtenz glaubten, nebenbei, ſtatt der Werke, Journal- und Taſchenbuch-Artikel und akademiſche Reden und eine wahrhaft koloſſale Menge von Briefen zu ſchreiben.

Er ärgerte ſich dann wol über ſich ſelbſt, aber er ſchob die Schuld lieber äußern Dingen zu als eigener Stimmung. Im Mai 1828 ſchrieb er von Florenz aus: „Verurtheilt Nichts zu ſein und Nichts zu thun, verſuche ich ſo wenig Schmerzen und Aufregung als möglich zu haben. Wären meine Anfälle von Studirluſt nicht ſehr ſelten und kurz, ſo würde mich die Luſt anwandeln einem ſo ſchlechten, ärmlichen Orte (Piacenza) zu entfliehen, wo der Mangel ſelbſt an den gewöhnlichſten Büchern eine wahre Schmach iſt. Aber da ich nur leſe um wieder in Schlaf zu verfallen, der das Element meines Lebens iſt, ſo ertrage ich leicht ſolche Miſère.“

Die richtigſte Parallele zwiſchen ihm und Leopardi ſtellt in zwei Worten Colletta auf, indem er der großen Dienſte erwähnt, welche dieſe Beiden der italieniſchen Literatur in ihrer ernſten gediegenen Richtung zu leiſten vermogt hätten: „Der Eine will nicht — der Andere wird am Ende nicht können.“ Der äußerer Umſtände halber Nichtkönnende hat aber doch ſein Beſtes gethan. Die Lecture des Briefwechſels zwiſchen Giordani und Leopardi bietet neuen Anlaß zu der Betrachtung, welche die neuere italieniſche Literatur ſo oft hervorruft. Es iſt eine Ueberſchwenglichkeit darin, welche par ricochet auch der Wirkung des Wahren und Gefühlten ſchadet. Man kann ſich der Empfindung nicht erwehren, daß hier mit dem Schmerz eoquettirt wird —

ich leugne den Grund des Schmerzes gewiß nicht (wer würde es thun, der Leopardi persönlich oder auch nur aus seinen Schriften gekannt hat?), aber diese Art von Schautragung des Unglücks, dies Seciren der feinsten Fibern desselben kann dem wahren und großen Eindruck nur Eintrag thun.

Es ist nun Zeit einige von Leopardi's Ansichten und Urtheilen zu betrachten, welche zum Theil seine eigene Geistesrichtung und Schriften, zum Theil andere Autoren und die Literatur im Allgemeinen betreffen. Von Jugend auf hatte er sich mit Poesie beschäftigt: in einem seiner frühesten Briefe an Giordani (April 1817) erläutert er diese Vorliebe. „Betrachte ich die Natur dieser Gegenden — das einzige Anmuthige an meiner Heimat — betrachte ich sie namentlich in dieser Frühlingszeit, so empfinde ich wie ich so ganz aus mir heraustrete, daß es mir sündlich erscheinen würde mich nicht um poetische Empfindung und deren Ausdruck zu kümmern, und der Jugend glühenden Drang vorübergehn zu lassen, um vorerst ein guter Prosaist zu werden und ein zwanzig Jährchen zu warten bevor ich mich der Poesie widme, wo ich dann entweder todt oder meine Empfindungen erkaltet sein werden. Damit will ich nicht sagen, daß wer Beruf zur Poesie hat für Nichts weiter zu sorgen brauche: es ist mir klar, daß die Dichtkunst tiefes Studium und ernste Anstrengung erfordert, und man je weiter man gelangt umsomehr gewahrt wie

die Vollkommenheit fernliegt. Nur dünkt mich, die Kunst müsse nicht die Natur ersticken, und mir scheint's wider die Natur, erst guter Prosaiker werden zu wollen und dann Poet."

So schrieb er achtzehnjährig, und im Jahre darauf wurden seine berühmten Canzonen an Italien und auf Dante's florentiner Denkmal gedruckt, welchen im Jahre 1820 die Canzone an Angelo Mai folgte. Man begreift auch heute die Ueberraschung, welche ein Dichter so ungewöhnlicher Art erregte. Und wie entstanden seine Dichtungen? Er sagt es in einem Briefe (März 1824) an seinen Vetter, den als Alterthumsforscher nicht unbekannten Marchese Melchiorri in Rom: „Wisset, im Versemachen wie in allem Andern bin ich von den Uebrigen sehr verschieden und stehe Allen nach. Ich habe in meinem ganzen Leben nur wenige und kurze Poesien geschrieben. Im Schreiben folgte ich lediglich einer Inspiration oder Frenesie: empfand ich diese, so entwarf ich in ein Paar Minuten Plan und Vertheilung der ganzen Composition. Hierauf pflege ich immer zu warten bis mir ein anderer poetischer Moment naht: kommt er, was aber meist erst nach Monden geschieht, so setze ich mich an die Ausführung, aber mit solcher Langsamkeit, daß ich selbst auf das kürzeste Gedicht nicht weniger als zwei, drei Wochen verwende. Dies ist meine Methode. Erzeugt sich aber die Begeisterung nicht von selbst, so würde leichter

Waſſer aus einem Baumſtamm hervorquellen, als ein Vers aus meinem Hirn. Andere können immer dichten wenn ſie wollen: mir iſt dieſe Leichtigkeit verſagt."

Wie er in Verſen wunderbar, ſo zeigte er ſpäter auch was er in Proſa vermogte. Man pflegt meiſt auf die, halb ſcherzhafte, Probe ſeiner Virtuoſität in der Nachahmung der Sprache der Trecentiſten hinzudeuten, das Martirio dei Santi Padri del Monte Sinai (1825) geſchrieben, womit er die italieniſchen Filologen täuſchte, wie mit ſeinen Anakreontiſchen Oden und dem Neptun-Hymnus die Helleniſten. Für einen jungen Mann ſind ſolche Kunſtſtücke immer bemerkenswerth. Man würde jedoch Unrecht thun, wenn man denſelben zu große Bedeutung beimäße, denn Dinge dieſer Art hat man bisweilen geſehn, in Italien namentlich wo ſolche Scherze beliebt ſind und ernſte Leute viel Zeit und mitunter viel Gelehrſamkeit auf dergleichen Nachahmungen verwenden, unter denen die dem Meſſer Pace da Certaldo zugeſchriebene Chronik von Semifonte und die Giraldi-Novellen des kürzlich verſtorbenen Florentiners Gaetano Cioni eine gewiſſe Berühmtheit erlangt haben. Abgeſehen von dieſen geiſtreichen Spielereien aber entwickelte Leopardi ſeinen geläuterten Geſchmack, ſeine ganze Gewalt über die Sprache und Beherrſchung der Kunſtform in jenen oftgedruckten Operette morali, deren Anſichten zu ſo vielem und begründeten Tadel Anlaß gaben. Welche die Natur

ſeines Styls iſt, wie ſeine Sprache ſich zu der der gro-
ßen Meiſter verhält, möge uns Giordani ſagen, er ſelbſt
einer der bewnndertſten Meiſter neuerer Zeit. „Bei den
Nationen (bemerkt er in der Einleitung zu Leopardi's filo-
logiſchen Jugendſchriften), die es für Pflicht jedes Ge-
bildeten halten die eigene Sprache zu kennen, und ſie
tief zu ergründen um ſie gut zu kennen, wird man viel-
leicht darüber lachen wenn man vernimmt, daß Leopar-
di's Sprachſtudium ſo tief und umfaſſend geweſen war,
daß ſeit den ſechs Jahrhunderten italieniſcher Schrift-
ſprache Keiner außerhalb Toscana's ihm zu vergleichen
geweſen iſt, als der Ferrareſe Daniello Bartoli. Eine
Sprache kennen heißt aber nicht viel, wenn man ſie
nicht zu brauchen weiß. Der junge Leopardi war
nicht weit entfernt nur, ſondern der entſchiedene Geg-
ner der pedantiſchen Eitelkeit mancher unter den Neu-
ern, welche, den Roſt höher ſchätzend als das Metall,
es für etwas Großes hielten ſich veralteter oder unver-
ſtändlicher Ausdrücke zu bedienen, und unterdeß nicht
merkten wie ihre unitalieniſchen Fraſen nach dem Aus-
land rochen. Denn mehr als die Worte ſind die For-
men der lebendige und eigentlich nationale Theil des
Idioms. Leopardi, indem er Worte und Redensarten
dem täglichen Gebrauch der Beſſern entlehnte, ohne
weder Antikes noch Modernes affectiren zu wollen, ſchrieb
auf eine Weiſe daß nur die Wenigſten ſeiner einzigen
Kunſt im Handhaben der Sprache innewurden. Nicht

nur von der Masse der heutigen Schriftsteller unterschied er sich und der Jämmerlichkeit der Pedanten: auch von dem wahrhaft großen Bartoli war er verschieden. Dieser wollte so schreiben daß auch der mindestgeübte Leser seine eigenthümlichen Wendungen, das eindringliche Studium, den unendlichen Reichthum der Sprache erkennen müßte. Man mögte glauben, sein Hauptzweck sei den Leser in fortdauernder Bewunderung zu erhalten: so sehr ist er in Ausdrücken und Formen ungewöhnlich und glänzend, in dem Maße daß der Autor mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt als der Stoff. Leopardi hingegen, welcher in den Versen seine Kraft und Größe nicht verbergen wollte, wollte in den Prosaschriften sich selbst vergessen machen, blos darauf bedacht die Wahrheit und Begründung seiner Darstellung hervorleuchten zu lassen. Und es gelang ihm. Er schrieb als rede er: nicht als stände er auf dem Lehrstuhl oder auf der Bühne, sondern wie in der gebildeten Unterredung, nur dafür sorgend daß Worte und Ideen rasch und leicht verständlich seien, wohl wissend daß dies Verständniß ebenso durch die Verbindung wie durch die Eigenschaft der Worte bedingt wird. In Leopardi als Prosaiker ist die Kunst so groß, oder vielmehr er beherrscht die Kunst so, daß sie nicht zum Vorschein kommt: seine große Kunst oder richtiger die Kraft seines Verstandes besteht im Ausscheiden alles Ueberflüssigen. Er verschmäht es sich zwischen Leser

und Stoff zu ſtellen. Blaiſe Pascal, welcher klagte er finde immer den Autor wo er den Menſchen wolle, würde ſich gefreut haben, in Autor Leopardi den wahren Menſchen zu finden."

Zu keiner Zeit nahm er es leicht mit der Poeſie. Im Februar 1819 ſchrieb er an Giordani: „Was die Lyrik betrifft, ſo bin ich, nachdem ich mich einige Tage hindurch durch die Lecture unſerer berühmteſten Lyriker gelangweilt, durch die Erfahrung zu dem Schluſſe gekommen, welchen ich bei Parini geleſen und von Euch gehört, und der jetzt wenigſtens von den Kennern ſo ziemlich angenommen iſt: daß auch dieſe wichtige Literaturgattung in Italien noch zu ſchaffen iſt und geſchaffen werden muß. Von den vier berühmteſten aber, dem Chiabrera, Teſti, Filicaia und Guidi, ſtelle ich die beiden Letzten tief unter die beiden Erſten, und wundere mich namentlich wie Guidi zu ſolcher Berühmtheit gelangen konnte und auch heute noch wiederholt gedruckt wird. Da nun Chiabrera bei ſeinen vielen Einzelſchönheiten nicht eine einzige Ode hat die man durchgängig loben kann, ſondern Alles von ihm vielſeitigem Tadel unterliegt, ſo ſtehe ich nicht an, die Palme dem Teſti zu reichen. Wäre dieſer in minder barbariſcher Zeit auf die Welt gekommen, und hätte er Gelegenheit gehabt ſein Genie mehr auszubilden als bei ihm der Fall war: ſo würde er ohne Widerrede unſer Horaz geworden ſein, und vielleicht wärmer und leiden-

ſchaftlicher und erhabener als der lateiniſche Dichter. Doch es iſt kein Wunder daß Italien keine Lyrik hat, da es keine Eloquenz beſitzt. Dieſe iſt der Lyrik ſo unentbehrlich daß, wenn man mich fragt welche mir unſere beredteſten Stücke ſcheinen, ich ohne Verzug antworte: die einzigen unter unſern lyriſchen Dichtungen welche ich dieſes Namens würdig erachte, nämlich die drei Canzonen Petrarca's: „O aspettata," „Spirito gentil," „Italia mia." "

Und dieſe waren es welche er ſich zum Muſter nahm: — wie er ihnen nachſtrebte, braucht nicht noch einmal geſagt zu werden.

Wie er von Taſſo dachte zeigt noch folgende Stelle eines im Februar 1823 zu Rom geſchriebenen Briefes: „Am vorigen Freitag beſuchte ich Taſſo's Grab und weinte dabei. Es iſt die erſte und einzige Freude die ich in Rom empfunden. Der Weg iſt weit und man geht nur dieſes Grabes wegen hin: aber ſollte man nicht aus Amerika kommen um die Wonne der Thränen während zwei Minuten zu genießen? Manche ärgern ſich, indem ſie Taſſo's Aſche durch Nichts bedeckt und bezeichnet ſehen als durch einen ein Paar Handbreit langen und breiten Stein im Winkel einer unbedeutenden Kirche. Um Alles mögte ich dieſe Aſche nicht unter der Laſt eines Mauſoleums wiſſen. Du begreifſt die Fluth von Empfindungen welche der Contraſt zwiſchen Taſſo's Größe und ſeinem beſcheidenen Grabe in

mir weckte. Aber Du machſt Dir keinen Begriff von dem andern Contraſt, jenem zwiſchen dem augenfällig großſprecheriſchen Pomp und den gewaltigen Formen der römiſchen Monumente und der Kleinheit und Aermlichkeit dieſes Grabes. Man empfindet eine traurige nervendurchzuckende Befriedigung, indem man bedenkt daß dieſe Aermlichkeit vollkommen genügt die Nachwelt anzuziehen und zu beleben, während man ſo viele der prachtvollſten Denkmale in dieſer Stadt mit völligſter Gleichgültigkeit in Betreff der Namen Derer betrachtet, denen ſie errichtet ſind, Namen nach welchen man entweder gar nicht fragt oder blos des Monuments und nicht der Perſon willen ſich erkundigt. Dicht bei Taſſo's Grabe iſt das des Aleſſandro Guidi, welcher prope magnos Torquati cineres liegen wollte wie die Inſchrift beſagt. Daran that er ſehr unrecht. Für ihn blieb mir auch nicht ein Seufzer. Ich brachte es mit Mühe über mich ſein Denkmal anzuſchauen, aus Furcht die Empfindungen zu ſchwächen, welche Taſſo's Grab in mir erweckt hatte."

Welchen Eindruck die wahre und natürliche Beredſamkeit auf ihn machte, erkennt man aus ſeinem Urtheil über die bekannte Vertheidigungsſchrift des Lorenzino de' Medici, des Mörders des Herzogs Alexander von Florenz, eines der größten Meiſterwerke einſchneidender Dialektik, deren Lecture, zugleich mit einigen andern Muſtern italieniſcher Proſa, Camillo Porzio's

Geſchichte des neapolitaniſchen Baronenkriegs, Jacopo Nardi's Leben des Antonio Giacomini, Hiſtoriſches von Daniello Bartoli („darin iſt ſein Styl wunderbar, in den moraliſchen Schriften iſt er verrückt"), Giordani ihm angerathen hatte. Im Juni 1819 ſchreibt er Dieſem: „Lorenzino's Apologie habe ich geleſen und von neuem daran erkannt wie die beredteſten Schriftſtücke ſolche ſind, in denen Einer von ſich ſelbſt redet. Könnte man dieſen Mann wol für einen Zeitgenoſſen jener miſerabeln Cinquecentiſten halten, die zu ihrer Zeit und nachher in Italien für eloquent galten? Und ſcheint's etwa glaublich, daß bei dem Einen und bei den Andern die Form der Beredſamkeit dieſelbe iſt? Ich rede von jener griechiſchen und lateiniſchen Form welche dieſe Armen unter unſäglichem Schweiß und Mühen in ihren Schriften angeſtrebt haben, Stück für Stück und bis zum Ermatten, während Dieſer ſie uns daher bringt ganz und gar, aus einem Guß, ſchön und lebendig, indem er ſie als Meiſter beherrſcht und anwendet, mit einer Gewandtheit und Leichtigkeit in den feinſten Kunſtgriffen, in der Anordnung, in den Uebergängen, in den Ausſchmückungen, in den Affecten und der Schreibart, in der Sprache endlich, ſo hart und widerſpenſtig bei Jenen wegen ihrer affectirten Latinismen, bei ihm nicht minder naturwüchſig als bei den Alten. Wer von ſich ſelbſt redet, hat weder Zeit noch Luſt den Sofiſten zu ſpielen und Gemeinplätze zu

ſuchen. Jeder, auch der dünnſte Waſſerſtral genügt ihm, denn er ſchöpft Alles aus ſich ſelbſt und braucht Nichts aus der Ferne zu holen. So wird er natürlich und bleibt ſeinem Gegenſtande angemeſſen und dabei lebendig und warm: das Studium kann ihn nicht erkälten, ſondern ihn nur kräftigen und ſchmücken. Wir ſehn es bei dem Mediei."

Wenn man ſolche Urtheile lieſt, die alle aus Leopardi's Jugendjahren ſtammen, ſo bedauert man umſo mehr, daß ſeine zahlreichen ſpätern Briefe an Giordani vernichtet ſind und überhaupt aus den letzten Jahren in ſeiner Correſpondenz wenig vorhanden iſt. Denn ſein kritiſches Urtheil über Autoren und Sprache war äußerſt ſcharf und treffend. Seine Ausgabe des Petrarca und ſeine Chreſtomathien geben hinlängliche Proben davon. Nicht ohne Intereſſe iſt es zu vernehmen wie dieſe beiden Schriftſteller, welche die Sprache wie kaum irgendwer unter den Neuern gehandhabt haben, über Sprache und Volkseigenthümlichkeit ſich äußern. Im Mai 1817, in einem ſeiner früheſten Briefe an Leopardi, ſchreibt Giordani: „Sie wünſchen Florenz zu ſehen und haben Recht. Florenz iſt Mutter, Wiege, Schule der ſchönen Kunſt, iſt voll davon und wunderbar prächtig. Sie glauben überdies, der Umgang mit gut Redenden ſei nützlich ja nothwendig zum gut Schreiben. Der Grundſatz iſt richtig: nur ſtellt ſich hier das Einzelfactum anders. Es giebt keinen Theil Italiens

wo man ſchlechter ſchriebe als in Toscana und Florenz: denn nirgend ſtudirt man weniger Sprache und Meiſter, ohne welche man nirgendwo gut ſchreiben lernen wird. Ueberdies redet man an keinem Orte weniger Italieniſch als in Florenz. Von guter Sprache haben ſie nichts als den Accent: Worte und Fraſen ſind barbariſcher als anderwärts. Denn man lieſt Nichts als fremde Bücher. Wer in Toscana leſen kann ſpricht gewiß nicht Italieniſch: dies bleibt nur den Armen und Unwiſſenden die nicht leſen können. Die Converſation mit Dieſen aber kann Dem nichts nützen der ſich zum Schriftſteller bilden will. Ich rede dies nicht in den Wind hinein, ſondern mit der Ueberzeugung, die ich durch lange Erfahrung gewonnen habe."

Die Begründung dieſes überraſchenden Ausſpruchs laſſe ich getroſt auf ſich beruhn. Es offenbart ſich darin der alte Zwieſpalt des Lombarden und des Toscaners, ein Zwieſpalt den gerade in jenen Tagen Vincenzo Monti durch die vielbeſprochene ſcharfe Polemik wider die Autorität des Sprachtribunals der Crusca aufs neue ſo heftig anregte. Ob aber, wie Giordani behauptet, die Converſation mit den niedern Ständen in Toscana dem Schreibenden Nichts nützt, mögen Vittorio Alfieri, Gino Capponi, Niccolò Tommaſéo und Giuſeppe Giuſti erklären, die, jeder auf ſeine Weiſe, aus dem ewig lebendigen und klar ſprudelnden Born der Volksſprache, jener des Landmanns vor allen, ſo Köſtliches geſchöpft

haben. Und von den vier Genannten ſind nur zwei Toscaner. „Die in andern Theilen Italiens geſprochene Sprache (ſagt Tommaſéo in der Einleitung zu ſeinem großen Werk über die Synonymen) ſteht ſelten in geradem Widerſpruch zum toscaniſchen Sprachgebrauch. Wo aber jene ſchweigt, hat dieſer oft eine gute Vorſchrift zu bieten. In den wenigen Fällen in denen der Toscaner von der allgemein gebräuchlichen Sprache abweicht, frage ich die Schriftſteller wie den Grund der Dinge um Rath, und beſtätigen dieſe, wie's ſehr oft geſchieht, den toscaniſchen Ausdruck, ſo bleibe ich bei dieſem. In Toscana werden die feinen Unterſchiede der Worte genauer beachtet; den Nüancen einer Idee entſprechen beſſer die Nüancen des Ausdrucks; viel von dem, was außerhalb Toscana's für veraltet gilt, iſt hier noch lebendig. Die Italiener würden beſſer daran thun den toscaniſchen Sprachgebrauch zu erlernen ſtatt ihn zu verachten: denn hier finden ſie geeignete Ausdrücke für Ideen wo es anderwärts an einem Aequivalent fehlt oder wo's nur minder treffende, minder zierliche, minder verbreitete Erſatzworte giebt. Wo endlich, wie in Toscana, die Schriftſprache ſich der im Munde des Volkes vorhandenen am meiſten annähert, muß dieſelbe, wie Giovanni Batiſta Niccolini bemerkt, an Kraft gewinnen wie ſie nothwendig an Beſtimmtheit und Klarheit zunimmt: denn der unverdorbene Menſch wird im Reden von gewiſſen naturgemäßen Normen

geleitet, welche die menschliche Vernunft selber sind. Alfieri nutzte den lebendigen Reichthum und bewunderte die Redeweise des gemeinen Volkes Toscana's. Wenn die Toscaner dieselbe aufzeichneten und diesen nothwendigen, aber uns noch fehlenden Theil der Sprache zur allgemeinen Kenntniß brächten, so wäre dies die beredteste Antwort auf das Gerede der Wenigen, die sich noch in dieser müßigen und unstatthaften Sprachcontroverse gefallen, welche den municipalen Hochmuth, das größte Unglück Italiens, hegt und wach erhält."

Leopardi, durch Giordani's Autorität nicht geblendet, antwortete Folgendes, worin er richtigfühlend den Nagel auf den Kopf trifft. „Was Sie mir von den florentinischen und toscanischen Nichtungelehrten melden stimmt genau mit Dem überein was ich durch ihre Schriften und Sonstiges wußte. Aber ich rechnete darauf von den Ungelehrten zu lernen, oder vielmehr durch ihre Hülfe mich mit dieser zahllosen Menge von gängundgäbe Ausdrücken vertraut zu machen, die bisweilen in der Schrift sich so gut lassen; ich hoffte jene Eigenthümlichkeit und Ausdrucksschärfe mir anzueignen welche das Volk vermöge seiner Natur so wunderbar in den Worten bewahrt. Ich dachte dabei an Platon welcher sagte: das Volk sei Alcibiades' Lehrer im Wohlreden gewesen und habe es sein müssen; ich dachte an das atheniſche Weib welches Theofrast am Sprechen als Fremden erkannte; ich dachte an Varchi welcher sagte:

um die florentiniſche Sprache zu lernen müſſe man von Zeit zu Zeit ſich unter die Hefe des florentiniſchen Pöbels miſchen. Da Sie aber glauben daß ich vom toscaniſchen Volk nichts Gutes lernen kann, ſo unterwerfe ich mich Ihrem Urtheil."

Leopardi hatte aber Recht: Giordani irrte aus munizipaler Befangenheit und eingewurzelter Abneigung. Man ſieht wie viel ſie auch über ſo geiſtvolle Leute vermögen.

Bevor ich dem Schluſſe dieſer Bemerkungen über Leben, Karakter und Anſichten eines in jeder Hinſicht merkwürdigen Mannes nahe, muß ich die Epoche in welcher er auftrat, die Umgebungen welche er fand und die Geſellſchaft in welcher er durchs Leben vorwärts ſchritt, wenigſtens in der Kürze bezeichnen. Es war eine ungeachtet aller Hemmniſſe bemerkenswerthe Zeit in welche ſeine Jugend fiel. Man erholte ſich allmälig von Politik und Krieg und dem vorwaltenden franzöſiſchen Einfluß. Man hat ſich neuerdings in Frankreich ſo eifrig wie vergebens gemüht, die dortige imperialiſtiſche Epoche in literariſcher Beziehung in vortheilhafterem Lichte erſcheinen zu laſſen: ſo hat es nicht an Lobrednern der zwanzigjährigen franzöſiſchen Herrſchaft in Italien gefehlt. Dieſe Zeit, wer wird es leugnen, hat in mehr denn Einer Beziehung ihr Gutes gehabt: ihre literariſchen Tendenzen ſind aber gewiß nicht dazu zu rechnen. Was wirklich hervorragend war, gehörte, der Bildung

nach, den vorausgegangenen Jahren an, und wurde zum Theil verderbt durch die jämmerlichen Parteiungen die damals namentlich in der Lombardei ihren Sitz aufgeſchlagen hatten. Die Sprache wurde franzöſirt, die Malerei Appiani's und der auf ihn Kommenden war eine franzöſirte. Die Revolutionskriege entführten aus Italien die Werke Raffael's und ſandten zum Erſatz die Schulprinzipien David's. Dieſelben Leute, welche als republikaniſche Cisalpiner Horaz und Virgil als Höflinge Auguſt's aus den Schulen verbannen wollten, verfaßten in gallicismenreichem parlar toscano Panegyriken auf Napoleon. Die franzöſiſche Zeit hat wenig was zu loben wäre, denn was Parini und Alfieri vorbereitet hatten, was Monti, Foscolo, Pindemonte leiſteten, wird man ihr nicht zum Verdienſt anrechnen. Nachdem ſie vorüber war, ſah man ſich Anfangs ſcheu und erſchreckt um, ſuchte dann aber die veränderten Verhältniſſe, ſo wenig verheißend ſie zum Theil an ſich ſein mogten, möglichſt zu nutzen.

In Mailand ward unter Acerbi's Leitung die Biblioteca Italiana wichtig; in Rom gründeten Giulio Perticari und ſeine Freunde das Giornale arcadico; in Florenz einige Jahre ſpäter G. P. Vieuſſeux die Antologia. Zwei dieſer Zeitſchriften ſind, die eine eines natürlichen, die andere eines gewaltſamen Todes geſtorben: die römiſche hält ſich, bejahrt, mühſam und in größerm Maßſtabe einflußlos ungeachtet der tüchtigen

Arbeiten die ſie bringt. Vincenzo Monti war damals noch in ſeiner Kraft; G. B. Niccolini hatte ſeine beſten Tragödien noch nicht geſchrieben; Giordani, obgleich er nie etwas Größeres ausgegeben, galt für den Meiſter der Proſa. Als Leopardi's erſte Sachen erſchienen, ſtritt die Crusca mit Monti und beinahe ebenſo heftig wenngleich minder wichtig war Sebaſtiano Ciampi's, des vor fünfthalb Jahren Verſtorbenen, Fehde mit Angelo Mai wegen der von dieſem aufgefundenen Fragmente des Dionys von Halikarnaß, in welche auch unſer junge Autor ſich miſchte. So raſch Dieſer bekannt ward, ſo ſind doch ſeine perſönlichen Beziehungen kaum je ſehr ausgedehnt geweſen. Zuerſt hinderte ihn die Abgeſchiedenheit des Geburts- und Wohnorts, dann ſeine elende Geſundheit. Mit den Romagnolen war er bekannt und zum Theil befreundet: mit Perticari, welchen er ſeltſamerweiſe weit unter ſeinem Verdienſt ſchätzt, indem er ſchreibt, er ſei „allerhöchſtens ein Grammatiker" geweſen (hatte er die Schrift über den „Amor patrio" und die Abhandlung über Pandolfo Collenuccio denn wirklich geleſen?); mit Dionigi Strocchi von Faenza, dem trefflichen Ueberſetzer der Georgica und feinen Dichter und Sprachkenner; mit Francesco Caſſi von Peſaro, dem Ueberſetzer der Farſalia; mit Carlo Pepoli von Bologna, der ſchon genannt ward und der für die leichtere Lyrik nicht geringes Talent zeigte; mit Giovanni

Marchetti, deſſen Dichtung, Dante im Apenninenkloſter Fonte Avellana, zu den ſchönſten der neuern zu zählen iſt, während der Autor (ich glaube ſehr gegen ſeinen Willen) als römiſcher Miniſter in der Zeit des Umſturzes des alten Klerical-Régimes keine brillante Rolle geſpielt hat; mit Francesco Orioli, bei dem man nicht recht ſagen kann ob Fyſik oder Archäologie ſein eigentliches Feld, geiſtvoll und ſcharf und faſt zu vielſeitig, durch politiſches Wirken 1831 ins Exil getrieben, aus dem er ſpät zurückkehrte um ſich wie die meiſten alten Liberalen bald von den Jungen überflügelt zu ſehen; mit Paolo Coſta, gleich den Vorhergenannten gleichfalls aus Bologna, als Aeſthetiker und Kritiker nicht ohne Verdienſt, wenngleich Leopardi Recht haben mag wenn er einmal ausruft: „Es würde ſchlecht ſtehen mit der Analyſe der Ideen, hätte ſie keine andern Bearbeiter als die Coſta's: — andere Geiſtestiefe iſt nöthig Neues in der Metafyſik zu ſagen, und ſeine Filoſofie zeigt nur die große Armuth der Italiener in dieſem Fache wie in allen andern.“ Den alten Cancellieri, den merkwürdigen römiſchen Polyhiſtor, kannte er ſchon in der Jugend durch Briefe; Don Pietro Odescalchi, welcher an den klaſſiſch-literariſchen Beſtrebungen immer thätigen, wenngleich keineswegs beſtimmenden Antheil genommen hat, lernte er in Rom nebſt manchen Andern kennen. Mit Antonio Ceſari kam er in Verbindung durch Giordani, der

auf dieſes Haupt der Puriſten ſehr viel hielt — „ein Mann der Verehrung und Liebe Aller würdig, welche die echte Literatur werthhalten, ſeit vielen Jahren Beſchützer der Ehre unſerer Sprache," zu ſehr geprieſen und zu ſehr verlacht, außerordentlich ſprachgelehrt und wohlmeinend, aber entſetzlich gedankenarm, wie ſich unter Anderm aus den zwei Bänden ſeiner Briefe ergiebt, welche der Abate Giuſeppe Manuzzi, der neueſte Herausgeber und Ergänzer des Vocabulars der Crusca, in den Jahren 1845—1846 zu Florenz hat drucken laſſen. Ceſari war unzufrieden mit Leopardi's Urtheil über Petrarca's Sprache. „Zum Teufel! ſchrieb er an den mailänder Verleger Stella, Petrarca's Sprache *veraltet* und *dunkel*? Das hätte ich von einem Mann den ich liebe und ehre, nicht hören mögen." Und Ceſari hatte wol Recht. Auch Angelo Mai's genauere Bekanntſchaft dankte Leopardi der Freundſchaft Giordani's. Je öfter und härter dieſer Mann, eine der größten und ſeltenſten Zierden des heutigen Italiens, angegriffen worden iſt, um ſo wohlthuender iſt es hier von Solchen die ihm naheſtanden, Aeußerungen der innigſten Zuneigung und Bewunderung zu vernehmen. „Oft ſpreche ich über Sie mit Monti, der nicht minder gut als groß (ſchreibt Giordani zu Oſtern 1817), und mit dieſem wahren Engel Mai, im gleichen Grade gelehrt wie liebenswürdig." Was Giordani damals vom Bibliothekar der Ambroſiana ſchrieb (erſt Ende Octobers

1819 kam Mai an die Vaticana und entdeckte gleich darauf die Bücher vom Staate), habe ich selbst in viel späteren Jahren beim Cardinal bestätigt gefunden, dessen gelehrte Thätigkeit, statt abzunehmen in Folge seiner Erhebung zu so hoher Würde, deren Zeuge ich im Februar 1838 war, in derselben gewissermaßen nur einen neuen Sporn gefunden hat, während seine Humanität in guten wie in schlimmen Zeiten unverändert und seinen edlen Zügen eingeprägt geblieben ist. Zu dem Turiner Giuseppe Grassi, dem ausgezeichneten Sprachforscher, von dem wir das klassische Werk über die Synonymen und das vielleicht noch dankenswerthere Wörterbuch über die Kriegssprache besitzen, scheinen nur briefliche Beziehungen stattgefunden zu haben.

Als Leopardi 1827 nach Florenz kam, trat er in einen ganz andern Kreis. Schon viel früher war er durch Giordani, welcher bis zu den in Folge der Juli-Revolution in den italienischen Dingen vorgegangenen Veränderungen, Florenz zu seinem Hauptquartier gewählt hatte, auf die dortige literarische Gesellschaft hingewiesen worden, welcher die schon genannte Zeitschrift Antologia und deren Herausgeber zum Sammel- und Stützpunkte dienten. Seit 1830 kenne ich den Kreis, in welchen drei Jahre früher Leopardi trat: er hat sich natürlich in den Personen mannigfach verändert, der vorwaltende Karakter ist derselbe geblieben. Zu den Männern welche Leopardi am meisten sah, gehörte,

außer Giordani, der General Pietro Colletta, deſſen bereits erwähnt ward, ſeit den Conſtitutionstagen aus Neapel verbannt, in ſtrenger Zurückgezogenheit und faſt anhaltend von Krankheit bedrängt ſeine Geſchichte Neapels unter dem Hauſe Bourbon beendigend, welche erſt nach ſeinem Tode erſchien, — mancher offenbaren, aus des Verfaſſers Anſichten und Stellung entſpringenden Mängel ungeachtet, welche bei der Benutzung in politiſcher Hinſicht Vorſicht nothwendig machen, eines der bemerkenswertheſten neuern Geſchichtswerke Italiens nicht nur ſondern der Geſamtliteratur; ein Werk deſſen Geiſt oder Form man nicht lieben mag, deſſen Bedeutung aber und an klaſſiſche Zeiten erinnernde Haltung man nicht verkennen kann. Giuſeppe Montani ſodann, einſt Profeſſor zu Lodi und durch die politiſchen Wirren in der Lombardei zur Auswanderung genöthigt, längſt mit Leopardi bekannt, von feinem Geſchmack und tüchtigen Kenntniſſen, beſonders in der italieniſchen Filologie. Franceſco Forti, Sismondi's Schweſterſohn, als Juriſt nicht minder ausgezeichnet denn in der Literatur, klar und ſcharf und ideenreich, wovon ſowol ſeine kritiſchen und literärgeſchichtlichen Aufſätze auch für Solche die ſeine Anſichten nicht theilen Zeugniß ablegen, wie ſein leider nicht vollendetes praktiſches Buch über die bürgerlichen Rechts-Inſtitutionen. G. B. Zannoni, verdienter Alterthumsforſcher und Secretär der Crusca, deren Geſchichte durch ihn geſchrieben

wurde. Alle Dieſe ſind nun ſeit Jahren todt: von den Lebenden genügt es zwei zu nennen, Gino Capponi und Giovan Batiſta Niccolini.

Leopardi's Geſundheitszuſtand und pecuniäre Verhältniſſe, die mehr und mehr auf ihm laſteten, hinderten ihn übrigens auch in dem geſelligen Florenz angenehmen Umgang ſo zu genießen wie es für ihn wünſchenswerth geweſen wäre. Er lebte ſo eingeſchränkt wie zurückgezogen: er fürchtete ſich vor jedem Lüftchen, warm wie kalt, und die kleinſte Fahrt, wäre es nur nach Piſa geweſen, war für ihn ein Unternehmen. In die par excellence ſogenannte Geſellſchaft kam er nie. Unter den Perſonen von denen er in den Briefen redet, findet ſich eine Dame, gleich ausgezeichnet durch Geburt und Talent, durch Liebenswürdigkeit und traurige Geſchicke, „degnissima d'ogni più eminente fortuna" wie die von Giordani für ſie verfaßte Grabſchrift ſagt — Charlotte Bonaparte, die zweite Tochter des vormaligen Königs von Spanien, mit ihrem Vetter Napoleon verheirathet, dem zu Anfang 1831 in der Romagna verſtorbenen ältern Bruder des neuen Kaiſers der Franzoſen. Sie verſchied auf einer Reiſe zu Sarzana im Frühling 1839 und ruht neben ihrer Mutter, der ſanften, guten, vielgeprüften Julie Clary, in einer der Chorkapellen von Santa-Croce.

Die Jahre 1820—1830 waren eine Zeit erfreulicher Bewegung in der italieniſchen Literatur. Wenn

jene Literatur der frühern Jahre, welche mit der in Frankreichs Kaiserepoche manche Wechselbeziehung und Aehnlichkeit hatte, unterging, wenn Monti's großes Gestirn sank, so blühte die Romantik auf. An anderm Orte („Römische Briefe," IV Band) habe ich den Karakter Alessandro Manzoni's und seinen Einfluß zu schildern versucht. Eine eigentliche Schule hat er nicht gebildet oder jedenfalls ist von derselben nicht viel zu sagen — der Carmagnola und Adelchi haben auf die dramatische Poesie keine wohlthätig-bestimmende Wirkung geübt, die vielen Inni sacri, welche auf seine meisterhaften, die schwärmerische Religiosität des Mittelalters mit dem befruchtendsten Moralprinzip vereinigenden Gesänge gefolgt, stehn in zweiter Linie, und die Vorzüge des historischen Romans in Italien, wie die Verlobten ein an sich so schönes Buch, ihn hervorriefen, sind ungeachtet mancher an sich achtungswerthen Erzeugnisse mindestens sehr problematisch. Aber das religiös-patriotische Element in Manzoni ist von unberechenbar wohlthätigem Einflusse gewesen: neues Leben, neuer Geist, neue Wärme kamen in die Dichtung, über welche ein wohlthätig milder Hauch sich ergoß, während sie ins Volk drang, was bei Leopardi nie der Fall sein konnte. Letzterer vermogte sich mit dieser Richtung nicht zu befreunden. Je tiefer man in ihn blickt, um so natürlicher wird man es finden — aber die Gründe sind traurig. Er hatte sich von dem

poſitiven Chriſtenthum mehr und mehr abgewandt: hier wurde der Katholicismus reichſprudelnde Quelle der Poeſie. Er bezog Alles auf die alte Welt, welcher ſein Herz gehörte und deren Anſchauungsweiſe mit den Tugenden wie mit der Unfruchtbarkeit der Cultur des Paganismus in ihm wiederaufgelebt war: hier wurden die Bande zwiſchen der neuen Zeit und dem Mittelalter enger gezogen und in mittelalterliche Gefühlsrichtung eingegangen. Er hatte für die Schwäche und Verirrungen der Mitwelt nur herben Tadel, nur Schmerz oder Spott: hier ward Vermittelung angeſtrebt und Verſöhnung. Seine Form ſelbſt, ſo trefflich ſie war, hinderte ihn populär zu werden, wie es gewiſſermaßen bei Auguſt Platen der Fall war, der mit Leopardi, mit welchem er in ſeiner letzten Lebenszeit zuſammentraf, viel Uebereinſtimmendes hat. Manzoni, welcher den ethiſchen Zweck Allem voranſtellt, opferte wol, wie in ſeinen geiſtlichen Hymnen, im freudigen vertrauensvollen Bewußtſein der belebenden Fülle ſeiner Poeſie das ſpezifiſch Erhabene, um auf die Gefühle der Nation im Großen zu wirken. Leopardi ſcheint beinahe abſichtlich zu vermeiden ſich über die neue Faſe zu äußern. Von Manzoni ſchreibt er nur (Piſa, Februar 1828): „Ich habe Manzoni's Roman geſehen, welcher ungeachtet vieler Fehler mir ſehr gefällt und gewiß das Werk eines großen Meiſters iſt. Als ſolchen habe ich deſſen Verfaſſer in mehren Unterredungen erkannt, die

ich in Florenz mit ihm hatte: er ist ein wahrhaft liebenswürdiger und achtungswerther Mann."

Das ist Alles. Colletta aber, der auch nur antike Muster vor Augen hatte, scheint gerade von Giordani und Leopardi den Kampf gegen „die Geschosse der Romantiker" erwartet zu haben. „Nun hat Giordani bankrottgemacht (schreibt er im Dezember 1828); auf einige Andere können wir nicht bauen — wenn Leopardi uns im Stich läßt, wer bleibt dann noch?"

Diese Zeit, die ungeachtet aller tiefliegenden unheibaren Unruhe und Nichtbefriedigung soviel Freudiges und Schönes brachte, ging, was den echten Schöpfungstrieb betrifft, mit 1830 zu Ende. Die Juli-Revolution, dies Mittelglied in der Kette der Umwälzungen welche seit einem halben Jahrhundert Frankreich Schlag auf Schlag über Europa gebracht hat, versetzte das so friedliche Toscana in vielfältige politische Unbehaglichkeit und zersprengte theilweise jenen Kreis dessen ich gedachte. Giordani, der berühmte neapolitanische Rechtsgelehrte Poerio, manche Andern noch, mußten das Land verlassen. Colletta entging neuem Exil nur durch den Tod: er ruht in der einfach schönen Kapelle der Capponischen Villa Varramista im untern Arnothal. Die Aufstände des Jahres 1831, in der Romagna und den Herzogthümern Modena und Parma, dienten nur dazu alte Wunden wiederaufzureißen und neue zu schlagen, manche Saat des Friedens zu ver-

nichten und neuen Verdacht zu ſäen von welchem Tos-
cana indeß immer noch in ungleich geringerem Maße
berührt ward als andere Theile der Halbinſel. Zu
Anfang 1833 wurde die Antologia unterdrückt: einer
ihrer fleißigſten jüngeren Mitarbeiter, Niccolò Tom-
maſéo, nachmals ſo viel genannt wegen ſeiner aus-
gedehnten literariſchen wie politiſchen Thätigkeit, für
welche letztere er nicht geſchaffen war und wodurch
Er wie die Politik nicht weiter gekommen ſind, mußte
damals gleichfalls Florenz meiden. Leopardi war in
dieſer Zeit ſchon völlig ohne Einfluß auf die Lite-
ratur. Es galt ſchon von ihm was Giordani acht
Tage nach ſeinem Tode auf ihn anwendete: Consum-
matus in brevi explevit tempora multa. Hätte
ſeine Geſundheit ihm auch Beſchäftigung erlaubt, die
ewige Negation in die er hineingerathen war, das ſtarre
und feindſelige Sichabwenden von der geoffenbarten Re-
ligion, die Verdüſterung ſeines ganzen immer enger ſich
ziehenden Horizonts hätten ihm jede Wirkung auf die
Nation entziehen, hätten ihm dieſe gänzlich entfremden
müſſen. Ich kann nicht umhin, an eine geiſtige Peau
de chagrin zu denken, wenn ich mir die letzten Jahre
dieſes unglücklichen Mannes vergegenwärtige. Seine
Verzweiflungstheorie konnte weder der Poeſie noch der
Filoſofie Heil bringen.

Bibliografiſche Notiz.

Die erſten von Giacomo Leopardi gedruckten Sachen waren die Ueberſetzungen der Idyllen des Moſchus mit einer Abhandlung über denſelben, in der mailänder Zeitſchrift: Spettatore italiano e straniero, 1816 und 1817; Proben einer Uebertragung der Odyſſee, und der Froſch- und Mäuſekrieg, welche alle einander ziemlich raſch folgten und großentheils ſchon in das Jahr 1815, ſein ſiebzehntes Lebensjahr, gehörten. Der angeblich aus dem Griechiſchen überſetzte Hymnus an Neptun trat 1817 ans Licht, im Jahre 1818 zu Rom die beiden berühmten Canzonen: All' Italia und Sopra il Monumento di Dante che si prepara a Firenze. Zwei Jahre ſpäter, zu Bologna, die Canzone: Ad Angelo Mai quand'ebbe trovato i libri di Cicerone della Repubblica. Im Jahre 1824 erſchien zu Bologna die erſte Sammlung der Canzoni, außer den genannten noch ſieben neue enthaltend, die zum Theil in die Zahl ſeiner vorzüglichſten Dichtungen gehören. Das Jahr 1826 brachte ſein Martirio de' Santi Padri, ein angebliches Trecento-Product, und die mehrmals gedruckte Ausgabe des Petrarca, die beiden folgenden die

Crestomazia Italiana in zwei Abtheilungen und die Operette morali, welche dann 1834 vervollständigt erschienen. In den Jahren 1831 und 1836 kamen die beiden florentiner Ausgaben der Canti, von denen die zweite letzter Hand. Nach Leopardi's Tode besorgte A. Ranieri eine Gesammtausgabe der Schriften wie er sie selbst gewünscht hatte: Opere di Giacomo Leopardi. Edizione accresciuta, ordinata e corretta, secondo l'ultimo intendimento dell' autore da Antonio Ranieri. (Zwei Bände, Florenz 1845, mit Bildniß und Abbildung des Denkmals. Jetzt schon im dritten Druck.) Nachmals wurde als III bis VI Theil beigefügt: Studi filologici, raccolti ed ordinati da Pietro Pellegrini e Pietro Giordani (Florenz 1845, die gelehrten Jugendschriften, Abhandlungen, Uebersetzungen u. A. enthaltend); Saggio sopra gli errori popolari degli Antichi pubblicato per cura di Prospero Viani (Florenz 1846), eine dem gelehrten Jonier Andrea Mustoridi gewidmete Arbeit des Jahres 1815; Epistolario, raccolto e ordinato da Prospero Viani (2 Bände Florenz 1849), mit Colletta's und Giordani's Briefen an Leopardi. Einzeln gedruckt wurde noch das satirische Gedicht in Ottaverimen: Paralipemeni della Batracomiomachia (Paris 1842).

Ueber Leopardi schrieben, neben vielen Andern, Giordani in der Vorrede zu den Jugendschriften (auch gedruckt in den Opere di Pietro Giordani — Florenz 1846. Bd. II. 375 ff. — wo sich andere einzelne

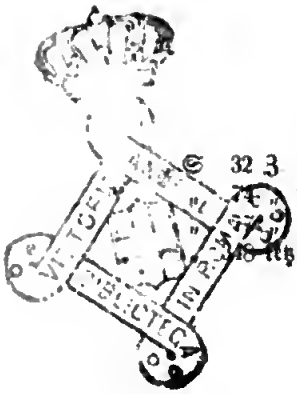
Aufſätze über Leopardi finden); Vincenzo Gioberti, der in ſeiner Jugend mit ihm bekannt und 1828 ſein Reiſegefährte war, in dem berühmtgewordenen Buch über den Primat der Italiener; Carl Witte in den Leipziger Blättern für literariſche Unterhaltung, bei Gelegenheit der Kannegießerſchen Ueberſetzung der Canti, 1837; H. W. Schulz in der Italia, 1840; C. A. Sainte Beuve in der Revue des deux mondes, September 1844. Das richtigſte Urtheil über ihn hat Gioberti gefällt: ich ſetze es um ſo lieber her als es neuerdings Mode geworden iſt, über die politiſchen Irrthümer und literariſchen Mißgriffe dieſes merkwürdigen Mannes auch ſeine ſeltenen und großen Eigenſchaften zu vergeſſen oder zu verleugnen, und ihn, der jetzt über das Irdiſche erhaben iſt, die tolle Uebertreibung entgelten zu laſſen, welche vor vier bis fünf Jahren Götzendienſt mit ihm trieb. „Wozu das Wiſſen, auch das ungewöhnlichſte, ſagt er, ohne die Religion nutzt, hat Italien in unſerer Zeit an einem der erleſenſten Geiſter erfahren können, die ihm ſeit lange Ruhm bereitet haben. Giacomo Leopardi war ein ſolcher außergewöhnliche und allumfaſſende Geiſt. Er war ein vollendeter Kenner des Griechiſchen und Lateiniſchen in einem Alter das in der Regel erſt die Anfangsgründe des Wiſſens zu ſammeln pflegt. Er war ein Lyriker wie längſt keiner geweſen, der feinſte Proſaſchriftſteller, von ſo ausgedehnter wie gründlicher Gelehrſamkeit, ein ſcharfer Beobachter des Menſchenherzens, fremd in keinem Gebiete der Wiſſenſchaft, in Literatur und Poli-

tik ein Gegner modernen Leichtſinns, mit ernſtem, zartem, keuſchem Geſchmack begabt: kurz er war einer jener Männer altitaliſchen Gepräges, wie ſie zu keiner Zeit häufig waren, nie jedoch ſo ſelten wie in unſerer Zeit. Dabei unbeſcholtener Wandel, wahre Beſcheidenheit, eine aufrichtige, gemäßigte, ſtarke, ſtandhafte Geſinnung, aller Lüge, Falſchheit und Ungerechtigkeit Feind, und eines der wohlwollendſten edelſten Herzen. Und dieſer ſeltene, über Menſchliches ſich erhebende Geiſt lebte und ſtarb ein Opfer jener filoſofiſchen Lehren, welche in Frankreich entſtanden oder vielmehr ausgebildet eine Zeitlang überall herrſchend waren: ein Beweis daß die höchſten Geiſtesgaben und die größte Unabhängigkeit von der Tyrannei der Meinung doch nicht vor den Verirrungen der Zeit ſchützen. Im Widerſpruch aber mit den übrigen Materialiſten übertrug Leopardi in ſein Syſtem jene kühne Logik, die ihm Bedürfniß war und wozu er den Muth in ſich empfand. Mit feſter Hand zerriß er den lügneriſchen Schleier mit dem die Heterodoxie ihre Doctrinen verhängt um ſie anziehender und gefälliger zu machen: vor Aller Augen enthüllte er in ihrer Nacktheit ihre troſtloſen Schlüſſe, und gelangte zum Endreſultat, Wiſſen und Weltweisheit als Erbfeinde der Menſchheit zu verfluchen. David Hume hatte einſt die äußerſten ſpeculativen Folgerungen des Carteſiſchen Dogma's ins Licht geſtellt: Leopardi wandte denſelben Scharfſinn und dieſelbe kühne Dialektik auf deſſen praktiſche Conſequenzen an und erwies ohne es zu vermuthen, der Wiſſenſchaft einen großen Dienſt. Denn

der ſicherſte Weg zur Vernichtung des Irrthums iſt deſſen Folgerungen zur Evidenz zu bringen. Leopardi's Schriften ſind von einer tiefen Melancholie erfüllt; ſie athmen eine ruhige logiſche Verzweiflung, welche dem Leſer nicht wie eine Krankheit des Herzens erſcheint ſondern als eine Nothwendigkeit des Geiſtes, als das Endergebniß eines ganzen Syſtems. Das Gemälde welches er vom menſchlichen Elend entwirft, iſt ſchmerzlich, aber nützlich weil dem Weſen nach wahr und nur darin mangelhaft, daß es die Hoffnung ausſchließt. Die Filoſofie, welche Leopardi mit der Muttermilch einſog, ließ ihn die Grenze des Sinnlichen nicht überſchreiten. Deshalb, angeregt durch den Widerſpruch der in der Weltordnung zwiſchen der Wirklichkeit und der Sehnſucht beſteht, leugnete er, daß das Sittliche und ſomit daß die Intelligenz die Natur beherrſcht, ohne zu bemerken daß er die ſittliche Ordnung der Dinge gerade da anerkannte wo er ſie in Abrede ſtellte, daß er ſie im Widerſpruch mit der phyſiſchen Ordnung glaubte, weil er nicht zu einem höhern Prinzip aufſteigen wollte. Ohne die traurige Krankheit welche ſein ernſtes Studium ſo früh unterbrach, würden ſein Scharfſinn und ſeine Geiſteskraft ihn ohne Zweifel zur Erkenntniß der Falſchheit dieſer Doctrinen geführt haben."

Pietro Giordani, von welchem in der Karakteriſtik Leopardi's ſo oft die Rede geweſen iſt, ſtarb zu Parma am 2. September 1848 an einem Herzübel, im vierundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens. Er, der ſo lange für eins der Häupter der Liberalen gegolten hatte, ſcheint

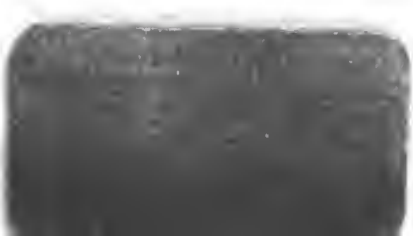
in die Bewegung der Jahre 1847—48 gar keine Hoffnung gesetzt und von der Mitwelt nichts erwartet zu haben. Ueber die Unzulänglichkeit seines literarischen Strebens täuschte er sich am wenigsten. „Was Ihr von mir leset, schrieb er einem Freunde, sind Lappalien. Studierte man ernstlich, so würde man an dies Zeug nicht so viel Lob verschwenden. Ich hoffe Ihr werdet einmal etwas Besseres lesen: aber es wird immer ein Nichts sein für Den der schaffen will und kann, was Natur und Umstände mir versagten." — Seine Schriften erschienen gesammelt in einer Ausgabe letzter Hand, Florenz 1846, zwei Bände mit einem Anhang von, angeblich zu Bastia gedruckten Aufsätzen, gegen welche die toscanische Censur Bedenken erhoben hatte. Eine Auswahl seiner zahlreichen Briefe ist längst angekündigt.



Verbesserungen.

S. 32 Z. 18 statt Juli lies „Juni"
„ 74 „ 18 nach: „erließ" setze das Zeichen 1)
„ 77 „ 14 nach: „Pisaner" „ „ „ 2)
48 letzte Zeile, der Name des Architekten Mazois ist unter den Verstorbenen aufzuführen.

Berlin, gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

HAG2022626

LEGATORIA
C. DE NARDIS
VIA CRESCENZIO 85
ROMA
TIPOLITOGRAFIA CARTOTECNICA